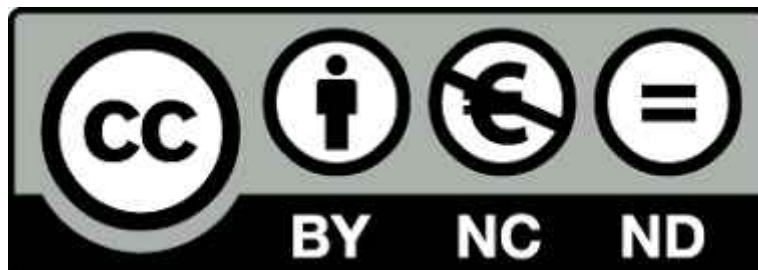


Gemeinsames Archiv des Kreises Steinburg und der Stadt Itzehoe

Spaziergänge durch Alt-Itzehoe, Rudolf Krohn 1926

Bestand: Bibliothek

Signatur: B-INV 5956



Lizenz: Creative Commons CC BY-NC-ND 4.0 Namensnennung-Nicht  
Kommerziell-Keine Bearbeitung 4.0 International

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/>

Bei der Veröffentlichung aus dem Archivgut gewonnener Erkenntnisse ist die  
Fundstelle folgendermaßen anzugeben:

*Gemeinsames Archiv des Kreises Steinburg und der Stadt Itzehoe, Bibliothek, B-  
INV 5956*

Spaarsgänge  
durch die Itzehoe

Gemeinsames Archiv Kreis Steinburg/Stadt Itzehoe

**Gemeinsames Archiv Kreis Steinburg/Stadt Itzehoe**

**Gemeinsames Archiv Kreis Steinburg/Stadt Itzehoe**

Gemeinsames Archiv Kreis Steinburg/Stadt Itzehoe

# Spaziergänge durch Alt-Izehoe

— L —

Von Stadtsekretär a. D.  
K. Krohn, Izehoe

— T —

Izehoe 1926

Druck und Verlag von G. J. Pfingsten G. m. b. H., „Izehoer Nachrichten“.

## Geleitwort.

Die Jugend freut sich der Gegenwart, erwartet und erhofft jedoch von der Zukunft noch Besseres, Schöneres; das Alter weilt mit seinen Gedanken und Erinnerungen in der Vergangenheit, am liebsten im Kinderland, und spricht mit Klaus Groth:

„Ick wull, wi weern noch kleen, Jehann,  
Do weer de Welt so grot!

Wi seten op den Steen, Jehann,  
Weest noch? bi Rowers Sot.

An Heben seil de stille Maan,  
Wi segen, wa he leep,  
Un snacken, wa de Himmel hoch  
Un wa de Sot wul deep.

Weest noch, wa still dat weer, Jehann?  
Dar röhr keen Blatt an Bom.  
So is dat nu ni mehr, Jehann,  
As höchstens noch in Drom.“

Und weil nun der Leser der „Izehoer Nachrichten“ auf meinen „Spaziergängen“ sich so bequem in die Vergangenheit hat hineinträumen können und weil nach Jean Paul „Erinnerung das einzige Paradies ist, aus dem wir nicht vertrieben werden können“, ist der Verlag der „Izehoer Nachrichten“ dem vielfach geäußerten Wunsche nachgekommen, die „Spaziergänge“ in Form eines Buches erscheinen zu lassen.

Hier ist es. Es empfiehlt sich früherer Gunst.

R. Krohn.

## Ein Gang durch die Breite Straße

Wir verschaffen uns für unseren Gang ein Paar Glücksgaloschen aus Andersens Märchen, um durch Zeit und Ort nicht beschränkt zu sein, und beginnen bei der Langen Brücke, die ehemals eine Zugbrücke mit einem Tor war, das im Sommer abends um 10 Uhr und im Winter um 8 Uhr, sowie an Sonn- und Festtagen während des Gottesdienstes von 10 bis 12 Uhr vormittags und 3 bis 4 Uhr nachmittags geschlossen wurde. Fußgänger konnten durch eine Nebenpforte frei passieren. Es mußten aber während dieser Stunden für Öffnung des Tores zahlen: ein Wagen 1 Schilling, eine Kutsche 2 Schilling und ein Reiter 1 Schilling.

Da es den Schweden im schwedisch-dänischen Kriege nicht gelingen wollte, die Zugbrücke herunterzureißen, weil es ihnen an Prähmen fehlte, schossen sie diese samt dem Tor nieder. Die belagerten Dänen konnten sich in der Neustadt nicht mehr halten, steckten die Reste der Zugbrücke und des Tores in Brand und flüchteten über die Schweinebrücke (in der Verlängerung der Schulstraße) nach Heiligenflecken. Das war am 8. August 1657. In der Breitenstraße, gegenüber von Hallbergs Haus, hatten die Schweden Laufgräben angelegt.

Nun schnell in die Galoschen und zurück an den Platz, wo nun bei der Langenbrücke eine Obstverkaufsbude steht. Vordem stand daselbst ein Haus, das 1820 einem Fräulein Scheel gehörte, aber bis zum Umfallen kaufällig war. Der damalige Bürgermeister Etatsrat D. H. Nötger kaufte das Gewese in der Absicht, eine Kantorswohnung dort zu bauen. Diese Absicht wurde nicht ausgeführt. Das Haus wurde abgerissen und von dem Etatsrat verkauft; den freien Platz bot er der Stadt unentgeltlich zum Lösch- und Ladepplatz an. Magistrat und Ratsmänner beschloßen in der Sitzung vom 19. April 1821, die Schenkung des Bürgermeisters anzunehmen. Da aus dem Verkauf des Hauses noch ein Ueberschuß blieb, verwandte der Geschenkgeber diesen dazu, in dem neuen Rathhaussaale einen Ofen setzen zu lassen, der 42 Mark Courant kostete, zwei Glas- kronen zu 18 Mark, 5 Dutzend Stühle und 3 Stühle für die Kammerei und die Ratsmänner für 88 Mark anzuschaffen. Die vielen Stühle wurden bei Festlichkeiten (Wällen, Silbefeiern, Königs Geburtstag) im Rathhause gebraucht. Zwei Jahre vorher hatte man die große Bordiele verkleinert und dafür den Saal (das Zimmer rechts vom Eingang) gebaut und die Bürgerstube vergrößert. Ein Ständehaus gab es damals noch nicht.

Nun aber vorsichtig weiter in den Galoschen; denn es ist dunkel, kein Mondschein, und mit der Straßenbeleuchtung ist es schwach bestellt. Im Jahre 1791 gab es hier nur drei öffentliche „Lanternen“, d. h. im Lübschen, die anderen Stadtteile hatten überhaupt keine Beleuchtung. Es waren Tranlampen, denn eine Gasanstalt gab es hier noch nicht. Die drei „Lanternen“ verteilten sich auf die Delftorbrücke, die Langebrücke und den Sandberg. Ohne

Handlaterne ging abends keiner auf die Straße. Aber schon im Winter 1824/25 hatte es der hübsche Stadtteil auf 28 Laternen gebracht, die auf Pfählen standen, an Häusern oder an einer von Haus zu Haus über die Straße gezogenen Kette hingen. Im Winter 1825/26 übernahm ein Gehrt Neimers, welcher für das Anzünden und Auslöschten 40 Reichstaler erhielt, zugleich die Verpflichtung, die erforderlichen acht Zentner Del für 8 Reichstaler den Zentner zu liefern. Auf diese Weise kam die ganze Straßenbeleuchtung im Winter auf nur 104 Reichstaler zu stehen. Im Laufe der Jahre kamen noch 21 Laternen hinzu. Diese nunmehr 49 Laternen wurden von den Nachtwächtern angezündet und gelöscht, mit Ausnahme der Laterne an Kerns Ecke, die von einem Klemmner angezündet wurde. Die Mangelhaftigkeit der ganzen Beleuchtungsart, die Anlust und das Widerstreben der Nachtwächter, ihr schlecht bezahltes Nebengeschäft zu besorgen, und die vielen Reparaturen führten dazu, daß die hübsche Stadt in den Jahren 1841 bis 1844 neue Laternen mit „argantischen“ Lampen anschaffte, wie man sie in Friedrichstadt und Rendsburg schon längere Zeit hatte.

Eine bürgerliche Mitwirkung bei der Kontrolle der Straßenbeleuchtung fand in gemeinnützigster Weise durch den hiesigen Maler Stoß statt. Als am 1. Mai 1887 die 1857 gegründete Gasanstalt auf die Stadt überging, erfuhr die Straßenbeleuchtung unter Bürgermeister Steinbrück eine durchgreifende Verbesserung.

Eine regelmäßige Straßenreinigung wurde erst am 11. Mai 1778 angeordnet, indem bei 3 Mark Strafe befohlen wurde, daß spätestens Mittwoch und Sonnabends früh die Straßen gesegt und Kehrichthaufen zur Abfuhr bereitgehalten werden mußten. Wer ein Schwein, eine Kuh, Gänse und Hühner hielt und außerhalb der Stadt etwas Gemüseland hatte, mußte im Laufe des Sommers für Dünger sorgen. Wer nun keinen Hofplatz für einen Düngerhaufen hatte, wie einige Besitzer in der Breitenstraße, der legte sich links oder rechts von seiner Haustür einen kleinen niedlichen Misthaufen an. Dies ging jedoch auch dem Magistrat zu weit und so ordneten am 11. Mai 1778 „Bürgermeister und Rat dieser Stadt“ an: „Wiedenn auch allen und jeden untersagt wird, auf den Gassen Misthaufen anzulegen, im widrigen der Pächter befugt ist, solchen auf der Straße gelegten Mist, aller Widerrede des Eigentümers unerschreckt, mit aufzuladen und wegzubringen. Wornach alle, die es betrifft, sich zu achten haben“. So, nun hatten sie es so gut; der Mist wurde ihnen einfach weggenommen!

Gegenüber von Hallbergs Haus in dem früher Klemmner Braunschenschen Hause hören wir ein großes Wasserrad rauschen, welches die gräflich breitenburgische Malzmühle im Hause nebenan (früher Schuhmacher Witt) treibt. Die Triebkraft, das Wasser, kam von drei verschiedenen Stellen: aus dem Feldschmiedeteich (nun Helenenstraße), aus einem Wasserlauf, der unter Hallbergs Haus und quer unter der Breitenstraße fortgelaitet wurde, und aus einem offenen Bache mitten in der Breitenstraße. Dieser offene Bach kam vom Wunderberg und lief von Kerns Ecke an, wo eine kleine Brücke war, offen längs der Straße. Daß die Anwohner diesen Wasserlauf für einen gelegenen Ablagerungsplatz für zerbrochene Flaschen, zerbrochene Ton- und andere Töpfe, kurz für allen Unrat, sowie für tote Katzen usw. hielten, ist nicht verwunderlich. Knaben, große und kleine, trieben ihr Spiel darin und trugen zur Reinigung nicht eben bei. Diesem Zustand wurde erst 1826 durch Kanalisierung der Breitenstraße abgeholfen.

Bis dahin konnte auch von einer einheitlichen Pflasterung der Straße keine Rede sein. Die Anwohner des Baches, links und rechts, pflasterten nach Maßgabe ihres Geschmacks und ihrer Mittel vor ihrem Hause selbst, der eine mit Hundsteinen, der andere mit Fliesen, der dritte mit Backsteinen. Bei solcher Pflasterung mußten die zahlreich vorhandenen, auf den Bürgersteig vorspringenden Treppeneingänge, sowie auch hier und da vor den Häusern stehenden Bäume geschont werden. Es war 1826 nicht leicht, die Anlieger im Interesse des Gemeinwohls willig zu machen, „ihr gutes Recht von altersher“ aufzugeben.

Und nun schnell 13 Jahre zurück! Es ist der 15. Dezember 1813, nachts um 12 Uhr. Bei Dr. Eiken in der Breitenstraße (wo Siebkes und später Lorenz' Restaurant war) wird heftig an der Nachtglocke gerissen. Der Doktor, rasch gekleidet, öffnet die Tür. Es stehen aber Husaren da, die ihn in ihre Mitte nehmen und nach dem Rathaus bringen. Dort trifft er, von Husaren bewacht, den Bürgermeister Böhmann und den gräflich breitenburgischen Eingeseffenen Marg Evers. Den Dreien wird eröffnet, daß sie als Geiseln festgenommen seien und auf dem vor dem Rathause stehenden Wagen mitgenommen werden würden solange, bis die Stadt die ihr auferlegte Requisition würde ausgeführt haben.

Zum Verständnis muß bemerkt werden, daß vor wenigen Wochen, am 18. Oktober 1813, Napoleon Bonaparte in der Völkerschlacht bei Leipzig war geschlagen worden. Da nun Dänemark im Bündnis mit Frankreich sich befand, war die Folge, daß die alliierten Mächte Rußland, Preußen, England, Schweden sich nunmehr nach Norden gegen Dänemark wandten, zumal die Franzosen noch immer in Hamburg und Lübeck saßen. In wenigen Wochen war Holstein von den feindlichen Truppen überschwenmt und schon am 9. Dezember rückte eine Abteilung Lüneburger Husaren in Isehoe unter dem Leutnant v. Estorf ein, die, sofern noch königlich dänische Kassen hier vorhanden waren, solche leerten oder mit Beschlag belegten. Die Stadt aber sollte große Mengen Laken, Hosen, Stiefel, Sporen, Schuhe, Branntwein, feine und gewöhnliche Weine, Kanaster, Portorico, gewöhnlichen Tabak, Kaffee, Zuder, Rosinen und andere Sachen sofort liefern. Das ließ sich leichter befehlen als ausführen. In der Stadt waren die Sachen nicht anzutreiben, es mußten erst Boten nach Wilster und Dithmarschen, um die Sachen aufzukaufen. Es verstrichen sechs Tage; da, am 15. Dezember, kamen die Husaren wieder in die Stadt gesprengt. Was man für verwendbar hielt, wurde mitgenommen, das andere zertrimmert und in die Stör geworfen. Abends kam noch eine Abteilung Kosaken hinzu. Nun hieß es, wo die am 9. Dezember requirierten Sachen seien. Die waren natürlich noch nicht da und so erfolgte in der Nacht die Festnahme der drei Geiseln. Schon sollten diese den Wagen besteigen und wegtransportiert werden, da wurde dem Kommandierenden v. Estorf zugeplüßert, daß Dr. Eiken noch schöne Weine auf Lager habe. Diese Weine ließ sich v. Estorf ausliefern und gab aus Erkenntlichkeit dafür die drei Geiseln frei, welche nur versprechen mußten, daß die Lieferung der requirierten Sachen sobald wie möglich erfolgen solle.

Anderz machen es heute die Franzosen: sie saufen unsere Weine, bestehen auf Lieferung und lassen unsere Gefangenen doch nicht frei.

Nun husch in den Galoschen nach Kerns Ecke, wo 1825 vor den Fenstern in Kerns Weinhandlung zwei Herren stehen, ein baumlanger und ein ganz kleiner, beide Herren von der Feder, beide Schriftsteller. Der Lange ist Dr. Johann

Gottwerth Müller, der Kleine der Aktuar Karl Friedrich Jägermann. Müller wohnt in einem gräßlich breitenburgischen Hause in der Bekstraße, Jägermann in der Feldschmiede, jetzt Nr. 91. Beide treffen sich gern in der Weinstube von Kern.

Müller war von Geburt Hamburger Sohn eines dortigen Arztes. Er hatte mehrere Jahre Medizin studiert und ging dann zur Schriftstellerei über. Nach Iphoe kam er 1772, gründete hier eine Buchdruckerei (die erste), einen Buchhandel und eine Leihbibliothek. Von seinen vielen Romanen war „Siegfried von Lindenberg“ seinerzeit berühmt. Dieser hat scherzhaften, satirischen Inhalt und ist noch heute in der Reklamschen Ausgabe käuflich. Seine zahlreichen anderen Romane werden heute nicht mehr gelesen. Als hier im Jahre 1817 das „Iphoeer Wochenblatt“ erschien, schrieb Müller für dasselbe einen Artikel über „Das Ehrgefühl der Portugiesen“. Da Müller die französische Sprache beherrschte, konnte er hier im Kriegsjahre 1813 durch Verhandlung mit fremden Truppenführern — auch russischen — dem Magistrat manche Dienste leisten. Der Breitenburger Graf Friedrich zu Ranzau war sein Gönner. Müller fiel es sehr schwer, seine zahlreiche Familie zu ernähren. Durch seine spitze Zunge und seine scharfe Feder machte er sich viele Feinde. Mancher Iphoeer mußte ihm in seinen Romanen Modell stehen. Wenn auch im Umgang nicht sonderlich angenehm und vielfach gefürchtet und angefeindet, so war er doch ein Feind jeglicher Unsitlichkeit, Unwahrheit und Heuchelei. Auf die Fürsprache des dänischen Ministers von Bernstorff erhielt er seit 1796 vom späteren dänischen König Friedrich VI. eine Jahrespension von 200 Reichsthalern, von 1803 an jedoch jährlich 400 Reichstaler. Am 22. Juni 1828 starb Müller im 86. Lebensjahre. Er liegt seinem Wunsche gemäß in Münsterdorf begraben. Im „Iphoeer Wochenblatt“ erschien alsbald nach seinem Tode folgendes Distichon:

„Heiterer Greis, dir ward es verliehen, auch heiter zu scheiden. — Wie du durch Heiterkeit Manchem den Kummer verschendst. — Siegfried von Lindenberg stirbt nimmer im Herzen der Deutschen. — Ein unvergängliches Maß hast du durch ihn dir gesetzt.“

Im Jahre darauf wurde seine über 12 000 Bände starke Bibliothek, reich an Seltenheiten, verauktioniert. Dr. Müller diente Schiller in seinem „Wallensteins Lager“ als Modell für den „langen Peter aus Iphö“. Müllers Bildnis in Schwarzdruck hängt in der Volksbibliothek.

Karl Friedrich Jägermann stammte aus Aurand, wo er 1768 in Ludum geboren wurde. Im Jahre 1787 kam er als Lehrer der Mathematik und des Buchhaltens nach Hamburg und 1807 infolge Einbruchs der Franzosen nach Iphoe, wo er Lehrer des Rechnens und der Mathematik war. Er verfaßte ein „Lehrbuch des allgemeinen Rechnens und der Algebra“, eine „Anleitung zu der Auflösung des gemeinen Rechnens“. „Die angewandte Algebra“. „Iphoe und dessen Umgebungen in historischer und topographischer Hinsicht, als Beitrag zur Vaterlandskunde“. Er wohnte in der Feldschmiede in einem verfallenen Hause. Man erzählte sich, daß er bei Regenwetter in der Wohnstube und im Bett den Regenschirm aufspannen müsse. Die Jugend sang auch:

„Jägersmann sin Hus steit in Gottes Hand,  
kennen is keen Dör un haben is keen Wand“.

Aber den Lebensmut und den Humor konnte seine Notlage ihm nicht rauben. Er baute in seinem Garten (sein Haus lag nach hinten am Feldschmiedekamp, der Garten vorne an der Feldschmiede) Mooshöhlen und feierte bei hellem

Montschein und glänzenden Lampions bei Bier und Wein, mit Freunden und Bekannten italienische Nächte. Er trank gern mit seinem langen Freund Dr. Müller zusammen bei Kern ein Glas Wein und war auch ein treues Mitglied der Juliangarde, deren „Schwanzcorporal“ er bis an sein Ende geblieben ist. Er, der kleine Hochdeutsche mit seiner schnarrenden Stimme, war ein stadtbekanntes Original; 50 Jahre hat er hier noch gelebt und ist, 89 Jahre alt, 1857 gestorben.

Nun stellen wir unsere Glücksgaloschen einstweilen bei Kern in dessen Weinstube ein, um sie gelegentlich abzuholen für einen neuen Gang, vielleicht durch die Kirchenstraße.

## Ein Gang durch die Kirchenstraße

Wir holen uns für unseren Gang erst die in Kerns Weinstube eingestellten Glücksgaloschen, denn ohne diese ist es nicht möglich, schnell von einem Jahrhundert ins andere zu kommen.

Die Kirchenstraße hieß ehemals Papengasse oder Pfaffenstraße, weil in der Zeit, als Iphoe noch katholisch war, hier nur katholische Priester wohnten, vielleicht 14 bis 15; denn der Glaube damaliger Zeit (12., 13., 14., 15. Jahrhundert) sah fromme Übungen, namentlich Geschenke an die Kirche, als die gültigsten Anweisungen auf den Himmel an. Wer Sünden abzubüßen hatte und Vorteile zur Befriedigung des Seelenheils erlangen wollte, war bemüht, sich mit den geistlichen Gewalten, Kirche und Kloster, gut zu stellen. Man gründete in der jetzigen Laurentikirche (die damals eine Marienkirche war) Altäre für Nebengeistliche, indem man entweder eine Summe Geldes aussetzte oder eine Koppel, einen Hof oder ein Haus der Kirche vermachte. Diese Nebengeistlichen mußten dann an besonderen Altären in der Kirche, wovon es 18 gegeben haben soll, Seelenmessen für Befreiung aus dem Fegefeuer entweder des Stifters oder seiner Angehörigen (lateinisch) lesen.

Die Besoldung dieser Herren war jämmerlich und mancher betrieb ein Geschäft nebenher. Ihre Allgemeinbildung war nun allerdings auch nicht sehr groß.

Als die Reformation in unserem Lande eingeführt wurde (sagen wir für Iphoe 1524), da verschwanden die Nebenaltäre und ihre Diener.

Erst in neuester Zeit wurde man wieder daran erinnert, daß in der Kirchenstraße katholische Priester gewohnt hatten, als nämlich Kaufmann Kuhl. Ede Bekstraße, wo nun das Weißwarengeschäft von Eckmann ist, sein altes Haus abbrechen und das jetzige aufführen ließ. Beim Abbruch entdeckte er unter seinem Keller noch einen Keller und in demselben eine Menge Wechsellichte aus der katholischen Zeit, die nun Hunderte von Jahren da gelegen hatten. Kuhl verkaufte sie in seinem Laden.

Und nun wollen wir uns schnell in unseren Galoschen reichlich 400 Jahre zurückbegeben, in das Jahr 1562, aber Vorsicht, denn die ganze Straße steht in Flammen. Alle Häuser brannten nieder bis auf das Eckhaus, in dem heute das Zigarrengeschäft von Bayer Nachf. sich befindet. Dies Haus hat sich dann noch beinahe 100 Jahre seines Lebens freuen können, bis es 1657 mit der ganzen Stadt, den Kirchen, Schulen, dem Rathause, den Stiften den schwedischen Kugeln

zum Opfer fiel. Es wurde dann wie die anderen Häuser wieder aufgebaut und ist von da an bis 1873 evangelisches Pastorat und Küsterwohnung gewesen. In diesem Jahre, 1873, wurde das neue Pastorat westlich der Kirche bezogen.

Die Kirchenstraße war einst sehr schmal, nicht breiter, als daß nur ein Wagen darin fahren konnte, denn der Kirchhof ging tief in die jetzige Straße hinein.

Alle Beerdigungen fanden bis zum Jahre 1762 auf diesem Friedhof statt. Es sollen, wie aufgrund der Kirchenbücher geschätzt wird, gegen 4500 Leichen da bestattet sein; fand man doch bei Verbreiterung der Kirchenstraße, beim Setzen von Gaslaternen und beim Bau des Archidiaconats, daß die Gebeine förmlich schichtweise aufeinander lagen.

Gusken wir auf unseren Galoschen schnell in das Pestjahr 1712 hinein, dann vernehmen wir, daß, als die Seuche aufs höchste stieg, in einem Monat 300 Menschen hier starben und das bei einer Einwohnerzahl von damals höchstens 2500 Seelen. Die Bestattung geschah damals abends, ohne alle Förmlichkeit; 5, 6, 7, ja 9 Leichen kamen auf einmal in die gemeinsame Grube!

Das war ein Schlag für Itzehoe und es konnte sich schwer von ihm erholen.

Von 1762 bis 1817 war ein neuer Kirchhof auf dem Holzkamp. Nun wollen wir aber einmal einer Bestattung bezw. Beisehung beiwohnen, bei der die Scharlust ihre Bestattung findet. Zu dem Ende müssen wir uns mit Hilfe unserer Galoschen wieder zurückbegeben, und zwar an den 15. Dezember 1897. Wir bitten den Küster, ob wir nicht bei ihm aus dem Fenster sehen dürfen.

Es wird Graf Detlef Ranßau, der auf Drage verstorben ist, hier in St. Laurentii beigesetzt. (Drage war von 1822 bis 1734 im Mitbesitz der Grafen Ranßau.)

Sieh, da kommt der Leichenzug von der Feldschmiede herein. Es kommen:

1. Drei breitenburgische Fackelträger in Trauermänteln, jeder mit einem 4 Ellen langen Seidenflor, mit brennenden Fackeln zu Pferde.
2. Der Obervogt Reimers, hinter ihm 6 Bögte.
3. Die Diener der Edelleute, Paar bei Paar.
4. Die Handpferde der Edelleute.
5. Der Bereiter Hahn.
6. Die 10 gräflichen Handpferde.
7. Die Schule (d. h. die Lateinschule) mit ihren Schulbedienten.
8. Der Marschall Heinrich von Würßen.
9. Die Geistlichkeit (evangel.), Paar bei Paar.
10. Drei Breitenburger zu Fuß mit Trauermantel, Flor und brennenden Wachsfackeln.
11. Der Marschall Cläßen zu Pferde.
12. In einer Chaise zwei Personen, die des Verstorbenen Auszeichnungen und Orden tragen sollen, wenn sie bei der Kirchhofspforte den Wagen verlassen haben.
13. Drei Träger brennender Wachsfackeln, nämlich Joachim, Schröder und August.

14. Der Leichenwagen, der ein Himmelswagen ist, von 8 Pferden gezogen und diese von 8 Personen zu Fuß geleitet, die in der freien Hand eine brennende Wachsfackel tragen. Neben diesen noch 8 Träger brennender Wachsfackeln und daneben zu beiden Seiten des Wagens 20 Träger. Die über dem Leichenwagen liegende Sammetdecke wird von 6 Personen an den vier Ecken und in der Mitte gehalten.

15. Die drei Mohren zu Fuß mit brennenden Fackeln.

16. Der Marschall Hilbebrandt.

17. Der Bruder des Verstorbenen zu Pferde, neben demselben die zwei Pagen Beplin und Lemmerhirt sowie die vier Lakaien Hunselt, Croquet, Otto und Jürgen. Die zwei Pagen müssen, sobald die Herrschaft geht, die Schleppe der Mäntel tragen.

18. Die Edelleute nach Verwandtschaft und Rang.

19. Die Karossen nach ihrer Rangordnung.

In die Kirche, wo die Beisehung erfolgt, können wir nicht mit hinein, weil die Ordnung dies nicht zuläßt. Es sei nur bemerkt, daß der Zug von Drage bis hier ebenso prunkvoll war.

Und nun schwingen wir uns in unseren Galoschen 187 Jahre vorwärts bis zum 5. Dezember 1894, um mit der ganzen Bevölkerung den Sarg der allbeliebten hier verstorbenen Aebtissin Prinzessin Louise von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Glücksburg durch die Kirchenstraße zu begleiten. Mehr als 30 Jahre hatte sie mit der Einwohnerschaft zusammengelebt und deren Herzen durch Leutseligkeit und Freundlichkeit gewonnen.

Die Trauerstraße war mit weißem Sand und Tannenzweigen bestreut. Der Sarg wurde von Mitgliedern der Jüliengarde zu dem mit sechs schwarz behangenen Pferden gezogenen Wagen getragen. Unsere Feldartillerie bildete Spalier. Zu Anfang der Kirchenstraße war eine Trauerpforte erbaut mit dem Glücksburger Wappen, den Wappen Deutschlands, Preußens, Dänemarks, Schleswig-Holsteins und der Stadt Itzehoe. Es folgten der Leiche: die Geistlichkeit, König Christian IX. von Dänemark, Kronprinz und Prinz Waldemar von Dänemark, Herzog Ferdinand von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Glücksburg, die Prinzen Julius, Hans und Albert, der kommandierende General Graf Waldersee, Hofmarschall Freiherr von Sedendorf, Freiherr von Rechenberg, Kammerherr von Voßmer, Hofchef Freiherr von der Necke und andere. Ferner waren anwesend die Herzogin Adelheid von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Glücksburg, die Prinzessin Marie, die verwitwete Fürstin von Waldeck, der Verbitter des Klosters, die drei Klosterpropste, die Ritterschaft, die Stabsoffiziere, das Richterkollegium, höhere Beamte, Stadtvertretung usw.

Nach einer Schlussansprache des Propstes Buchholz an die Trauergemeinde wurde die Leiche im Mausoleum beigesetzt.

Begeben wir uns nunmehr schnell in das Unglücksjahr 1657 zurück, in welchem auch unsere Kirche von den Schweden niedergeschossen und die Leichen in den Särgen der Gewölbe geplündert wurden. Da die Mauern stehen geblieben waren, glaubte man, einen Neubau vermeiden zu können. Man besserte aus und weihte den Bau nach vier Jahren, 1661, ein, mußte sich aber doch nach 50 Jahren (1718) zu einem Neubau, dem heutigen, entschließen. Die Einweihung der Kirche 1661 geschah durch den damaligen Hauptpastor Andreas Poyer. Er war ein sehr gelehrter, aber auch ein ehrgeiziger, freitüchtiger Herr. Mit dem damaligen

Bürgermeister Woldenberg konnte er sich nicht vertragen, weil derselbe ihm auf vieler Gebieten den Rang des Ersten in der Stadt streitig machte, bis zuletzt der König Friedrich III. ein Machtwort sprechen mußte und sagte, bei Leichenbegängnissen und Kirchenrechnungen habe der Pastor, aber bei Schulprüfungen, Hochzeiten und Tauffchmäusen der Bürgermeister den Vorrang. Selbst der Generalsuperintendent Stephan Klotz, der Schwiegervater des Söyer, hatte sich in den widerlichen Rangstreit eingemischt.

Alle Eintwohner erinnern sich gern eines anderen Hauptpastors unserer Gemeinde, des Propstes Versmann. Dieser, den 14. Juli 1819 in Tönning geboren, kam 1840 nach bestandnem Examen 21jährig nach Itzehoe, wo er seine erste Anstellung als Diakon fand. Er verblieb hier bis an sein Lebensende, 33 Jahre lang. Im Jahre 1858 wurde er Hauptpastor, später Propst und Konsistorialrat. Im Erhebungskrieg 1848 zog er mit in den Kampf und wirkte durch seinen echt deutschen Geist und seine Beredsamkeit als Feldprediger der schleswig-holsteinischen Armee. Als Politiker betätigte er sich in der schleswig-holsteinischen Landesversammlung und bis 1863 in der holsteinischen Ständeversammlung in Itzehoe. Seine schneidigen, wuchtigen Reden, diktiert von glühender Liebe für sein „Schleswig-Holstein up ewig ungedeelt“, verfehlten nie ihren tiefen Eindruck. Als wir 1866 preußisch wurden, wurde er ins Konsistorium berufen, dem er neben Mommsen, Chalshaus, Godt und Koopmann seine Kraft widmete. Nicht minder verdient machte er sich um den Gustav Adolfs-Verein in Schleswig-Holstein, den die Dänen im Schleswigschen nicht duldeten, weil er ganz Deutschland umfaßte und die deutsche Sprache stützte. Aber dennoch mußte er im Schleswigschen für seine Sache zu werben durch seinen trefflichen „Sonntagsboten“, an den man die Gelder schickte. Durch seine Predigten hier und seinen Sonntagsboten draußen drückte er dem kirchlichen Leben seinen Stempel auf. Noch heute gibt es alte Leute, namentlich Frauen, die sich noch in der Erinnerung an seinen Predigten erbauen können. Auch die Kinder mußte er für sein Blatt in einer besonderen Ecke zu interessieren, wenn er ihnen z. B. zum Enträtseln den Satz aufgab: „Osterben und Nichtglauben ist ein ewiges Verderben“. Und wer den Sinn nun richtig heraus bekam: „O sterben und nicht glauben, ist ein ewiges Verderben“, vergaß vielleicht sein ganzes Leben hindurch den Satz nicht mehr. Versmann starb am 2. August 1873.

Nun wollen wir einmal wieder fröhlich sein und uns in die sonnigen Septembertage des Jahres 1881, in das Kaisermanöver, zurückversetzen.

Der alte Kaiser Wilhelm, 85 Jahre alt, kommt nach Itzehoe. Wir stehen auf dem Kirchhof, wo die ganze hiesige Schuljugend mit Kränzen, Kornblumen und Schärpen begeistert „Hurra“ ruft. Alle Großen mit.

Sollte uns heute jemand in seiner politischen Umstellung fragen, wie wir wohl einem Kaiser so zjubeln konnten, so antworteten wir:

„Der alte Kaiser Wilhelm war uns das teure, unersehliche Symbol von Deutschlands Erhebung, Sieg und Einigung“.

Guschen wir schnell 74 Jahre zeitlich zurück und stellen uns 1807 vor der jetzigen „Stumpfen Ecke“ auf.

Da kommt ein Herr mit Begleitung von dem jetzigen Prinzeßhof herunter, den alle respektvoll grüßen. Wer ist das? Ja, das ist der von Napoleon Bonaparte aus seinem Lande vertriebene Kurfürst Wilhelm I. von Hessen-

Rassel. Er geht mit seiner Begleitung nach dem Lübschen Brunnen, der damals ein beliebter Besuchsort der feinen Welt war. Daß der Kurfürst hier sorgenfrei leben konnte, verdankte er einem jüdischen Mann, dem Meier Amfelm Rothschild in Frankfurt a. M. Dieser war der Sohn ganz armer Eltern, selber arm, aber sparsam und fleißig. Er ging nicht ins Wirtshaus und rauchte nicht, wie manche Heldenöhne der Jetztzeit, täglich 40 bis 50 Zigaretten; nein, er studierte das Geld- und Münzwesen, gründete ein Bankhaus, erst ganz klein, und war infolge der Gediegenheit seines Charakters streng ehrlich. Der Kurfürst, damals noch Landgraf von Hessen, machte ihn 1801 zu seinem Hofagenten. Schon im Jahre 1802 hatte das Rothschild'sche Bankhaus einen solchen Ruf, daß es dem verarmten Dänemark 10 Millionen Taler verschaffen konnte, natürlich gegen Provision und Zinsen. Viel nützte das nicht, denn 1813 mußte Dänemark doch Bankrott machen. Doch dies nur nebenbei. Als 1806 Bonaparte den Kurfürsten aus seinem Lande vertrieb, ließ dieser Rothschild kommen und sagte: „Rothschild, Sie wissen ja ziemlich mit meinen Geldsacken Bescheid. Das Genaueste teile ich Ihnen noch mit, aber es bleibt unter uns. Sehen Sie zu, daß Sie mein Privatvermögen sicherstellen. Ansonst kann ich das nicht verlangen und will es auch nicht. Ich muß nun mein Land verlassen, damit Bonaparte mich nicht kriegt. Ich habe mir durch einen Agenten in Altona das Grundstück der verwitweten Frau Amtmann von Schilbe, geb. Rankau, in Itzehoe für 16000 Taler mit den Mobilien gekauft“.

Rothschild hat dann das Vermögen des Kurfürsten sichergestellt und verwaltet. Er ist dabei mehrere Male in Lebensgefahr gewesen.

Als der Kurfürst hier ankam, brachte er von seinen Drechselbänken eine mit (er mochte von Jugend auf gern drechseln), damit er hier in seiner freien Zeit was zu tun hatte. Und freie Zeit hatte er genug, denn zu regieren gab es hier nichts, höchstens, daß er einmal einen Brief an Rothschild zu schreiben hatte, wenn derselbe Geld schicken sollte.

Der Kurfürst hat hier mehrere Jahre gewohnt. Im Jahre 1810 kaufte die schleswig-holsteinische Mitterschaft das kurfürstliche Palais für 6600 Reichstaler als Wohnsitz für die Aebtissin Juliane und die folgenden fürstlichen Aebtissinnen des hiesigen adeligen Klosters.

Wir hätten jetzt Lust, die Kirchenstraße zu verlassen und unsere Galoschen in der „Stumpfen Ecke“ zu lassen, werden aber von dem alten Stadtrat und Fabrikanten Hirschberg gebeten, bei dem nächsten Gang noch bei ihm einzufahren und sein 50jähriges Geschäftsjubiläum am 25. November 1892 mitzufeiern.

## Ein erster Gang durch die Feldschmiede

Wir sind durch das Versprechen vom vorigen Gange gebunden und müssen noch bei dem Stadtrat und Fabrikanten Karl Hirschberg in der Kirchenstraße einsehen. Ältere Einwohner können sich den nimmermüden, erfolgreich tätigen und doch einfachen und bescheidenen Herrn noch vorstellen. „Als er es längst nicht mehr nötig hatte“, konnte man ihn dennoch in Holzpantoffeln unter seinen Arbeitern in der Fabrik tätig sehen. Was hat der Herr nicht alles begonnen, probiert, verbessert, und den Mut nicht verloren, wenn etwas nicht gleich glückte. Selbst der Brand von zwei Fabriken konnte ihn nicht entmutigen. Er begrün-

dete eine Lichtgießerei, eine Seifen-, Oel- und Futterstoff-Fabrik hier und in Hamburg. Er hatte ein eigenes Dampfschiff. Wir erinnern uns noch, als einmal direkt von Samoa eine Ladung Copra für ihn hier eintraf. (Getrocknete Kerne der Kokosnuß, aus welchen das Kokosöl für die Seifenfabrikation gewonnen wird.) Seinem geschäftlichen Weitblick war es zu verdanken, daß wir eine Wasserleitung bekamen und nicht mehr auf das Stör-, Brunnen- und Pumpenwasser angewiesen waren.

Wenn Herr Hirschberg den schönen, an Kaufmann Hallbergs (jetzt Karstadt's) Hausecke an der Breitenstraße stehenden Spruch: „Audaces fortuna adjuvat“ (Dem Kühnen, Mutigen hilft das Glück) an seinem Hause angebracht hätte, würde jedermann gesagt haben: „Der Herr hat recht.“

Als er am 25. November 1892 sein 50jähriges Geschäftsjubiläum feierte, sang seine zahlreichen Arbeiter und Angestellten:

Achtzehnhundertzweiundvierzig  
In der Bektrah' hier, da rührt sich  
Denn der junge Fabrikant,  
:: Er goß Lichte, formte Seifen;  
Da galt's tüchtig zuzugreifen  
Selber noch mit eigener Hand! ::

Und er dachte: Mit den Seifen  
Mußt du in die Ferne schweifen,  
Dann fehlt's dir an Kunden nicht! —  
:: Ach, kaum hatt' er so begonnen,  
Kauft' ein Krämer schon drei Tonnen,  
Wo er heut' noch Geld für kriegt. ::

Doch Karl Hirschberg brauchte nimmer  
Nur die Hand. Er forsch't auch immer  
Mit des Geistes scharfem Mied,  
:: Daß die Lichte heller, reiner,  
Und die Seife besser, feiner,  
Und Fortuna brachte Glück. ::

Um die Krankheit zu verschrecken,  
Cholera und andere Seuchen,  
Gründet er dann, wahrhaft groß,  
:: Mit zwei Meistern im Vereine,  
Unser Chef, die Klare, reine  
Wasserleitung Isehoes! ::

So geschah es durch sein Sorgen,  
Daß die Bürger jeden Morgen  
Seif' und Wasser finden rein,  
:: Doch fürs Vieh auch zum Bestehen,  
Und daß flott Maschinen gehen,  
Muß auch Oel und Futter sein! ::

Der alte Herr erzählt uns, daß er auch eine Zeitlang mit Franz Vockel zusammengearbeitet habe (1842—1844). Franz Vockel war einst ein populärer Volksdichter und Schriftsteller. In Klosterlande bei Elmsborn geboren, besuchte er die Schule eines plattdeutschen Lehrers, mußte vom 11. Jahre an die Schweine-

hüten, wurde Schmied, betrieb das Handwerk zwölf Jahre lang in Kellinghusen, wurde Tabak- und Seifenfabrikant in Elmsborn, Oldesloe, Isehoe, Buchhändler in Heide, Schriftsteller, Dichter. Als Dichter nahm er sich den schottischen Liederdichter Robert Burns zum Vorbild. (Daselbe hat auch Klaus Groth in einigen seiner Gedichte getan.) Auf Veranlassung des Grafen Konrad zu Kanthaus-Breitenburg erhielt er von Christian VIII. die Krönungsmedaille. Er ist im Armenhause zu Nortorf, 80 Jahre alt, gestorben und erhielt in seinen letzten Lebensjahren eine Zuwendung aus der Schillerstiftung. Als er 1852 in Neumünster eine Wirtenschaft eröffnete, machte er das in den „Isehoer Nachrichten“ durch folgendes Gedicht bekannt:

Ich wahn nu bi de Iisenbahn  
Un be, mi nich körbt to gahn;  
Ich schenk hier Bittern, Köhm un Beer.  
Punsch, Wien und Grod un sünt noch mehr.  
Of heff id von Konditorie  
Wat licht to bieten geiht, darbie;  
„Liqueur van Rosen“ un Absynth,  
Dat mag wull jedes Menschenkind.  
Denn schenk id hier of Bayrisch Beer,  
Dat is jüs ni ut Bayern her,  
Doch drinkt dat jeder ganz gewiß,  
As wenn dat her ut Bayern is.  
Wat egentlich dit Schenken heet:  
Man köfft een Lüttjen mit Verstand  
Un stickt een Lüttjes in de Hand.  
Mien Stuw is warm — un wat id schenk',  
Is een apptilliches Gedränk;  
Duhndrinken kann nich licht geschehn,  
Mien Gläser sünd gewaltig kleen.  
Doch wer een paar Stunn bi mi blivt,  
Un mi een Preuß'schen Daler givt,  
Denn maak id so tanonenduhn,  
Dat em de Näs ward blau un brun.  
Zi könt mi nu as Gastweert sehn  
Un min Geschäft geiht wunnerschön,  
Wenn nämlich heel veel Gäst inkehrt,  
Un of een Schilling mit vertehrt.  
Wenn ut de Bahnhofsport Zi gahst,  
So steiht een Hus links an de Straat,  
Dat Bahnhofshotel vis-a-vis,  
Dar wahn id — kieft mal in bi mi!  
Mit mienen allerbesten Gruf  
Empfehl id Zu mien Gastweertshus,  
Un segg Zu nochmals, wo id wahn:  
Franz Vockel — bi de Iisenbahn.

Neumünster, im Januar 1852.

Nun aber wollen wir in die Feldschmiede hinein. Das erste Stück derselben, wo die Kirchenstraße in die Feldschmiede einbiegt, hieß noch vor 200 Jahren „Zingel“. Das war so eine Art Befestigung, eine Mauer mit Plank-

werk bis an die Stör hinunter, sodaß man bei Ueberfällen den Eingang in die Stadt verrammeln konnte. Die Neustadt hatte die Stör um sich herum und die drei Zugbrücken, die man hochziehen konnte; die Altstadt hatte zwei Zingel, einen hier beim Eingang in die Feldschmiede und einen beim Eingang in die Paaschburg. Die früheren Verteidigungsmittel waren eben den Angriffsmitteln entsprechend.

Die ganze Feldschmiede bestand aus der Lübschen und aus der Klösterlichen Feldschmiede; jene gehörte zur Stadt, diese zum Kloster. Schon das Haus, wo nun der Fahrradhändler Granz wohnt, und das Haus vorher, gehörten zur Klösterlichen Feldschmiede, sowie die gegenüberliegende Seite bis nach Süde. In der Lübschen Feldschmiede herrschte das Lübsche Recht, in der Klösterlichen das Sachsenrecht. Im Gebiet des Lübschen Rechts kann noch heute nicht jeder bauen, wie er will; er darf dem Nachbarn nicht Licht und Luft wegnehmen, oder er muß ihn entschädigen. Im Gebiet des Sachsenrechts gilt diese Beschränkung des Baurechts nicht; da kann jemand ohne Entschädigung dem Nachbarn dessen Fenster zubauen. Aber, was weiter nur im Gebiet des Sachsenrechts möglich war, zeigt ein mir bekanntes Beispiel vor reichlich dreißig Jahren: Ein Kaufmann im Lübschen macht Konkurs. Die Ehefrau sagte, wir wohnten nach unserer Verheiratung zuerst im Sachsenrecht, also darf ich meine in die Ehe eingebrachten 40 000 Mark zuerst aus der Konkursmasse herausziehen, der Rest ist für die Gläubiger. Diese gingen leer aus, weil ein Rest nicht verblieb.

Diese Bemerkungen waren nötig, weil in der Altstadt, nicht nur in der Feldschmiede, wohl die Hälfte aller Grundstücke Lübsches Recht, die andere Sachsenrecht hatte bzw. noch hat.

Bei einem Gang durch die Feldschmiede konnte man wohl in früheren Zeiten einer grünen Portehaise begegnen, in der namentlich bei schlechtem Wetter eine alte Klosterdame saß, wenn sie vielleicht bei Hoheit Prinzess zum Tee geladen war. Diese Portehaise (Tragstuhl) hatte vorne eine Tür und einen aufklappbaren Deckel. Zwei Klosterdiener, einer vorne, einer hinten, trugen die Chaise. So auch eines Abends gegen Weihnachten. Es hatte schon den ganzen Nachmittag gekümmelt. Gegen Abend kam ein Schneegestöber mit Gewitter hoch. Die Damen bei Hoheit brachen auf. Die beiden Klosterdiener konnten mit ihrer Chaise kaum gegen den Wind und durch die zusammengeweheten Schneehaufen gehen. Blitz folgte auf Blitz und Donner auf Donner. Im Gang, der bei Fahrradhändler Granz nach dem Klosterhof führt, lag der Schnee wohl 3 Fuß hoch. Eben, als man in diesen Gang einbiegen wollte, erfolgten Blitz und Donner gleichzeitig. Es war, als ob die ganze Feldschmiede bersten sollte. Die Gute in der Chaise klopft. Ja, ja, die Träger eilen sich ja auch. Es klopft stärker und die Männer laufen noch schneller, um ans Ziel zu kommen. Und als man da nun ankommt, ist der Schreck groß: die Gütige hat, als der furchtbare Schlag kam, in ihrer Chaise einen mächtigen Ruck getan und mit ihren Füßen den dünnen morschen Boden durchgestoßen. Ihr fortwährendes Klopfen sollte Stillstehen und keine Beschleunigung bedeuten. Aber das hatten die Träger nicht ahnen können. Und so mußte die Leire mitlaufen. Es wurde nun schnell zum Breitenburgerstraße, der wird erst später Sanitätsrat; auch nicht zu seinem verstorbenen Vater, Sanitätsrat Dr. W. Clausen, sondern zu dessen Vater, dem ganz alten Sanitätsrat Dr. Clausen im Sandberg, dem allbeliebten Vertrauensarzt aller Klosterdamen. Dieser verschrieb noch denselben Abend, um etwaigen schlim-

men Folgen des Schrecks und der nassen Füße wirksam zu begegnen, einen wohl-schmedenden Trank. (Portehaisen vermietete früher der Lohndiener Lage, Kirchenstraße 2. Seine letzte grüne Portehaise soll zu Müller im „Garten Eden“ gekommen sein, der sie verschachert hat.)

An dem Gang, durch den wir eben mit der Chaise gegangen sind, wohnte vor Granz Tante Reinecke, die in ihrem alten Hause einen Kindergarten und viele Einlogierer hatte, einmal auch einen Kandidaten des höheren Lehramts. Der Herr studierte bis in die Nacht hinein. Er wußte viel, doch möcht' er alles wissen, und wenn er nach 12 Uhr sein Buch zumachte, nahm er eine Sternkarte, eine große Handlaterne und begab sich in Tante Reineckes Garten, um Sternkunde zu treiben. Der Garten war damals groß und erstreckte sich weit auf der anderen Seite des Ganges. Der Gang wurde nachts zweimal abgeschlossen durch eine Pforte am Klosterhof und eine zweite halb in den Gang hinein nach der Straße zu. Unser Kandidat konnte aber, weil er hinten wohnte, zu jeder Zeit zwischen den beiden Pforten in den Garten kommen. Kaum hatte er seine große Sternkarte auf dem Rasen ausgebreitet, auf der Tante Reineckes Wäsche vom Tage vorher lag, und kaum hatte sich unser Astronom aus dem großen Bären entfernt, um nach dem Sternbilde der Jagdhunde zu kommen, da packte ihn eine derbe Faust im Nacken: „Was tun Sie hier?“ — „Ich, ich suche Sterne.“ — „Was suchen Sie, Sterne mit der Laterne? Nein, ich will Ihnen sagen, was Sie wollen, Sie wollen Tantes Wäsche stehlen!“ — „Nein, gewiß nicht, Herr Nachtwächter, ich habe noch nie gestohlen!“ — „Na, das sagen Sie ja. Was ist das, was Sie da liegen haben?“ — „Das ist eine Sternkarte.“ — „Was tun Sie damit?“ — „Da suche ich die Sterne, damit ich sie oben finden kann, und die ich oben gefunden habe, suche ich hier unten.“ — „Das verstehe ich nicht. Wie kommen Sie übrigens hier herein?“ — „Da, aus der Haustür.“ — „Wie sind Sie denn da hinein gekommen?“ — „Ich wohne da ja.“ — „Na, das hätten Sie man gleich sagen können. Nun gehen Sie man hinein und pusten die Büch aus, denn zu nachtschlafender Zeit kann ich hier auf dem Klosterhof kein brennendes Licht dulden.“ Der Kandidat ging mit seiner Sternkarte und Laterne ins Haus und hörte nur noch, daß der Klosterwächter vor sich hinbrummte: „Steen mit'n Büch!“

Bei Tante Reinecke wohnte auch eine alte vornehme Dame, Frau Mahland, mit der ich als Mitbewohner Sonntag vormittags in Tantes Garten um den großen Grasplatz zu spazieren pflegte, bei welcher Gelegenheit die alte Dame mir denn gern aus ihrer Jugendzeit, so aus der Gegend „als ich noch im Flügelkleide in die Mädchenschule ging“ erzählte. Bei einem solchen Spaziergang klagte sie mir: „Ich bin noch ganz erschauert. Meinen Schwiegersohn (aus dessen erster Ehe), den Physikus Dr. Jessen, Sie kennen ja den jovialen Herrn, kann ich als Hausarzt nicht mehr dulden. Hören Sie und urteilen Sie selbst. Ich war gestern in Gesellschaft und heute war mir nicht wohl. Ich schickte zum Schwiegersohn. Er kam, küßte mir die Hand, befühlte meinen Puls, klopfte mir auf die Schulter, setzte sich mir gegenüber in den Sessel und sagte: So, Mama, nun erzähle mir erstmal, wo du gestern gewesen bist. So, in Gesellschaft. Was habt Ihr denn getrunken? Auch einen Bischof, ja. War das Glas so groß, wie dieses hier auf dem Tisch? Etwas größer? Na, sagen wir 1½ mal so groß. Hat es denn nur einen Bischof gegeben? Nun, das kann ich mir denken, also zwei. Wie lange waret Ihr denn da? Zwei Stunden? Ja, da habt Ihr doch nicht volle zwei Stunden bei zwei Glas Bischof sitzen können? Nun ja, das dachte ich mir doch, daß Ihr vor dem Gehen noch ein drittes Glas bekommen habt. — Meine liebe

Mama, da will ich dir sagen, daß du einen ganz gehörigen Schwips gehabt hast. Ich komme heute abend mal wieder. Auf Wie—der—sehn!

„Ich bin noch ganz echauffiert. Was sagen Sie dazu?“ — Ich sagte, daß der Physikus in der ganzen Stadt als tüchtiger, praktischer Arzt bekannt sei und auch in diesem Falle praktisch gehandelt habe, insofern er nicht gleich ein großes Glas bittere Medizin verschrieben habe.

Das gab sie zu. Und sie hat ihren Schwiegersohn als Hausarzt auch nicht abgelehnt.

Nun wollen wir unsere Galoschen in der „Stumpfen Ecke“ absetzen bis zu einem zweiten Gange durch die Feldschmiede.

## Ein zweiter Gang durch die Feldschmiede

Wir haben unsere Glückgaloschen wieder angezogen, uns in denselben geschwind in das Jahr 1826 versetzt und vor dem Hause aufgestellt, in dem heute der Tischlermeister Stahmer wohnt. Damals wohnte daselbst der Tonpfeifenfabrikant Walberg, den heute lebende ganz alte Isehoer noch werden gekannt haben. In der Wallstraße wohnte Göbel, der auch Tonpfeifen machte; früher war dieser Industriezweig hier recht blühend gewesen. Im Jahre 1826 gab es nur noch die zwei Fabriken von Walberg und Göbel. Besonders einträglich waren sie nicht mehr; sie ernährten ihre Inhaber, die zeitweilig 5 bis 6 Gesellen hielten. Der größte Pfeifenverbrauch war in den Marschen. Als in den vierziger Jahren das Zigarrenrauchen immer mehr zunahm, ging der Pfeifenabsatz zurück. Man mußte sich nach neuen Absatzgebieten umsehen und fand sie an der afrikanischen Küste und in Westindien. Die hiesigen Fabriken versandten ihre Ware nach Flensburg, von wo aus die Verschiffung stattfand. In den vierziger Jahren kam noch eine neue Konkurrenz hinzu, die hessische. In Kurfessen kostete ein Fußer Pfeifenton für den inländischen Verbrauch  $1\frac{1}{2}$  Taler, zur Ausfuhr aus Hessen aber 4 Taler. Um die hessische Tonpfeifenindustrie noch überlegener zu machen, erhielt dieselbe das benötigte Brennmateriale umsonst. Die Folge davon war, daß die Hessen ein Gros ordinärer Pfeifen, wie solche über Flensburg nach St. Thomas verschifft wurden, frei nach Flensburg für 14 Schilling liefern konnten, während Walberg und Göbel das Gros nicht unter 20 Schilling (an Gewicht 13 bis 14 Pfund) abzugeben vermochten. Sie mußten nämlich ihren Ton von Koblenz beziehen und mit 14 Kurant-Mark für 1000 Pfund oder mit 7 Kurant-Mark für ein Fußer, beinahe doppelt so teuer als die Hessen bezahlen. Schließlich kam noch ein Wettbewerb aus Holland hinzu. Holländische Fabrikanten führten ihre feineren, hier nicht vorkommenden Fabrikate aus Bravanter Ton, das Gros zu 6 bis 7 Kurant-Mark, namentlich nach dem Schleswigschen aus. In Isehoe kosteten die minder feinen Pfeifen 4 Kurant-Mark das Gros. Die notleidenden Fabrikanten wandten sich an die Regierung in Kopenhagen, erbaten Zollschutz für ihre Ware und unentgeltliche Torflieferung aus den staatlichen Mooren bei Burg und Baale. Umsonst! Und so schloß dieser Industriezweig hier langsam ein.

Die Kinder benutzten die Tonpfeifen zur Herstellung von Seifenblasen. Ihre Eltern und Großeltern fingen Mäuse damit, was sehr gut ging. In den stiellosen Kopf wurde Brot oder besser noch eine Wursthaut gestopft. Auf den Kopf

stülpte man vorsichtig eine Krumme. Die Maus lief unter die Krumme und fraß und zupfte an dem Kopfhalt. Die Krumme rutschte vom Kopf ab und die Maus war gefangen. Die herbeigerufene Katze haschte die Maus, wenn man die Krumme aufhob.

Wir gehen nun in unseren Galoschen weiter und bleiben vor dem alten Hause stehen, welches zwischen den Häusern von Gebrüder Wittmaack und Kaufmann Dammann liegt. Dieses Haus, den Gebrüder Wittmaack gehörig, soll abgebrochen werden zwecks Gewinnung einer Einfahrt. Es überkommt mich jedesmal ein Wehmutsgefühl, wenn ich sehe, daß ein altes Haus sein langes Leben beschließen muß. Ich muß dann immer an das elegische Gedicht von Friedrich Hebbel „Das alte Haus“ denken. Ich mache mir klar, was alles das alte Haus erlebte: Geburten, Hochzeiten, Sterbefälle, Freud' und Leid, häusliches Glück, ehelichen Unfrieden, magere und fette Jahre, Krieg und Frieden. Ein altes Haus kann viel erzählen, man soll seine stumme Sprache nur verstehen.

Noch vor dem schrecklichen schwedisch-dänischen Kriege 1657 wohnte ein Marx Dübbern darin, dem 1659 ein Joh. Dübbern und 1665 ein Mag. Dübbern folgte, der sich aber Dibern schrieb. 1727 wohnte darin ein Hans Müller und 1761 Cl. Jürgen Wiltb. Burgwardt. Nach 2 Jahren, 1763, bewohnte es Curdt Marquardt und ein Jahr später, 1764, Peter Maas. Auf ihn folgte 1771 Anna Catharina Cölln und noch in demselben Jahre Casper Friedrich Endig, der sich aber Emmich schrieb und auch unter diesem Namen seine Hausabgaben (4 Lübsche Schillinge) zahlte. Auf diesen Endig oder Emmich folgen nun noch drei Generationen, die sich bald Emmig, Emming oder Emming schreiben, wenngleich sie vermutlich Sohn, Enkel und Urenkel waren. Den letzten Emming haben die jetzt Lebenden älteren Einwohner ja noch gekannt. Er war Sattler, dieser Heinrich Emming, wie sein Vater Johann Friedrich und sein Großvater Bartram Emming, der das Haus 1797 erwarb.

Mit diesem Bartram Emming wollen wir uns etwas näher bekannt machen. Zu dem Ende müssen wir in unseren Galoschen uns schnell am 6. Januar 1814 vor sein Haus begeben. Rechts vom Hauseingang ist eine große Stube, die an dem gedachten Tage eine russische Wachtstube war, links vom Eingang befindet sich ein Raum, in dem Emming Polsterarbeiten machte und sich mittags ein wenig ausruhte. So auch am 6. Januar 1814. Auf einmal schreit es — natürlich russisch — in der Wachtstube: „Wache rrraus!“ Die Wache stürzt vor's Haus und präsentiert das Gewehr. Emming springt in die Höhe, um zu sehen, was los ist. Und was war los? Es geht da vorbei der Verbitter des hiesigen adeligen Klosters, Josias von Qualen, Geheimer Konferenzrat, Ritter des Elefanten- und Russischen St. Annen-Ordens, Ritter des Großkreuzes vom Dannebrog. (Der Genannte ist hier am 19. Oktober 1819 gestorben und auf dem Friedhofe rechts vom Eingange etwas hinein, beigeseht.) Nun sind wir aber dem Leser eine Erklärung schuldig.

In der Völkerschlacht bei Leipzig vom 16. bis 19. Oktober 1813 wurde Napoleon Bonaparte von den Verbündeten entscheidend geschlagen. Zu Bonapartes Verbündeten gehörte auch Dänemark, gegen welches nun die Sieger nach Norden rückten. Es setzten sich also nach Schleswig-Holstein in Bewegung: Russen, Kosaken, Engländer, Schweden, das Ruzkowsche Korps, um zunächst die Festung Glückstadt zur Uebergabe zu zwingen.

Zur Versorgung der Truppen usw. war das Hauptquartier in Kiel unter dem schwedischen Kronprinzen eingerichtet. Dieser ließ den hiesigen Verbitter Geheimen Konferenzrat von Qualen zu sich kommen und erteilte ihm für den

wichtigen Platz Izhoe die nötigen Befehle. Feuerung und Lebensmittel mußten aus der Wilstermarsch, aus Dithmarschen usw. beschafft werden. Wagen, die mit diesen Sachen zur Stadt kamen, durften nicht zurückfahren; sie mußten den Truppen dienen, Sturmleitern und anderes Belagerungsgerät nach Glückstadt fahren. Die Laurentiikirche war Fouragemagazin, die Nikolaikapelle am Markt Proviantmagazin. Die Stadt war von Truppen überfüllt. Und nun die Kälte, 21 Grad Reaumur, und Schnee, nicht fuß-, nein, meterhoch; ein richtiger „Russenwinter“.

Die Feldschmiede scheint besonders belegt gewesen zu sein; 40 bis 50, ja in großen Häusern bis 90 Mann Einquartierung, die Pferde Tag und Nacht auf der Straße, weil in den Ställen Truppen lagen. Dazu Mangel an Lebensmitteln.

Es war kein Wunder, daß die abgematteten Truppen, der deutschen Sprache nicht mächtig, misshütig wurden. Am Weihnachtsabend 1813 fing das Bombardieren der Festung Glückstadt an, was hier deutlich zu hören war. Es hieß, der Kronprinz von Schweden werde von Kiel herüberkommen und sich über die Beschießung unterrichten. Er sollte dann auf Prinzenhof wohnen. Drei Nächte, den 23., 24. und 25. Dezember, wurde deswegen die Stadt illuminiert. Der Kronprinz kam aber nicht.

Am 5. Januar 1814 kapitulierte die Festung Glückstadt. Nun strömten die Truppen von da zurück wieder über Izhoe, dazu die Dänen aus der Festung, die hier auch untergebracht werden mußten.

Es waren schlimme Tage für Izhoe, namentlich für die Feldschmiede.

Am meisten beklagten sich die Einwohner über die deutschen Truppen, das Büchowsche Korps. Mit den fremden Truppen wurde man ganz gut fertig, namentlich auch mit den Russen, nur, daß dieselben die Lichte, die ihnen zur Beleuchtung hingestellt wurden, mit Stumpf und Stiel aufsaßen. Na, es war ja auch reiner Talg! Als am 14. Januar 1814 in Kiel der Friede abgeschlossen wurde, entstand hier erst recht eine Verwirrung infolge der Durch- und Abmärsche. Die vielen Kosaken waren hier nicht unterzubringen; sie wurden nach Münsterdorf, Rethwisch, Lägerdorf, Dägeling und Neuenbrook verlegt.

Dies alles hat das Emmingsche Haus und sein Besitzer Bartram Emming miterlebt! Es wäre schade, wenn es seine Erinnerungen mit ins Grab nähme; daher haben wir sie erzählt.

Wir gehen nun über die Straße und begrüßen in dem jetzt Dr. Falck'schen Hause das frühere Posthaus.

Bis 1864 war das Postamt in der Reichenstraße, in dem Kaufmann Bahres'schen Hause; dann in dem Gebäude, wo nun die Mensche Konsumanstalt ist, und in dem Gebäude der Frau von Holstein (jetzt Schmied Freese). Von 1864 bis 1872 besand sich das Postamt im Sandberg, jetzt „Nordischer Kurier“, und seit 1872 in der Feldschmiede, zuerst mietweise für 600 Taler Jahresmiete, dann von 1874 an bis 5. April 1893 als Eigentümer für den Kaufpreis von 27 600 Mark. Wir haben in demselben die Postdirektoren Brandt, Lorenzen und Böhmer ja noch sehr gut gekannt.

Um die Zeit, als das neue Postgebäude in der Viktoriastraße entstand, hatte Izhoe oft Besuch von Ministern aus Berlin, die nach dem im Bau begriffenen Nordostkanal reisten. Als eines Tages Finanzminister Miquel das neue Postamt sah, sagte er: „Sehen Sie, meine Herren Kollegen, einen solchen Palast sieht Ezzellenz von Stephan der Stadt Izhoe hin. Ihm muß der Brotkorb etwas höher gehängt werden“.

Als am 5. April 1893, am Tage der Einweihung des neuen Postgebäudes, Ezzellenz von Stephan in Karlsbad weilte, wurde ihm von der Festtafel aus im Ständesaal folgender von Bürgermeister Steinbrück entworfener telegraphischer

Festbesuch übermittelt:

Eben klang ein Jubelschall  
Bei dem Postweihfeste;  
In dem weiten Ständesaal  
Riefen alle Gäste:  
„Heil der höchsten Ezzellenz  
Im Reichspostdienstfache,  
Daß ihr neu mit jedem Lenz  
Schaffenslust erwache,  
Daß noch mancher Postpalast  
Herrlich ihr gelinge,  
Von dem Birken ohne Last  
Spät noch Kunde bringe.  
Raisonniert man hin und her,  
Möchten wir empfehlen,  
Daß der Herr Staatssekretär  
Sich nicht soll trum quälen,  
Will man wieder irgendwo  
Postungeld abzwaden,  
Sagen wir in Izhoe:  
„Nu, lat de Lüüd doch snaden.“

Bei dem Verkauf des alten Postgebäudes in der Feldschmiede wollte es die Stadt zuecks Straßenverbreiterung für 28 000 Mark kaufen. Brauereibesitzer Stadtrat a. D. Claus Wiese bot mehr und erwarb es für seinen Schwiegersohn Dr. Falck, der darin als beliebter, tüchtiger junger Arzt bald eine ausgedehnte Praxis entwickelte.

Es war im Markt, als nachts zwei junge Leute aus der Wilstermarsch längs der Feldschmiede schwankten und bei Dr. Falck vorbeikamen. „Hier wohnt Dr. Falck“, sagten sie, „der stammt aus St. Margarethen, den wollen wir mal prellen“. Sie ziehen an der Nachtglocke. Dr. Falck sieht aus dem Fenster und erkennt sofort die Situation. „Herr Doktor, uns ist nicht wohl, können Sie uns nicht etwas dafür geben?“ Der Doktor geht ernsthaft auf die Sache ein, kriegt auch bald die Namen und woher und wohin heraus (ob er sich auch die Zunge hat zeigen lassen, weiß ich nicht) und gibt ihnen ein Mittel, das man ihnen auch ohne Rezept auf der Apotheke verabsolgen werde. Die beiden tockeln nun die Feldschmiede entlang und „högen“ sich über den „gelungenen Streich“. Aber, o weh! Nach wenigen Tagen bekommen die beiden eine Rechnung über die „ärztliche Bemühung“, und zwar entsprechend dem Tarif der Nachttagel! Die beiden sollen nie wieder einen Arzt geprellt haben.

Unsere Glücksgaloschen lassen wir bis zum dritten Gange durch die Feldschmiede im Wartezimmer des Herrn Dr. Falck stehen.

## Ein dritter Gang durch die Feldschmiede

Wir holen unsere Mücksгалосchen aus Dr. Falks Wartezimmer und begeben uns in denselben einige hundert Jahre zurück in die Zeit, als das Kloster noch Pünstorf hatte und eine ausgedehnte Landwirtschaft betrieb. Es war eine Notwendigkeit für das Kloster, eine eigene Schmiede zu besitzen, die es sich außerhalb des Klosters im klösterlichen Felde anlagte. Der Weg an dieser Schmiede vorbei bis nach dem klösterlichen Ende hin wurde im Laufe der Zeit beiderseits bebaut und dann Feldschmiede genannt. Das erste kleinere Stück dieser Straße von der „Stumpfen Ecke“ an war die lübische, das andere größere Ende bis nach Sude die klösterliche Feldschmiede.

In dieser klösterlichen Feldschmiede, und zwar in dem Hause 41, wo nun eine Wessenhändlung ist und das früher Glasermeister Schröder besaß, wohnte vor etwa 100 Jahren der Schlächtermeister Thadäus Heusler. Derselbe war 1763 in Obingen bei Ueberlingen im badischen Kreise Konstanz geboren und als Schlächtergeselle im Jahre 1805 in Urz in der Schweiz beschäftigt, wo er nach Ausweis seiner Papiere nicht Heusler, sondern Haißler genannt wurde. Was ihn veranlaßte, sich in Itzehoe niederzulassen, ist nicht zu sagen. Er war verheiratet mit einer Margareta de la Roi aus Neumünster, deren Familienname bei deren Ableben am 12. Juli 1870 im hiesigen Kirchenregister als „Delaroy“ geschrieben steht. Heusler war in der Stadt und namentlich nach der Wilstermarsch hinaus eine bekannte und beliebte Persönlichkeit. Wer von seiner Bekanntschaft zur Stadt kam, kehrte bei „Johann-Schlächter“ ein. So auch der Bote aus St. Margarethen. Dieser sagte eines Tages zu Heusler, er solle dem ledigen Josias von Qualen in St. Margarethen, der daselbst Kirchspielvogt und Kirchspielschreiber in einer Person war, eine passende Haushälterin besorgen, ob nicht eine seiner drei stattlichen Töchter Lust habe, die Stelle anzunehmen. Die gerade in der Stube anwesende Anna Heusler lehnte ab. Als der Bote entsprechend Bericht erstattet hatte, bestand von Qualen darauf, eben diese Anna Heusler zu bekommen. Wiederholte Verhandlungen des Boten führten dazu, daß Anna Heusler nach St. Margarethen ging und die Wirtschafterin des Herrn von Qualen wurde.

Es dauerte nicht lange, da hätte sie, wenn sie Latein gekonnt, wie einst Cäsar dem römischen Senat, ihrem Vater, melden können: „Veni, vidi, vici“ (ich kam, sah und siegte); denn der Kirchspielvogt von Qualen begehrte sie zu seiner Frau. Da galt es Widerstände zu besiegen, die dem Sohne seitens seines Vaters, des Kanmerjunkers Henning Wendig von Qualen, Erbherrn zu Damp in Schwansen, entgegengesetzt wurden. Da aber, wie wir in den letzten Jahren sahen, selbst Deutschland, ein Volk von 60 Millionen Seelen, gezwungen werden kann, ein Ultimatum zu unterschreiben, so ist es nicht zu verwundern, wenn schließlich der Vater zu dem Ultimatum des Sohnes: „Entweder — oder“ seine Zustimmung gab. Die Trauung fand statt im Jahre 1849. Im Trauregister zu St. Margarethen heißt es: „Der Konzession zur Hausrauung bedurfte es nicht, weil der Bräutigam ein Mitglied der schleswig-holsteinischen Ritterschaft ist“.

Es ist wahr, Frau Anna von Qualen geb. Heusler stammte aus einer wesentlich anderen Kultur- und Bildungszone, als ihr Gemahl, aber in ihrer ursprünglichen Frische und Gesundheit, groß und stattlich, schön wie eine Apfelflüte, war sie kein unebenez Reis am von Qualenschen Stamm. Am Hofe brauchte sie in St. Margarethen ja auch nicht zu erscheinen.

Am 19. Oktober des folgenden Jahres 1850 wurde den Eheleuten eine Tochter Louise Auguste Elise Pauline geboren; zwei Monate später, am 25. Dezember, starb der Kirchspielvogt Josias von Qualen in St. Margarethen nach einem langen Krankenlager. Die Witwe wohnte dann in Schleswig, und als sie nach wenigen Jahren in Teplitz in Böhmen starb, wurde ihr Töchterlein, gleich der Mutter eine stattliche Erscheinung, auf Damp bzw. in Preetz standesgemäß erzogen. Sie wurde später Erbin des Gutes Damp und heiratete den Grafen Kurt Reventlow, der fast achtzigjährig 1914 verstarb und am 17. Oktober im Kloster zu Preetz bestattet wurde. Ein feines Lebensbild von Graf Kurt Reventlow hat Geheimrat Prof. D. Franz Mendtorff in Leipzig im Januarheft der „Heimat“ von 1915 entworfen. Die Witwe, Gräfin Reventlow, lebt noch heute auf ihrem Gute Damp.

Der in St. Margarethen verstorbene Kirchspielvogt von Qualen ist hier in der Gruft seines Großvaters, des Geheimen Konferenzrates, Verbitters des hiesigen Klosters, Inhabers des Elefanten- und Ruffischen St. Annen-Ordens, Ritters des Großkreuzes vom Danebrog, am 2. Januar 1851 beigelegt worden.

Es hat, wie ganz alte Leute erzählen, unendliche Mühe gekostet, den Sarg auf den eingeweichten Marschwegen (Chausseen gab es doch nicht) hierher zu bringen.

In manchen Fällen mußte man früher die Beerdigung wochenlang verschieben. Man erzählt den Fall, daß es platterdings unmöglich war, die Leiche eines im Herbst verstorbenen Großvaters nach dem entfernten Kirchdorf zu bringen und sie nun einzuweilen „auf dem Hilgen“ im Haferkaff aufbewahrte und dieselbe dann über dem Kartenspiel während des Winters und der Saatbestellung im Frühjahr vergaß, bis der Dienstknecht, der Raff vom Boden holen sollte, die Leiche dann fand. Sie soll dann allerdings stark nach Leichen gerochen haben, so daß die Beerdigung umgehend geschah.

Gehen wir bei dem Schlächter Heuslerschen Hause den Gang hinunter, als wenn man zur Post will, so finden wir rechts einige niedrige Buden, in deren einer Schuster Hellerich wohnte. Vor 80, 90 Jahren wohnte da ein Mann mit Namen Cordts, der Phosphor-Bündhölzer fabrizierte.

Wir hören Musik gerade gegenüber an der anderen Seite der Feldschmiede und gehen dahin. Die Musik ist in Heinz Gasthof, heute im Besitz der Firma Behrens u. Haltermann, die darin einen Ausstellungsraum moderner Garderoben hat.

Heinz Gasthof war Absteigequartier besserer Landbewohner aus der Wilstermarsch und Dithmarschen. Hinter dem Hause war ein großer Obst- und Gemüsegarten mit einer „englischen Partie“, die viel bewundert wurde. Der Feldschmiedekamp, damals in seiner ganzen Länge „Gundegang“ genannt, war fast unbebaut.

Zuweilen war bei Hein auch Konzert mit nachfolgendem Ball. Die Feldschmiedler Jungens ließen es sich nicht nehmen, als Jaungäste an dem Vergnügen teilzunehmen. Wenn das Vergnügen nun aber nicht in Gang kommen wollte, die Uhr inzwischen 10, ja 11 wurde und die Jungens ins Bett mußten, dann zogen sie ab mit dem Gesang:

„Dar kümmt niks na, na Hein sin Köst,  
De Mlod is ölm un noch keen Gäst“.

Gehen wir an derselben Seite einige Häuser weiter, dann stehen wir vor dem Hause, wo nun die Mobilienhandlung von Stieper ist. Vor 100 Jahren

war daselbst die Spielkartenfabrik des Herrn Krohmann. Er beschäftigte 20 bis 30 Personen, denn seine Spielkarten waren von vorzüglicher Güte. Aber die hohe Politik bereitete seinem Betriebe einen jähen Rückgang.

Als Bonaparte 1812 in jämmerlichem Zustande aus Rußland zurückkam und vom 16. bis 19. Oktober 1813 bei Leipzig entscheidend geschlagen wurde, hatte Dänemark wohl Neigung, sich von Frankreich zu trennen. Als es aber sah, daß Schweden sich den Franzosen Bernadotte als Kronprinz zulegte, der es durch List und Schlaueit erreichte, daß ihm von Rußland der Besitz des dänischen Norwegen zugesagt wurde, da blieb Dänemark der Verbündete Frankreichs. Im Frieden von Kiel 14. Januar 1814 wurde dann Norwegen von Dänemark getrennt.

Dies bedeutete aber für unseren Krohmann eine bedeutende Verkünderung seines Absatzgebietes, sodaß er nur noch für 10 bis 12 Arbeiter Beschäftigung hatte.

Gutßen wir in unseren Galoschen nun schnell die Feldschmiede hinunter. Wo nun der Kaufmann Franciskowshy wohnt, hatte damals Herr Mohr eine allerhöchst privilegierte Baumwoll-Wattenfabrik, eine Kalkbrennerei von Muschelschalen, einen Torf- und Salzhandel. Man nannte ihn daher Watten-, Kalk-, Torf- und Salz-Mohr.

Nun wir einmal unten in der Feldschmiede sind, können wir es nicht unterlassen, den Leser in die Wohnung des Carl Friedrich Jägermann zu führen, der sich uns auf unserem Gange durch die Breitestraße bereits in Kerns Weinstube vorgestellt hat. Jägermanns Grundstück war das jetzige Nr. 94, wo lange Jahre Detlef Wulf und vorher sein Vater wohnten. Das jetzige Wohnhaus an der Feldschmiede war nicht da, Jägermanns Haus lag am Feldschmiedekamp, vorne an der Feldschmiede war sein Garten. Jägermann, ein großer Rechenkünftler, gab Unterricht im Rechnen, sogar in der Landmehrkunst. Zu seinen Schülern zählten Vollhardt, Bachger, Wilhelm Eggers und andere, welche noch heute im Gedächtnis alter Leute sind. Jägermann hatte zwei Söhne und zwei Töchter. Der eine der Söhne hielt sich viel in Süddeutschland auf, wo er hohen Damen, sogar Prinzessinnen, Unterricht im Porzellanmalen gab. Wenn er einmal nach Itzehoe kam, dann nannte er sich „Dr. der freien Künste“. Seine Frau war tot, seine drei Kinder waren bei der verwitweten braven Frau Volten, die im Jägermannschen Hause oben wohnte, in Kost. Die Bezahlung dafür war jedoch so unregelmäßig, wie mangelhaft. Wenn er einmal kam und zahlte, dann lebte er mit dem Vater herrlich und in Freuden. Der andere Sohn hatte wohl keinen Beruf, einmal hat er hier im Markt auf dem Holzkamp in einer Bude ein ungewöhnlich dickes Frauenzimmer gezeigt. Wenn Jägermann, den Vater, etwas bekümmerte, dann griff er zur Flasche in Befolgung der Sentenz von Wilhelm Busch:

„Es ist ein Brauch von altersher,  
Wer Sorgen hat, hat auch Liför“.

Und das tat er auch in der Nacht, als seine Frau starb. Oben in der Wohnung saß Frau Volten mit den drei Enkelkindern und fürchtete sich, zu Bett zu gehen, weil sie glaubte, wie der Aberglaube ihrer Zeit es lehrte, die alte Jägermann könne wiederkommen, umgehen. Da, auf einmal mitten in der Nacht unten ein Bums, ein dumpfer Fall und dann alles still. Frau Volten macht vcrängstigt die Nacht durch bis zum Morgen. Da sieht sie nun den alten Jägermann draußen neben der Hausmauer auf dem Rasen im Hemd schlafend

liegen. Er war nachts aus dem Fenster gefallen und dies hatte den Bums gegeben. Zur Aufklärung muß bemerkt werden, daß Jägermanns Bett zu ebener Erde am Fenster stand und er dieses, weil Sommer, offen gelassen hatte. In seinem Vorkrausch hatte er nun nachts unter Bett langen wollen, um einen gewissen Gegenstand dort zu suchen, sich aber in der Himmelsrichtung geirrt und aus dem offenen Fenster gelangt, jedoch so lange und so tief, daß er hinausfiel, auf dem weichen Rasen liegen blieb und ruhig weiterschloß. Nachbarn haben ihn dann aufgehoben und (da es ein kleines Männchen war) durch das Fenster in sein Bett geschoben.

Eine Schwester von Jägermann, Dorothea Johanna Henriette, wurde am 4. Juni 1827 mit Carl Friedrich Hofe verheiratet, der Tischler, Instrumentenmacher und -Stimmer war. Auch Hofe trank, wenn er durstig war, nicht Wasser oder Buttermilch, sondern aus einer gewissen Flasche.

„Un keem't ins, dat de Dörst em anäl,  
So drunk he jedesmal to veel.  
Un Dörst — dat tweer sin swade Sied —  
De quäl em fast to jeder Lied“.

So konnte es nicht fehlen, daß der intelligente, gemüthvolle Hofe oft in der ärmlichsten Lage sich befand. Und dabei kam er in die ersten Häuser der Stadt als Instrumentenstimmer, so auch bei Poel, der hier von 1835—1849 Polizeimeister und von 1852—1868 Bürgermeister, und dessen Haus das jetzige Luiseenheim war. Als Poel einmal nach Klosterbrunnen spazierte, lag Hofe angetrunken am Fußsteig. Poel redete ihn an und sprach sein Bedauern aus. Hofe entgegnete: „Herr Bürgermeister, Alexander von Humboldt hat auf seinen Forschungsreisen in Mittel- und Südamerika zwei volle Jahre draußen gelegen, weshalb kann ich es denn nicht auch?“ Gegen diese Logik konnte Poel nicht aufkommen und ließ ihn liegen.

Im Winter 1857—58 war Hofe ohne Obdach und logierte im Strohdienen auf der Dauschen Koppel vor dem Eingange zum Paradies (wo früher die Bollwegsche Ziegelei war). Er hatte sich in den Diemen hineingebuddelt und machte das Schlupfloch nachts mit einem Strohpflöpsen zu.

Sobald es Frühjahr wurde, machte er sich im nahen Klosterwalde eine Hütte aus Zweigen und Tannen. Wenn er aus seiner Laubhütte heraustrat, nichts um den Leib, nichts im Leib, dann dichtete er:

Wat is dat Holt doch schön,  
Wenn all de Böm ward grön,  
Un wenn kamt Broder, Schwester,  
Un but sid frische Nester.  
Sitt fliedig op de Eier  
Un singt eer ole Leier.  
Min Bett lönt se mi ni pann,  
Denn id flap ünner Dann  
Un of wull ünner Gefen  
Un schöne dichte Böten,  
Du kann's dat sülbst versöten,  
Hier sünd keen wille Ewien,  
Kann's ruhig darbi sien,  
Keen Barn un of keen Apen.

De störn di kunn in't Slapen.  
 Een litten jungen Hasen,  
 Den kunnst du wull erblicken.  
 Man schadt, dat de nich braden is  
 Un sneden is in Stücken!

Man versuche einmal, sich eine Vorstellung von dem Gemütszustande dieses Menschen zu machen! Keinen Finger streckt er nach fremdem Eigentum aus. Statt des wirklichen Goldes, das er nicht besitzt, erfreut er sich an dem Goldschimmer seiner eigenen Dichtung! Die Unzulänglichkeiten und Widersprüche des Tages bekämpft er mit seinem Humor! Welche andere Nation ist imstande, uns einen Hofe nachzumachen? Keine, denn sie haben keinen Begriff vom „deutschen Gemüt“.

Als sein Schwager Jägermann 1834 autodidaktischer Lehrer in Hohenaspe, gewöhnlich Aspe genannt, war, wollte er ihn im Sommer einmal besuchen. Er schrieb ihm:

„Komm, vernimm aus meinem Munde,  
 Lieber Schwager, jetzt die Kunde,  
 Daß ich fest entschlossen bin:  
 Ja, ich geh' nach Aspe hin.  
 Gerne käme ich geritten,  
 Oder auch in einem Schlitten,  
 Aber reiten? Ach, o weh!  
 Pferde sind so rar wie Schnee“ usw.

Jägermann antwortete ihm:

„Hofe, großer Musesohn,  
 Tritt herab von deinem Thron,  
 Komm', in unserm frohen Kreiße  
 Find'st du Ruh nach deiner Reise.  
 Groß der Geist und klein der Lohn,  
 Siehst du selbst an Gottes Sohn:  
 Selten kam er nur geritten,  
 Meistens kam er hergeschritten“ usw.

Hofe hat sogar einen Teil seiner Gedichte drucken lassen. Vorstehende Strophen stammen aus dem Gedächtnis alter Personen, die Hofe kannten. Zuletzt mußte Hofe doch ins Altersheim, wo er denn auch gestorben ist.

Unsere Glücksgalosen stellen wir wieder in der altbekannten Kernschen Weinstube ein, wo wir sie abholen werden zu einem längst versprochenen und oft angemahnten Gang durch die Paaschburg.

## Ein Gang durch die Paaschburg

Wir brauchen unsere aus Kerns Weinstube geholten Glücksgalosen für diesen Gang umso nötiger, als wir uns im Fluge aus einem Jahrhundert ins andere zu begeben haben. Vorerst müssen wir durch den „Ringel“ hindurch, so eine Art Befestigung an Kerns Ecke (heute „Steinburg“ genannt), bestehend aus

einem Mauerwerk und Pallisaden, um bei Ueberfällen im 12. und 13. Jahrhundert den Eingang in die Stadt verammeln zu können. Die „Mittelstraße“ war natürlich noch nicht vorhanden.

Nun gehen wir den Sandberg ein Stück hinauf bis zum „Bankverein für Schleswig-Holstein“ (früher Kaufmann J. A. Schnell) und lesen an den Straßenschildern, daß es links vom Bankhaus in die „Kleine Paaschburg“, rechts davon in die „Große Paaschburg“ geht.

Was ist das eigentlich, Paaschburg?

Wir wollen uns an zwei Stellen Auskunft holen, um möglichst sicher zu gehen: einmal bei der Sage und zweitens bei gelehrten Herren, welche lateinische Pergamenturkunden früherer Jahrhunderte herunterlesen können, wie unserems seine Zeitung.

Die Sage behauptet, nichts einfacher als das, das lehre ja schon der Name: da war einmal ein Schloß, eine Burg, zu Ehren des Papstes Paschalis II. Wo sie gestanden habe, könne man nicht mehr sagen; aber, da müsse ja eine gestanden haben, weil es doch sonst nicht „Paaschburg“ heißen könne.

Die Sage, ein richtiges Kind des Volkes, braucht den ehernen Griffel der Geschichte nicht; ihre Erzählungen gehen von unbekanntem Urheber aus und pflanzen sich fort von Mund zu Mund. Es ist Heimatsliebe, Heimatsgefühl, das sich in solchen Sagen verkörpert, und sich wehrt, wenn man es mit Pergamenturkunden bekämpfen will.

Und doch ist es die Aufgabe der gelehrten Herren, Licht zu schaffen aus vergilbten und verstaubten Pergamenten. Sie sagen, sie könnten mit dem besten Willen kein Schloß, keine Burg entdecken. Das eine könnten sie beweisen, daß es in der Paaschburg „Höfe“ gegeben habe, denn aus einer Urkunde von 1368 gehe hervor, daß ein Gerhard Hofe der Laurentiuskirche einen Hof geschenkt habe, der an dem „Platze in der Pascheborg“ gelegen habe; ferner, daß das St. Jürgenstift in der Paaschburg einen Hof hatte, den es 1560 für 200 Mark Lübsch an den gelehrten Grafen Heinrich Ranzau verkaufte. Möglicherweise könne Paaschburg auch Osternburg bedeuten, denn bis ins 16. Jahrhundert sei Pasche (lateinisch pasca) das übliche Wort für Ostern gewesen, und rühre dann Paaschburg her von den Osterfeuern, die einst auf den Höhen angezündet wurden.

Man sieht also, daß eine Einigung zwischen der Sage und der Gelehrsamkeit nicht zu erzielen ist, und wir gut tun, die Sache auf sich beruhen zu lassen.

Die „Kleine Paaschburg“ heißt auch die „alte Paaschburg“, ein Zeichen, daß die „Große Paaschburg“ neuer, jünger ist und daher auch die „neue Paaschburg“ genannt wird. Die „Kleine Paaschburg“ hat sich wenigstens seit 1659 räumlich und in seiner Bebauung nicht verändert; damals zählte man in derselben 13 Häuser, heute 15.

Sie umfaßt die Häusergruppe, welche bis an den Holzkamp, an die Hohe Straße und an die Große Paaschburg reicht, also die Stadtgegend um den „Gänsemarkt“ herum. Zur Stadt gehörte sie nicht, wie die ganze Altstadt nicht; denn nur die Störinsel, was nun Neustadt heißt, hatte 1238 von dem Schauenburger Grafen Adolf IV. das Lübsche Recht, d. h. Stadtgerechtigkeit (eigene Gerichtsbarkeit und Selbstverwaltung) bekommen. Die Altstadt gehörte dem Landesherren, der 1303 ein Sohn von Adolf IV., Gerhard I., war. Dieser Gerhard I. hat 1303 einen Teil der Altstadt mit der Lübschen Neustadt verbunden, nämlich die Breitestraße, den Sandberg, den Holzkamp, das St. Jürgenstift, einen Teil

der Kirchenstraße und die „Alte Paaschburg“. Diesem neuen Stadtteil, in dem aber nur Bauern und Arbeiter, keine Kaufleute und Handwerker, nur Gärtner und Fassmacher (Küper) wohnen durften, schenkte er das ganze Gelände nördlich der Stadt bis Defau und Schlotfeld (heute Gut Schmabel), damit sie auch Weide und Torf hätten.

In früheren Jahrhunderten gehörte eben alles Land, das nicht einem andern gehörte, dem Landesherrn, der es verschenken oder aus Dankbarkeit gegen ihm geleistete Dienste oder auch für ein Gelddarlehen verlieh, zum Lehen gab auf Lebenszeit oder bis zur Rückzahlung der Schuldsomme.

Heute gehört derartiges Eigentum dem Staat und der Landesherr hat nur insofern persönliches Eigentum, als er es geerbt oder sich gekauft hat.

Am 24. April 1524 schenkte der dänische König Friedrich I. „seinem lieben getreuen Rat und Marschall Johann Ranzau wegen seiner vielfältigen treuen angenehmen Dienste in Kriegshandlungen und sonst“ die Stadt und das ganze Kirchspiel Izhoe mit allen Einkünften auf Lebenszeit. Das Lübsche Recht der Stadt blieb unangetastet; neue Steuern durfte Johann Ranzau nicht einführen.

Auf diese Weise kam die Große Paaschburg unter breitenburgische Jurisdiktion oder Gerichtsbarkeit.

Im Jahre 1492 geboren, trat Johann Ranzau 1516 eine zweijährige Reise durch England, Spanien, Italien, Griechenland, Kleinasien und Palästina an, war 1521 auf dem Reichstag in Worms Zeuge des kraftvollen Auftretens von Luther und danach ein überzeugter Förderer der Reformation in unserem Lande. Als Amtmann des Amtes Steinburg war er ein ehrlicher, offener Charakter, einer der hervorragenden Männer, die das Amt Steinburg verwaltet haben. Er starb am 12. Dezember 1565 auf Breitenburg, wurde dort einbalsamiert und verblieb daselbst 15 Monate, weil in Izhoe die Pest herrschte, bis zu seiner Beisetzung in der Laurentiuskirche hiersebst.

Zur Großen Paaschburg gehörten auch die Hohestraße, der größte Teil der Bekstraße und die Malzmühle in der Breitenstraße. Diese kamen nun alle unter Breitenburg.

Die Große Paaschburg ging höchstens bis zur Ecke der jetzigen Hindenburgstraße und Ritterstraße. Diese beiden Straßen und alle Häuser östlich und nördlich davon waren nicht vorhanden. Mit der Stadt hatten die Paaschburger nichts zu tun, Bürger waren sie nicht. Ihre Grundhauer mußten sie nach Breitenburg zahlen und für jedes Haus 4 und für jede Bude 2 Schillinge erlegen als Schweregeld, wenn tüchtig Eichen und Buchenkerne gewachsen waren und sie ihre Schweine auf die Mast im Breitenburger Forst jagten. Gesetzesübertretungen wurden von Breitenburg geahndet, schlimmstenfalls mit Hinrichtung, denn Breitenburg hatte so gut seinen Galgen, wie die Stadt, das Kloster und die Burg, welche zum Amt Steinburg gehörte. Bei Hinrichtungen konnte es also dem Verbrecher gleich sein, in welcher Jurisdiktion er gehängt oder geköpft wurde.

Im Jahre 1648 gab Breitenburg das 1524 erhaltene Lehen über die Stadt und das Kirchspiel Izhoe in die Hände des Königs zurück. Dänischer König war damals Christian IV. (dessen Selbstbildnis im Rathhaus hängt), Besitzer von Breitenburg Christian Ranzau. Der dänische König übergab nun die Große Paaschburg mit dem, was dazu gehörte (die Hohestraße, der größte Teil der Bekstraße und die Malzmühle in der Breitenstraße) der Lübschen Stadt, so daß

im Jahre 1648 die Paaschburger Lübsche Bürger wurden und alle Rechte der Lübschen Altstadt (nicht der Lübschen Neustadt) mit genießen sollten, d. h. wenn Bürgermeister und Rat es im Einzelfalle erlaubten, dann durfte sich in der Paaschburg auch ein Handwerker niederlassen.

Aber das dicke Ende kommt nach: die Stadt durfte die heruntergekommene, verarmte Paaschburg wohl regieren, verwalten, mußte aber die aufkommenden Steuern, nämlich 124 Taler 10 Schillinge Grundhauer von 54 Einwohnern an die Königliche Kasse abliefern!

Am 28. Februar 1648 starb Christian IV., und Friedrich III., sein Sohn, wurde sein Nachfolger. Die Königlichen Kassen waren leer. Christian IV. hatte am 30jährigen Kriege teilgenommen und Schulden gemacht. Friedrich III. mußte Geld haben und so verkaufte er 1650 an Christian Ranzau für 50000 Taler die sog. Wellengüter mit der Großen Paaschburg, die unter Christian IV. als Neue Paaschburg zur Stadt gekommen war! Nun waren die Paaschburger wieder unter breitenburgischer Jurisdiktion!

Alles Sammern der Stadt nützte nichts, sie mußte außerdem noch die Einquartierungslasten der Paaschburg tragen. Die Einnahmen hatte natürlich Christian Ranzau.

Dieser Zustand dauerte bis 1661. Die Stadt hatte seit Jahren mit Breitenburg Streitigkeiten über die Grenzen gegen Schlotfeld und Deligsdorf. Im Jahre 1661 kam ein Vergleich zustande, durch den die Grenzen so festgestellt wurden, wie sie heute sind.

Breitenburg trat nun wieder die 1650 erworbene Paaschburg an die Stadt ab mit der Bedingung, daß die Paaschburger Grundhauer (124 Taler 10 Schillinge) und die in der Stadt und in der Paaschburg aufkommende jährliche halbe Brüche an Breitenburg abzuliefern sei. Nun waren die Paaschburger wieder Lübsch, städtisch! Also: anfänglich gräflich, landesherrlich, dann breitenburgisch, dann städtisch, hierauf breitenburgisch und zuletzt wie noch heute städtisch. Als 1661 die Paaschburg an die Stadt zurückgegeben wurde, blieben diejenigen Häuser, welche nicht durch Lehn, sondern durch Kauf an Breitenburg gekommen waren, auch ferner unter Breitenburg; doch war es den Bewohnern dieser Häuser verboten, Handel zu treiben; nur Schußflücker, Brahmführer, Schiffsbauer, Gärtner, Tagelöhner, durften wohnen bleiben und nach ihrem Tode durch gleiche ersetzt werden. Die Zahl der 18 „eiserne“ Handwerker durfte nicht überschritten werden in den unter Breitenburg verbliebenen Häusern, so in der Ritterstraße, Breitenburgerstraße, Teilen der Breitenstraße, Kirchenstraße, Bekstraße, Corianberg und auf der Burg. Diese Grundstücke bildeten noch bis 1861 die Breitenburgische Kommüne und erst im Jahre 1861 schlug die Sterbestunde der 18 eisernen Handwerker.

Die Grundhauer wurde in der Paaschburg nur von den Häusern, nicht von den Buden aufgebracht. Auf den Buden ruhte eine andere Verpflichtung, die Ausführung von Laufreisen.

Es waren folgende 10 Budeninhaber in der Paaschburg, welche Laufreisen auszuführen hatten: 1. Johann Engelbrecht, 2. Jürgen Schaap, 3. Johann Wetje, auch genannt Webeken, 4. Marten Strüven, 5. Lüder Sühning, 6. Lütje Müller, 7. Jochim Dau, 8. Jürgen Plett, 9. Erich Hansen, 10. Marten Jeben. Man hat sich bei diesen Laufreisen keine Läufer vorzustellen, wie Fritz Neuter sie in seinem „Dörchlüchting“ beschreibt, die neben dem fürstlichen Wagen herlaufen mußten und denen, wie Väter Schultschens erzählte (wie dem Läufer Halsband)

erst die Milch ausgeschnitten wurde, um sie für ihren Beruf fähig zu machen. Rein, die 10 Paaschburger waren vollständige Menschen und jeder im Besitz der ihm von Natur zukommenden ganzen Milch; aber laufen mußten sie, wenn es was zu laufen gab. Vor Hunderten von Jahren gab es keine Chausseen, keine Eisendahlen, Autos, Motorräder, Zweiräder, Postkutschen, sondern nur tiefe Wege, auf denen in nasser Jahreszeit zu gehen, fast unmöglich war. Wer von Ipehoe nach Hamburg reisen mußte und erst nach Wochen zurückkam, nahm oft vorerz das Abendmahl und machte sein Testament. Es war daher auch keine Kleinigkeit für den Paaschburger, wenn die Reihe an ihn kam und er mit einem Brief nach Drage sollte, welches von 1626 bis 1734 im Mitbesitz der Grafen Ranzen war, oder für Bürgermeister und Rat nach der Regierung in Glückstadt. Das waren Naturalleistungen, Hofdienste, Hand- und Spanndienste, welche die 10 Paaschburger für ihre Abgabefreiheit leisten mußten.

Wie gern würden heute alle Paaschburger einmal nach Drage oder Glückstadt laufen, wenn der Magistrat nur die Freundlichkeit haben wollte, sie von allen Steuern zu befreien!

Eines der ältesten Häuser in der Großen Paaschburg ist das Haus Nr. 25, das sich heute nach seinem Um- und Durchbau als modernes Geschäftshaus präsentiert, mit großen Spiegelscheiben und dahinter Ausstellungsräumen moderner Mobilien; Eigentümer desselben ist der Sattler, Tapezier und Dekorateur Ferdinand Brunert. Als das Haus im dänisch-schwedischen Kriege 1657 in Brand geschossen wurde, gehörte es einem Heinrich Köster. Derselbe wird die Brandstätte verkauft haben an Johann Junge, der sich 1659 ein Haus entweder aus den Trümmern oder neu errichtete. Er wohnte bis 1663 darin und trat es dann an Jakob Eilsfring ab. Dieser verkaufte es 1669 an Lorenz Steinbrügge. Sei es nun, daß Steinbrügge neu oder größer gebaut hat, genug, Bürgermeister und Rat erachteten die bisherige Hausabgabe von jährlich 5 Lübschen Schillingen für zu niedrig und erhöhten dieselbe auf 12 Schillinge. Im Jahre 1681 ging das Grundstück an Jürgen Hesse und 1696 an Johann Lindemann über, der es nach 28 Jahren, 1724, an Peter Schmid abtrat. Schmid hatte es nur drei Jahre, denn 1727 bekam es Hermann Boß, von dem es schon nach einem Jahre, 1728, an Jürgen Matthies Dirksen erwarb. Nach 12 Jahren, 1740, ging es an Jakob Ehlers über und von diesem 1744 an Maus Thormählen. Unter diesem muß es in Konkurs geraten sein, denn 1755 erwirbt es Friedrich Adolph Detleffen als „Böser“, d. h. als derjenige, der für die Schulden und Lasten das Grundstück übernimmt, es löst. Er hat es dann schon im folgenden Jahre, 1756, an Peter und Jakob Lucas abgetreten. Im Jahre 1803 geht es an Jakob Lucas Erben über. Lucas hatte hinten hinaus nach der Pothen Straße drei Wuben, welche nicht mitverkauft wurden, als 1810 laut Kaufkontrakt vom 30. März das vordere Grundstück an den Säger Joachim Hinrich Schlichting überging. Lucas hatte auf dem Grundstück eine Brauerei betrieben. Schlichtings Nachfolger wurde 1823 ein Hinrich Krohn, auf den 1827 Hans Ehlers folgte. Nach diesem folgte 1840 ein Nikolaus Westermann, angeblich Väder, und auf diesen die Stellmacher Eduard Köpke, 1842, und Johann Nikolaus Karl Köpke, 1885, von dem es der heutige Eigentümer Herr Ferdinand Brunert 1911 kaufte.

Auf dem Brunertschen Grundstück ruhte in früheren Jahrhunderten noch eine besondere Last. Der Eigentümer mußte den Graben, der aus dem Osterhöfer Teich und von der Wölkathe her das Wasser für die gräfliche Malzmühle in der Breitenstraße zur Stadt leitete, gleich den anderen Hausbesitzern in der

Paaschburg, reinhalten. Dem Besitzer des Brunertschen Hauses waren 2 Schläge in 10 Ruten Länge zugeteilt, die auf Anfordern von Breitenburg bezw. des Pächters der Malzmühle reingehalten werden mußten. Der Murat, wie Kraut, Schilf, tote Katzen und Hunde, mußte herausgefischt und der seitliche Schutzdeich erneuert werden. Diese Verpflichtung bestand noch vor 50 Jahren.

Als Dänemark 1818 Bankrott machte, belegte es die Grundstücke mit einer „gezwungenen Anleihe“, der sog. Bankhaft. Auf das Brunertsche Grundstück wurde eine Bankhaft von 52 Talern 77 Bankschillingen gelegt. (Ein Taler zählte 96 Bankschillinge.) —

Eben im Begriff, unsere Glücksgelöschchen bei Herrn Brunert im Laden abzustellen für den nächsten Gang durch den Sandberg, begegnet uns Sand-Jonas mit seinem Einspanner, auf dem er Streusand geholt hat von dem Gelände, wo heute der Park des Herrn Kommerzienrats von de Böz ist. Jonas wohnte mit seinen Bienen seitlich der Fischbrutanstalt im gräflichen Gehölz. Er hatte früher von Prinzehof, als Prinzess Juliane noch lebte, viele Guttaten empfangen. Als Prinzess Luise und ihr Bruder Prinz Julius dort einzogen und nichts von ihm wußten, blieben die Spenden aus, bis die hohen Herrschaften von den Beziehungen zwischen Sand-Jonas und Prinzehof erfuhren. Prinz Julius und Schwester spazieren nun einmal durch den Wald, treffen Jonas bei seinen Bienen, lenken (unerkannt) das Gespräch auf Prinzessin Juliane und fragen, ob er die jetzigen Bewohner auf Prinzehof nicht auch mal besuchen wolle. Da meint Jonas: „De schüllt ja selbst nids hem!“ Prinz Julius schenkt ihm einen Taler, sagt, wer er ist und daß dies seine Schwester sei. Von diesem Augenblick an hielt Jonas sie für sehr reich und pflogte nun weiter zu Prinzehof und seinen hohen Bewohnern seinerseits dieselben herzlichsten Beziehungen, wie er sie zu Prinzess Julianes Zeiten zu üben gewohnt war.

## Ein Gang durch den Sandberg

Wir haben unsere Glücksgelöschchen wieder angezogen und uns in denselben schnell in das Jahr 1677 versetzt, in welchem da, wo nun das Kaffee Steinburg ist, ein Eggert Beers wohnte, in dessen Hause zwei große Keller waren. Auf Beers folgte 1714 Eggert Fehrs, vermutlich ein Sohn, und auf diesen nach 20 Jahren, 1734, Senator Johann Schwarzkopf. Nach 24 Jahren, 1758, besaß es Conrad Hinrich Keimers, von dem es im folgenden Jahre, 1759, an Johann Matthias Kern überging, der es 40 Jahre, bis 1799, im Besitz hatte; auf ihn folgte Daniel Hermann Kern und auf diesen 1852 Johann Hermann Peter Kern, dessen Besitznachfolgerin seine Tochter, verheiratete Bernhard Giese, im Jahre 1869 wurde. Ihr folgte im Besitz 1889 Julius Kirchner, von dessen Erben es 1918 Gemüsehändler Blankenstein erwarb, der es 1920 an Herrn H. Schuster und dieser an den hiesigen Rechtsanwalt Gries-Danican abtrat.

Von allen Vorbesitzern ist den älteren Einwohnern der Name des Weinhändlers Kern am geläufigsten. Die Kernsche Weinstraße war Treffpunkt der Intelligenz und der bürgerlichen Wohlhabenheit. Die großen Eigentische in der Weinstraße waren ein Symbol der Solidität ihres Besitzers und dessen Weinkellers, in dem ein volles Orhopt neben dem anderen lag. Oben im Hause waren

zwei Säle, in denen während der Markttag noch in den 40er Jahren vorigen Jahrhunderts getanzt und bei sonstigen Gelegenheiten vorzüglich gespeist wurde. Offiziere der hiesigen dänischen Dragonergarnison waren auch Gäste bei Kern. Kern wohnte nicht im Sandberg, auch nicht in der Breiten Straße, sondern „Am Hagedorn“, wie diese Ecke genannt wurde. Das andere kleine Stück den Sandberg hinauf, bis man in die Große Paaschburg einbiegt, hieß „Bollwerk“.

Gehen wir nun den Sandberg hinauf bis zu Kaufmann Hayen, Ecke Große Paaschburg. Seinem Hause gegenüber auf der anderen Straßenseite hat er seinen Lagerpeicher. An dessen Stelle war noch vor 70 Jahren ein freier Platz, der zum Grundstück des Propstes Werzmann gehörte und nach dem Sandberg zu durch eine Planke mit Pforte abgeschlossen war. Erst kam der freie Platz, dann des Propstes Holzstall und zwischen diesem und dem Wohnhause ein kleiner Garten.

Der besagte freie Platz zwischen Planke und Holzstall war das Jungensparadies der Sandberger Jungens. Sie nannten es „Düwels Köf“. Woher dieser für ein Stück Propstengarten immerhin anzüglihe Name stammte, hat die gelehrte Forschung bisher nicht herausbringen können. Vielleicht bleibt das auch für immer ein Geheimnis der Sandberger Jungens, die noch heute als 70-, 80-jährige Männer sich schütteln vor gruseligter Freude und freudigem Gruseln, wenn sie die Erinnerung wieder wachrufen an all die Streiche, gute und schlechte (aber die besten, deren sie fähig waren), die sie in „Düwels Köf“ verübten, im Sommer beim Räuber- und Versteckspiel, im Winter beim Bau einer Schneehütte so groß, so fest, so fein ausgestattet, wie es heute Schneehütten überhaupt nicht mehr gibt.

Daß Propst Werzmann ihnen „Düwels Köf“ freiwillig eingeräumt hätte, glaubten die Sandberger Jungens, als geschlossene Gesellschaft, ja selbst nicht, aber der Propst selbst kam hier nicht, und seine Dienstmädchen, wenn die durch die Pforte gingen, um von J. A. Schnell Waren zu holen, sagten nichts, hielten es vielmehr mit der Jugend; aber gerade das Verbotene wird von der Jugend mit einer verstoßenen, wollüstigen Furcht genossen.

Gehen wir nun den Sandberg hinauf bis Baumanns Gesellschaftshaus. Daselbe hatte vor 90 Jahren ein Herr Thewes, der darin einen Saal und eine Regelkahn baute. Der Saal wurde auch zu Theater Vorstellungen benutzt. Im Winter fand darin alle 14 Tage Harmonie- und Tanzmusik statt.

Gehen wir über die Straße hinweg. Wo nun das Geschäftshaus des Nordkurier steht, war vorher das Geschäfts- und Wohnhaus des Sattlermeisters und Mobilienhändlers Wilhelm Plamböck. Es brannte ab und es entstand der jetzige große Neubau, 1894. Bei den Ausschachtungsarbeiten wurden 176 Silbermünzen in einem Topf gefunden, denen Professor Handelsmann-Niel weder einen nennenswerten Metall- noch Sammelwert beimah. Die Münzen stammten aus Hamburg, Lübeck, Lüneburg-Stadt, Herzogtum Braunschweig-Lüneburg, Pommern, Bismar, Herzogtum Mecklenburg, Herzogtum Preußen, Oesterreich, Sachsen, König Philipp II. von Spanien.

Nach des Professors Auskunft liegt kein Grund vor, den Fund auf die Stürme des 30jährigen oder gar des schwedischen Krieges zurückzuführen. Vielmehr sei bekannt genug, daß der altmodische Bauer und Bürger auch in Friedenszeiten es vorzog, sein bares Geld zu vergraben und zu verstecken. Alle Münzen stammten ausnahmslos aus dem 16. Jahrhundert. Der Fund ist als „der Münzfund in der kleinen Paaschburg“ bezeichnet, weil die Fundstelle nicht am Sandberg, sondern hinten hinaus in der kleinen Paaschburg war.

Guschen wir nun schnell in unseren Galoschen 300 Jahre zurück, bleiben aber im Sandberg. Damals, so um 1600 herum, wurden im Sandberg bis dahin, wo es nach dem Holzkamp hinaufgeht, Pfannkuchen nur auf einer Seite gebacken. Weshalb? Ganz einfach, weil auf der andern Seite keine Häuser standen, denn da hatte das Kloster sich bis an die Grenze vorgedrängt, Buschwerk gepflanzt, eine Planke gezogen, kleinere Gebäude, ja selbst ein Privet auf der Grenze errichtet.

Da lief aber Bürgermeister und Rat die Gasse über. Er beschwerte sich bei dem König Christian IV. Der König schrieb wieder, er komme einmal von Kopenhagen herüber und wolle sich die Sache ansehen. Er kam auch (er mochte nämlich gerne reisen und auch gerne in Itzehoe sein). Als er sich alles angesehen hatte, sagte er, das könne auch nicht angehen, das Privet müsse da weg und die Grenze zwischen Stadt und Kloster müsse der Wasserlauf sein, der von oben herunter käme.

So wurde es denn nun verhalten. Das Kloster mußte auf der andern Seite des Grabens bleiben und auf dieser Seite desselben den Sandberg hinauf konnten die hübschen Bürger Häuser bauen. Das taten sie denn auch, aber Garienland und Hofplatz blieb ihnen blühwenig. So entstand die „Neue Reihe“. Eins war jedoch gewonnen: nun konnten auf dieser Strecke im Sandberg die Pfannkuchen auf beiden Seiten gebacken werden.

Auf einem alten Stadtbild von 1600 kann man noch deutlich das vom Kloster gesetzte Plankwerk am Sandberg sehen.

Gehen wir nun weiter den Sandberg hinauf bis zum Hause Nr. 37 (an Kornhändler und Gastwirt Rod). Früher stand ein Spritzenhaus hier, welches in einem alten Kataster verzeichnet steht als „Spritzen-Haus zu U. L. Fr. Gilde“. Das heißt „Spritzenhaus zu Unserer Lieb-Frauen-Gilde“. Aus dieser Bezeichnung erschen wir, daß wir uns in die Zeit versetzen müssen, als Itzehoe noch katholisch war, denn im Jahre 1477 soll diese katholische Gilde entstanden sein. Etwa 100 Männer und 60 Frauen aus den besten Familien gehörten damals der Gilde an. Hauptzweck war der gegenseitige Beistand zur Erwerbung des Seelenheils, Hilfe in Krankheitsfällen und ein ehrliches Begegnis.

Nun die Seelen der verstorbenen Gildemitglieder aus dem Begefeuer zu erlösen, mußten von den Priestern in der katholischen Laurentiikirche Messen gelesen werden, was Geld kostete. Auf Verlangen wurden Kranken Wächter besorgt, auch für Leichen. Alle Mitglieder mußten die Leiche zur Kirche begleiten. Auch katholische Priester gehörten der Gilde an.

Für Uebertretung der Gilderegeln waren hohe Strafen gesetzt, entweder eine halbe oder ganze Tonne Bier oder 1 oder 2 Pfund Wachs. Das Bier wurde getrunken und aus dem Wachs wurden Lichte gegossen für die Altäre, Leichenbegängnisse usw.

Ohne Schmausereien und Tanz ging es in der Gilde auch nicht ab. Zu Pfingsten wurde im „Rosengarten“ getanzt (vor der Delftorbrücke, wo nun der Zimmerplatz ist und auf der andern Seite Fabrikant Matthiesens Gebäude stehen hat). Wenn bei solchen Festlichkeiten Reizen an den Paaren, Begießen mit Bier, Zerreißen der Kleider, eigenmächtiges Einschänken von Bier usw. vorkam, dann traten die Bier- und Wachsstrafen ein. Nach Einführung der Reformation hörte der katholische Charakter der Gilde auf.

Gehen wir nun den Sandberg weiter hinauf bis Nr. 57, dem Gäßhaus rechts vom Aufgang nach der Kaiser Karl-Schule. Dieses Haus Nr. 57 wurde 1838 als neues Gasthaus unter dem Namen „*H o l s t e i n i s c h e s H a u s*“ von Theodor Hellmundt neu eröffnet. Das Haus war nicht neu. Im Jahre 1686 hatte das „*Corps de Garde*“ (militärisches Wachthaus) darin seine Räume. Auch wurde die hiesige Tapetenfabrik darin eine Zeitlang betrieben.

Gegenüber auf der anderen Straßenseite wohnte Maler Hehlmann. Treten wir in dessen Werkstatt ein! Es ist gerade der Orgeldreher Grawehl von hier da. Er besichtigt das neue Bild, das Hehlmann ihm gemalt hat. Grawehl sagt: „Schön, min leve Hehlmann, blot noch en beten mehr Blook!“ Es handelt sich auf dem Bilde um den achtfachen Mörder Limm Thode. Meister Hehlmann tunkt nun seinen Künstlerquast in eine Rütte roter Farbe und malt mit wenig Strichen einen Blutstrom auf den Bildfußboden, vor dem sich selbst ein Schlafröche nicht zu schämen brauchte. Mit diesem Bilde und auch ähnlichen stand Grawehl (der eigentlich Krawehl hieß) im Markt in der Salzstraße, Ecke „*Stadt Hamburg*“, sang zu der Drehorgelmelodie mit vibrierender Stimme den passenden Text und schlug bei Kraftstellen mit seinem langen Restock klatschend auf die Leinwand. Alle Zuschauer und Zuhörer kauften sich für 10 Pfennig auf einem Blatt die dargebotenen „vier neuen Lieder“. übten sich an Ort und Stelle Text und Melodie gleich ein und hatten das Grufeln umsonst.

Grawehl sah nicht wie ein gewöhnlicher Drehorgelspieler aus. Groß, stattlich, an keiner Körperstelle verkrüppelt und mit einem großen weißen Bart. Kein Wunder, daß die Leute in Dithmarschen sagten, Grawehl sei eigentlich ein heruntergekommener Graf, der seine Lage nur nicht bekannt haben wolle und genau genommen Graf Edel heiße. Und er bekam doppelt soviel, wie andere Leierkastenmänner, solches Mitleiden hatte man mit dem armen Grafen!

Nun wieder nach der anderen Straßenseite, nach Nr. 63, wo in den 40er Jahren v. Jahrh. der Bruder des dänischen Königs, Prinz Hans, wohnte, der zur militärischen Dienstleistung den hiesigen Dragonern zugeteilt war. Besagtes Haus, damals neu erbaut, war eines der vornehmsten damaliger Zeit mit Studverzierung innen und außen. Prinz Hans ist auch später sehr oft in Itzehoe gewesen.

Nach Offes Haus etwas höher hinauf war in früheren Jahrhunderten ein Schlagbaum, vielleicht zwecks Zollkontrolle.

Hinter diesem Schlagbaum baute 1728 die Stadt ein neues Wachthaus, ein „*Corps de Garde*“ für das Militär. Dieses Wachthaus wurde schon 1772 wieder abgebrochen. Der Bürger Hans Stenner kaufte die Materialien.

Auf dieser Seite des Schlagbaumes war „*Offes Gasthof*“, der noch heute besteht. Ein Offe wohnte wenigstens seit 1724 da.

Der Gasthof hatte bedeutenden und wohlverdienten Ruf, namentlich in den Kreisen der Landleute, welche die Viehmärkte besuchten, die ehemals einen bedeutenderen Umfang hatten, als heute. Als die Marschbahn noch nicht nach Norden durchgeführt war, also vor 1878, kamen die großen Viehtransporte aus Jütland zu Fuß hier an, die Treiber in Holzschuhen, die Händler mit den gepickten Geldfagen um den Leib. Offes Gasthof war gesucht wegen der Verpflegung und Bedienung.

Einmal zu Ochsenmarkt, es mögen schon gegen 60 Jahre her sein, kamen aus Dithmarschen zwei junge Bauernjöhne, die, wie früher die Väter, nun auch in Offes Gasthof abstiegen. Sie genossen die Marktfreuden von A bis Z, auf dem Ochsenmarktskamp und in der Stadt. Den Gipfel ihrer Vergnügungen fanden sie aber im Besuch bei der 10. Muße „*Nikotina*“ (Zingel-Zangel) in Jesh' Keller Nr. 44 Breite Straße. Hier ergöhten sie sich an dem herzerhebenden Liebe:

„Auf den Sonntag freu' ich mir,  
Ja, dann geht es raus zu ihr  
Feste mit vergnügtem Sinn,  
Pferdebus nach Rixdorf hin;  
Da erwartet Lina mir,  
Ohne Lina kein Pläsier!“

Als sie nun von Bier und Gesang trunken nach Offes Gasthof kamen, vermißten sie die vom Hause aus gewohnten Federbettdecken, so prall gestopft, wie eine Leberwurst. Es lagen in den Betten nur die sauberen Schlupen mit eingeschobenen Wolldecken, die sie nicht kannten. Sie zogen sich halb aus, setzten sich auf die Bettkante und lauerten auf Federbettdecken. Hans sagte: „Johann, weets wat, wenn se uns keen Decken bringt, wüllt wi ok ni för full bitahlen.“ „Nee“ jagte Johann. Nach fünf Minuten sagte Hans: „Johann, weets wat? Wi krup enfach ünnert Saken, lat se morgen fröh seggen, wat se wüllt.“ Und sie taten es. Raum darunter, fuhren sie auch schon mit festem Sinn Pferdebus nach Rixdorf hin.

Sie haben den andern Morgen für voll bezahlt, sind vergnügt abgereift, haben zu Hause von den Freuden des Isehwer Ochsenmarktes erzählt, von Offes Gasthof und nur bedauert, daß man da, was Betten anlangt, noch sehr zurück sei, denn man müsse sich mit zwei Bettklaken behelfen.

Trotzdem sind die beiden noch jedes Jahr wiedergekommen und haben auch, als sie selbst wieder erwachsene Söhne hatten, diese in Offes Gasthof logieren lassen.

Auch wir lassen unsere Glücksgaloshen hier stehen für einen neuen Gang durch die Straße „*Hinterm Klosterhof*“.

## Ein Gang durch die Straße Hinterm Klosterhof

Wir begeben uns in unsern Glücksgaloshen vor das Weinhändler Schadsche Haus hinterm Klosterhof und huschen sink in das Jahr 1554 hinein. In diesem Jahre waren Catharina Pogwisch Aebtissin und Dorathea Pogwisch Priörin des hiesigen Klosters. Diese und der ganze adelige Konvent überließen einem Johann Gottsche den Platz, auf dem heute das Schadsche Wohnhaus steht, für die jährliche Grundhauer von zwei Mark Lübsch mit der Bedingung, daß das Kloster die Gerichtsbarkeit über dieses Grundstück und das Vorkaufsrecht behalte. Das Grundstück ging bis an den eigentlichen Klosterhof, also bis dahin, wo man beim Klosterförster durch das Tor geht, welches damals Tegeltor (Ziegel-tor) hieß. Am Sandberg gehörte auch noch das Grundstück dazu, welches nun Gastwirt und Kornhändler Koch gehört. Die jetzige Straße „*Hinterm Klosterhof*“ war ein tiefer Sandweg und nördlich davon befanden sich keine Häuser, nur hohe Sandberge.

Dem Gottsche wurde vom Kloster gestattet, Wein, Hamburger- und Rotbier ohne Abgabe zu schenken und drei Kühe in der Klosterweide zu grasen.

Der Bestimmung als Weinhandlung, Bierbrauerei, Branntweinbrennerei und Wirtschaft hat das Haus fast 200 Jahre gedient, nämlich bis zum Jahre 1731. Dann folgt eine Zeit von über 100 Jahren, in welchen es stets von Juristen bewohnt war. Erst seit dem Jahre 1860 ist es seiner ursprünglichen Bestimmung zurückgegeben.

Das Kloster hat von dem Vorkaufsrecht nie Gebrauch gemacht. Die dem Hause verliehenen Vorrechte waren außerordentlich wertvoll, denn das Rathaus hatte ein ausschließliches Privilegium zum Ausschank. Es wurde daher auch nie unterlassen, wenn ein neuer König oder eine neue Kettistin kam, um Bestätigung der verliehenen Vorrechte bittend einzukommen.

Der erste Besitzer, Johann Gottsche, starb schon zwei Jahre nach Erteilung der Urkunde. Die Kettistin wollte diese als erloschen betrachten, bestätigte sie aber doch in plattdeutscher Form. Auf Gottsche folgten Verwandte, nämlich Claus Junge, noch ein Claus Junge, Hans Bossen, Johann Junge.

Dem Vater dieses Johann Junge, Claus Junge, war die vom Kloster ausgestellte wertvolle Pergamenturkunde am 26. Oktober 1635 mit anderen Sachen gestohlen worden, als derselbe bei dem Bürger und Maler Bendix Kämmerling Hochzeit feierte. Die Spur der Diebe führte nach Hohenvestedt. Als der Bestohlene dahin reiste, stellte er fest, daß Schulknaben die Urkunde in Händen gehabt, das Wachsiegel abgerissen und versucht hätten, die Urkunde als Umschlag für ein Schulheft zu benutzen. Dieselbe war inzwischen zu Claus Follert in Wapelsfeld bei Hohenvestedt gekommen, von dem der Bestohlene sie für ein Trinkgeld, einen „Dütjen“, zurück bekam.

Ohne Siegel war die Urkunde wertlos, denn erst das Siegel (Wachsiegel in Holzkapsel) verlieh der Urkunde volle Beweisraft.

Johann Junge kam nun beim Kloster ein, die Urkunde durch ein neues Siegel neu zu bestätigen. Das geschah im Jahre 1653, also 4 Jahre vor Einäscherung Ikehoes durch die Schweden.

Bei diesem Brande ging auch Junges Haus in Flammen auf, doch wurden die Urkunden gerettet.

Die Abgebrannten hatten keine Mittel zum Neubau und blieb die Brandstelle bis 1668 wüst liegen. In diesem Jahre kaufte sie ein Johann Meher. Da dieser dem „Kloster zum Besten“ 150 Mark Lübsch eingezahlt hatte, wurde ihm Steuerermäßigung und Befreiung von der ordentlichen Einquartierung gewährt „auf ewige Zeiten“. Johann Meher richtete das Geschäft (Weinhandlung, Bierbrauerei, Branntweinbrennerei) wieder in großartigem Maßstabe ein.

Mit Bewilligung des Klosters legte er sich von der Quelle am Wunderberg eine eigene Wasserleitung an, zu der durchbohrte Baumstämme verwandt wurden.

In der Meher'schen Familie verblieb das Grundstück anderthalb Jahrhunderte. Von Johann Meher ging das Haus auf seinen Schwiegerjohn, den Ober- und Landgerichtsadvokaten Franz Hinr. Pauli über, dem die Urkunden bestätigt wurden. Nach seinem Tode besaß es erst seine Witwe, dann sein Schwiegeronkel Regierungsadvokat Findeisen.

Die Witwe Findeisen verkaufte das Haus 1808 an den Obergerichtsadvokaten Schnell, der 1809 neu baute, so, wie es heute ist. Er besaß es bis 1856.

Mit dem Kloster hatte er einen ersten Streitfall. Nach der Urkunde von 1554 durfte das Grundstück drei Kühe in der Klosterweide grasen. Als das Kloster die Weide in Erbpacht geben wollte, verlangte Schnell eine Entschädigung, die ihm schließlich 1843 gewährt wurde, nämlich 252 Taler und Ermäßigung der Kontribution von 36 auf 24 Taler. Das Kloster verlangte dafür die Urkunde von 1554 zurück, die heute im Klosterarchiv ist. Nach Schnell wurde Kornhändler Johann Mehrens Besitzer. Unter Mehrens wohnte erst Amtmann von Lebekau, dann Polizeimeister Baron von Broddorff darin. Teile des großen Gartens wurden an Nachbargrundstücke verkauft. Im Jahre 1860 kam das Grundstück an den Weinhändler Luchs Elissa Bradstrup Repsold und den 1. November 1889 an den Weinhändler Johs. Meinert, von dessen Witwe es an den heutigen Besitzer Herrn Schack überging.

Gehen wir weiter und bleiben stehen vor der Krusjeschen Schmiede und der Bürgerschule. Da, mitten in der Straße, war noch vor 60, 70 Jahren der Schusterreich mit einer dürftigen Holzunwädrung, dessen Wasser bei Bränden benutzt werden sollte. Die Anwohner benutzten ihn dazu, alles das im Dunsteln hinwegzuwerfen, was sie gerne los sein wollten. Etwas weiter entlang wohnte da, wo nun das Luisenheim ist, Bürgermeister Gustav Poel (1852 bis 1868), der auf seinem Gute Trenthorst verstorben ist.

Gehen wir weiter und lesen auf der großen Tafel am früher Düringschen Hause, daß in demselben Graf Moltke seine Hochzeit feierte.

Die bezügliche Eintragung im hiesigen Kirchenbuch lautet wie folgt: „Junggesell Hellmuth Karl Bernhard Freiherr v. Moltke, Königl. preuß. Major im Großen Generalstab zu Berlin, alt 41 Jahre, des Königl. dänischen General-Lieutenants Friedrich v. Moltke, Commandeur vom Dannebrog, zu Wandsebed, und Henriette v. Parschen ehelicher Sohn, ist am 20. April 1842 mit Bertha Maria Wilhelmine Burt in Ikehoe, des John Heyliger Burt und der verstorbenen Maria Johanne Ernestine geb. v. Staffeldt, ehelichen Tochter, alt 16 Jahre, von Herrn Pastor Jesh in der Kirche copuliert. Prod.: Königl. Concession zur Hauscopulation d. d. Gottorf, 26. März 1842“.

Der Vater unseres Moltke, Freiherr v. Moltke, hatte seit 1804 das Gut Augustenhof in Ostholstein, das er nicht halten konnte und daher in dänische Militärdienste trat. Seine beiden ältesten Knaben Fritz und Hellmuth übergab er dem tüchtigen Pädagogen Pastor Knickbein in Hohenfelde bei Horst zur Erziehung, wo sie zwei Jahre waren.

Als unser Hellmuth v. Moltke nun erwachsen war, heiratete seine Schwester den verwitweten Engländer John Heyliger Burt. Aus dessen erster Ehe heiratete die älteste Tochter einen Freiherrn v. Broddorff, während die jüngere, 16 Jahre alte Berta Maria Wilhelmine bewundernd zu ihrem 26 Jahre älteren Onkel Hellmuth auffah und ihn heiratete. Zu den Ikehoeern, die der Hochzeit im früher Düringschen Hause bewohnten, gehörte der Großvater des hiesigen Arztes Dr. Clausen in der Breitenburger Straße, der alte Sanitätsrat Dr. Clausen im Sandberg.

Wenn wir nun die Straße weiter entlang gehen, dann treffen wir links das Klosterliche Gasthaus, ursprünglich, vielleicht im Anfange des 17. Jahrhunderts, zur Verpflegung armer kranker Wanderer und Pilger gegründet. Herbergen und Gasthäuser im heutigen Sinne gab es ehemals nicht für arme Wanderer und namentlich Pilger, die in der katholischen Zeit nach der Lehre

ihrer Kirche es für verdienstlich hielten, nach Orien zu wallfahrten, an welche sich fromme Erinnerungen knüpften. Daß solche Orte entstanden und einen immer stärkeren Auf bekamen, dafür sorgte die katholische Kirche. Diesem Gasthaus floßen auch später noch Mittel zu, so 1772 von der Aebtissin Ottilie Elisabeth von Ahlesfeldt, 1787 von der Konventualin Anna Christine von Düring, 1788 von der Kaufmannswitwe Anna Richter geb. Cornilsen.

Etwas weiter steht ein kleines Armenhaus, genannt „Aebtissin-Waichhaus“, bestimmt für eine arme weibliche Person entsprechend dem Wunsch der Aebtissin Ottilie Elisabeth von Ahlesfeldt.

Benachbart liegt das Heldtberg'sche Gasthaus, welches in Erfüllung eines Gelübdes des Predigers an der Laurentiuskirche Joachim Heldtberg laut Bestimmung vom 13. Juli 1753 gegründet und mit 5000 Mark dotiert wurde. Von dem Garten dieses Gasthauses wurden im Jahre 1807 dem damaligen Syndikus des Klosters Thies von Leesen  $3\frac{1}{2}$  Quadratruten verkauft. Der Syndikus wohnte damals in der klösterlichen Feldschmiede, wo nun die Hebbelburg steht.

Nun gehen wir zurück und in die Sandtuhle hinein, die ihre Entstehung durch den Namen deutlich ausprägt: es wurde hier ehemals Sand gegraben.

Wir sehen und riechen die Bichorienfabrik, früher im Besitz von J. M. Ottens, später Hermann Ottens und heute des Herrn C. von Holstein.

Den alten Fabrikant Ottens haben die älteren jetzt Lebenden ja noch gekannt, dessen Vater allerdings nicht mehr, der 1824 hier starb und auch schon die Bichorienfabrik betrieb. Dieser ganz alte Ottens heiratete eine Witwe Johanna Margareta Philippine Busse, deren Tochter erster Ehe, Cornelia Dorothea Mathilde, den hiesigen Konsul Westphal heiratete. Aus ihrer zweiten Ehe mit Ottens stammte der Kommerzienrat Ottens, den die Festsvelt noch kannte und der mit der vermögenden Therese Berghofer sich verheiratete. Ottens tat sich mit dem Junggesellen Wulff zusammen, deren Fabrikanlagen da, wo nun das fiskalische Kasernement steht, den älteren Tzeboern noch im Gedächtnis sein dürften. Wer sich eine Vorstellung von der Anlage, den vielen Darren und Nebengebäuden machen will, im ganzen etwa 13, sehe sich die Zeichnung in der Volksbibliothek in der Bergstraße an.

Sehr viele Familien waren mit dem Bau von Bichorienwurzeln beschäftigt. Den Samen lieferten Ottens und Wulff vorläufig umsonst gegen Abrechnung im Herbst. Alle Felder bis nach Selzdorf hin wurden bebaut. Die Fabrik hatte jedoch auch Konkurrenz, denn in den dreißiger Jahren v. Jahrh. wurde auch in Gückstadt eine Bichorienfabrik gegründet. Auch kam hinzu, daß die Kaffeebohnen damals billig waren. Wenn nun auch die hiesige Fabrik nicht das ausschließliche Privilegium im Lande hatte, so wurde immerhin gut verdient und namentlich wurde Ottens ein vermöglicher Mann, da Wulff ihn sehr gut verdienen ließ, ihm zuletzt die ganze Fabrik und noch 80 000 Taler bar vermachte.

Wenn der spätere Kommerzienrat Ottens dann im Laufe der Jahre zu den reichsten Leuten der Stadt zählte, dann konnte er nicht behaupten, daß „aller Anfang schwer“ sei, denn ihm war das Reichwerden sehr leicht gemacht worden. — Im Kaisermanöver 1881 wohnte bei ihm Prinz Wilhelm von Preußen, der spätere Kaiser Wilhelm II.

Ottens Haus seitlich gegenüber am Feldschmiedekamp (Hundegang) stand die Kröger'sche Bude mit sechs Wohnungen, in denen nun nicht eben die Edelsten der Nation ein auf wöchentliche Kündigung lautendes Unterkommen hatten.

Wenn diese Insassen in Streit gerieten und zur Austragung desselben der Hofplatz nicht genügte, sondern auf die Straße verlegt wurde, dann hielt es den Herrn Kommerzienrat nicht im Kontor, er nahm Platz hinter seiner geteerten Planke und genoß hinter seiner Holzklisse die Aufführung eines Volksstückes, wie es naturwahrer auch die tüchtigsten Mitglieder unserer wackeren „Speeldeel“ nicht hätten auführen können; insonderheit bereicherte er in solchen Fällen seinen Wortschatz durch Ausdrücke, wie er sie noch in keinem Wörterbuch gefunden.

Nur noch wenige Schritte weiter, dann kommen die Geschäftshäuser von Sattlermeister Maas und Kaufmann J. G. Kaasche. Beide Familien sind durch den wackeren alten Vielenberg, der früher hier wohnte, verschwägert, und man sieht an ihren Betrieben das Wort bewahrheitet: „Der Eltern Segen bauet den Kindern Häuser!“

Nun kommen wir in die Brunnensstraße und können, wenn wir wollen, die alte Landstraße entlanggehen, über Klosterbrunnen, an den Twietbergen vorbei und so weiter nach Norden. Was eine alte Landstraße früherer Zeit bedeutet, sehen wir an dem Wege hinter Klosterbrunnen, so breit, daß man bequem zwei daraus machen kann.

Kehren wir um! Auf dem Rückwege bemerken wir die „Mechanische Negfabrik und Weberei, A.G.“, die aus den kleinsten Anfängen von 1873 an sich unter tüchtiger kaufmännischer und technischer Leitung nicht nur europäischen, sondern Weltruf errungen hat. Dieser Fabrik gegenüber auf der anderen Straßenseite befinden sich die „Norddeutschen Negwerke“ in erfreulicher Entwicklung.

Unsere Glücksgaloschen stellen wir bei Weinändler Schack ab, wo wir sie nächstens anziehen werden zu einem Gang durch die St. Jürgenstraße, über den Holzkamp und in die nächste Umgebung.

## Ein Gang durch die St. Jürgenstraße, über den Holzkamp und die nächste Umgebung

Von Weinändler Schack, wo wir unsere Glücksgaloschen wieder angezogen haben, gehen wir die Straße „Hinterm Sandberg“ entlang und treffen in der früher Seibelschen, darauf Christschen Gärtnerei den „Schweineteich“, gleich rechts vom Eingange. Derselbe diente, wie der „Schusterteich“ hinterm Klosterhof, dazu, bei Bränden das Wasser zu liefern. Vor 50 Jahren war er noch da. Das ganze Gelände war Evers Graskoppel, auf der seine Kühe weideten. Gehen wir höher hinauf, dann befindet sich rechts bis an den Sandberg hinan Offes Wiese, heute längst kanalisiert, aufgefüllt und bebaut.

Wenn der alte, 76jährige Zimmermeister H. Vollhardt hier vorbeigeht, dann muß er unwillkürlich an seine Lehrlingszeit denken. Wasser war damals rar, sowohl für die Stadt, als für das Kloster. Das Wasser aber in Offes Wiese war rein, klar, also ein wahrer Schatz, in den sich Stadt und Kloster brüderlich zu teilen hatten, was durch Weiterleitung in durchbohrten Baumstämmen geschah. Nun handelte es sich einmal um eine Neuanlage. Vertreter des Klosters und der Stadt fanden sich an Ort und Stelle in Offes Wiese ein. Jetzt begann die Aufteilung des Wasserlaufes. Die Lehrlinge, also auch unser Vollhardt, mußten

unter Leitung des Meisters und scharfer Aufsicht der Kloster- und Stadtvertreter ein zugespitztes Brett in dem Wasserlauf festhalten, es bald rechts, bald links rücken, bis die Bezugsberechtigten glaubten, jetzt laufe kein Tropfen zuviel dem Kloster oder der Stadt zu. Das Brett wurde dann befestigt. Vollhardt ist noch heute stolz darauf, daß er schon als Lehrling an der gerechten Güterverteilung zwischen Stadt und Kloster hat mitwirken dürfen.

Wo unsere Straße „Hinterm Sandberg“ endet, beginnt der „Wunderberg“. In der Ecke, die dieser mit dem Sandberg bildet (wo früher derendant des Proviantamts wohnte), befindet sich ein alter Kirchhof, auf dem die im Winter 1813—14 im schwedischen Hospital Verstorbenen beerdigt sind, etwa 200. Im Jahre 1822 wurde dem hiesigen Kaufmann Johann Holst jun. genehmigt, diesen Platz einguebnet, mit Bäumen zu bepflanzen und zu besäen, wobei Holst sich verbindlich machen mußte, den Platz nach seinem Tode mit den Bäumen der Stadt wieder zurückzugeben. Im Jahre 1846 erhielt der Gastwirt Anton Düring am Wunderberg den Schwedenkirchhof in Pacht. Da das Land sehr quellig war, wollte er die Quellen fassen. Die Stadt stellte ihm für diesen Zweck drei Erlensiele (durchbohrte Baumstämme) zur Verfügung, so daß dann das abgefangene Wasser in die Wasserliste von Offes Wiese lief.

Am Sandberg neben Offes Wiese befand sich ein Schlagbaum und beim Schlagbaum ein Paßschreiber, der die Pässe der in die Stadt Eintretenden revidieren mußte. Er bekam für seine Tätigkeit wöchentlich 2 Taler, später 1 Taler. Der Paßschreiber hatte eine königliche und eine städtische Instruktion. Wir finden den Schlagbaum 1739 vor.

Wenn wir nun über die Straße huschen, können wir schnell einmal auf den Ochsenmarktskamp kommen, dessen Viehaustristen ehemals viel bedeutender waren, wie heute. Die großen Ochsentristen kamen vor dem Ausbau des jütischen und schleswig-holsteinischen Eisenbahnnetzes zu Fuß längs den Ochsenwegen, für Itzehoe an den Twietbergen vorbei, über Klosterbrunnen und so zur Stadt. Es wurden angetrieben 1832: 7000 Stück, in den Jahren 1833, 1851 je 10 000 Stück, 1834, 1843, 1844, 1845 je 9000 Stück. Seit Ausbau der Marschbahn nach Norden nahm der Viehverkehr hier ab. Bis zum Jahre 1837 fand der Ochsenmarkt auf dem alten klösterlichen Ochsenmarktskamp statt (auf dem Gelände, wo nun die landwirtschaftliche Winterschule, die Beamtenwohnhäuser und das Finanzamt stehen), weil die Stadt einen geeigneten Marktplatz nicht hatte.

Der jetzige Ochsenmarktskamp war vor 50 Jahren viel größer und die Austristwege auf demselben waren steil; wie steil, kann man ermessen, wenn wir uns das Wohnhaus vor dem Elektrizitätswerk in der Fehrsstraße ansehen. Dieses Haus war bis 1806 einstöckig und stand oben auf dem Kamp; heute ist es zweistöckig und steht unten an der Straße. Die Sand- und Kiesgrabungen auf dem im Besitz des St. Jürgenstifts befindlichen Ochsenmarktskamp gefährdeten nämlich das Gebäude; das Stift kaufte das Haus an, untermauerte es 4 Meter und verkaufte es dann wieder. Dieses Haus ist ein seltenes Beispiel dafür, daß man erst ein Oberhaus und nach Jahren zu demselben ein Unterhaus bauen kann.

Weitere Itzehoer werden auch noch den Pulverturm auf dem Ochsenmarktskamp erinnern, in dem das Pulver für die hiesige Garnison und das Pulver der Kaufleute, soweit es über die für den Laden zulässige Menge hinausging, aufbewahrt wurde.

Beim Pulverturm war eigentlich der schönste Sitzplatz. Man hatte von da aus einen herrlichen Ueberblick über die Stadt und in Heines Garten, der auch längst eingegangen ist für Zwecke des auch eingegangenen Bürgerlichen Wasserkwerks, dessen Pumpwerk in gleicher Höhe mit dem vorerwähnten ursprünglichen Hause steht. Der Ochsenmarktskamp hat seine einstige Bedeutung und auch seine Poesie eingebüßt; seine Ränder sind, wie bei einem Pfannkuchen, von allen Seiten angeknabbert und die stolze einstige Höhe ist zu einem großen Teil Kartoffelfeld und Ziegenweide geworden. Das hat er sich notgedrungen gefallen lassen müssen; denn die Stadt, eingeengt von fremden Gemeinden, hatte keine Ellbogenfreiheit und mußte den alten ehrwürdigen Kamp in Dienst nehmen.

Wenn wir nun den Sandberg abwärts gehen und uns in unsern Galoschen so etwa 700 Jahre zurücksetzen, können wir auf der Höhe das St. Georgs-Hospital oder St. Jürgenstift sehen, welches einst zur Beherbergung armer, kranker Wanderer und Pilger, die nach heiligen katholischen Orten wallfahrten, und auch Ausjähiger, vielleicht vom Grafen Adolph IV. von Holstein gestiftet wurde.

Die alten Stiftsgebäude haben längst soliden Neubauten Platz gemacht. Das Stift hatte ehemals wertvolle Ländereien, die abverkauft sind.

Die zum Stift gehörige Kapelle erhielt im Jahre 1779 von dem hiesigen Orgelbauer J. D. Busch eine Orgel geschenkt, die 1847 von dem Besitzer der „Itzehoer Nachrichten“, Senator P. S. Schönfeldt, durch eine neue geschenktweise ersetzt wurde. Auch stiftete Herr Schönfeldt die jetzigen Fenster der Kapelle.

Viele Sehenswürdigkeiten sind in der St. Jürgenstraße nicht, aber ein emsiges Schaffen und Wirken scheint da an einer Stelle stutzzufinden. Sehen wir zu, was da vor sich geht in der Werkstatt, wo so mächtig gehämmert wird. Ja, ganz richtig, da hat ja der alte Küppermeister Scharmer im Sandberg nach der St. Jürgenstraße hinaus seine Küpperwerkstatt, in der er mit seinen Gesellen zwischen hoch aufgestapelten Tonnen sein Handwerk betreibt; erst der Urgroßvater, dann der Großvater, hierauf der Sohn und zuletzt der Enkel.

In der ehrbaren Handwerkerfamilie Scharmer, die vier Generationen hindurch in demselben Hause dasselbe Handwerk betrieb, offenbart sich alles, gutes Itzehoer Bürgertum früherer Zeit. Gut ab!

Die Betriebe von Schlachtermeister Georg Grabe, der die Tonnen für Grabe nach England betrieb, und Küppermeister Scharmer, der die Tonnen für Grabe arbeitete, waren seinerzeit Großbetriebe am Orte.

Nun wollen wir nach dem Holzkamp!

Wir können dahin kommen, wenn wir den Verbindungsgang zwischen St. Jürgenstraße und Sandberg benutzen, den sog. Ehebrechergang, wie er vor Hunderten von Jahren hieß, lassen es jedoch bleiben, sondern gehen quer über den Moriansberg dahin.

In ganz früheren Zeiten soll der Holzkamp bewaldet gewesen und später ein Platz für Holzhandel gewesen sein. Daß da ein lebhafter Verkehr gewesen sein muß, beweisen die vielen Schanz- und Gastwirtschaften, die da und in der Nähe in früheren Jahrhunderten waren: „Kehrwedder“, „Drei Kronen“, „Schwarzer Adler“, „Drei Lilien“, „Schwarzes Roß“, „Weißes Roß“, „Kesselflatt“. Der Holzkamp muß auch früh schon zur Abhaltung von Vergnügungen benutzt sein, denn auf einer Stadtbilde von 1600 finden wir daselbst eine Vogelstange, ein Zeichen, daß man daselbst nach dem Vogel, dem „Papagei“, wie es hieß, geschossen hat.

Bald darnach, vielleicht 1805, muß der Holzkamp als Kirchhof eingerichtet worden sein. Die Vogelstange wurde entfernt und neben der Klösterlichen am Wunderberg aufgestellt, ungefähr da, wo später der Schwedenkirchhof war.

Der neue Kirchhof auf dem Holzkamp wurde bis 1817 benutzt. Auf demselben sind auch bestattet der 1794 verstorbene Konsistorialrat Kramer, Graf Schack v. Schadenburg und sein Freund Wille, ein Afrikaner.

Als der Holzkamp-Kirchhof außer Betrieb gesetzt wurde, pachtete der hiesige Fuhrmann Nikolaus Wohlerz die Grasnutzung auf demselben unter folgenden Bedingungen: 1. Der Kirchhof darf nicht beweidet werden. 2. Der Pächter muß die Befriedigung nebst Zaun in gutem Zustande erhalten. 3. Auf dem Grase des Kirchhofes darf keine Wäsche oder sonstiges Zeug zum Trocknen ausgebreitet werden, dagegen muß Pächter es dulden, daß die Anwohner, welche hinter ihren Häusern keine Gelegenheit haben, ihre Wäsche usw. auf dem Kirchhofe auf ausgespannten Leinen trocknen.

Daß heute der Holzkamp Marktplatz ist und auf den ehemaligen Gräbern sich die Karussells drehen, im Zirkus Quadrille geritten wird und in Menagerien Löwen und Tiger brüllen, weiß jedermann, namentlich die Jugend.

Wir eilen vom Holzkamp fort, denn es ertönt Feuerlärm, es brennt am Koriansberg. Es ist der 10. Februar 1894, Schneegeißel und kalter Wind! Die gräßlich Rankhausche Pacht-Windmühle steht in hellen Flammen, vom Blick entzündet, ein schauerlich-schöner Anblick.

Beenden wir unsern Gang, gehen längs der Breiten Straße und stellen unsere Glücksgaloshen bei Kaufmann Hallberg im Laden ab zu einem neuen Gange durch die Breitenburger Straße.

Aber, was wollen die Jungens da, die fortwährend rufen: „Gehrt mit'n Steert“? Ja, kennen Sie Gehrt nicht, den kleinen Uhrmacher aus Oldendorf? Er läuft immer, die Hände in den Hosentaschen und in kurzer Jacke im Buckeltrab, wenn er über Land geht, Uhren zu reparieren. Sein Handwerkzeug hat er im Zylinderhut auf dem Kopf. Wenn ihm einmal ein Rad, eine Feder oder sonstiges Zubehör ausgeht, läuft er morgens im Buckeltrab nach Hamburg, um einzukaufen, und abends zurück. Wenn die Jungens dann rufen: „Gehrt, wo wußt du hin?“, dann antwortet er während des Trabes: „Gau mal na Hamborg!“ Er lief über Itzehoe, Krempe, Elmshorn immer längs der Chaussee, antwortete auf Fragen, ohne stillzustehen und kam gegen Abend mit den eingekauften Sachen im Zylinder durch Itzehoe trabend zurück.

## Ein Gang durch die Breitenburger Straße

Unsre Glücksgaloshen zogen wir im Kaufmann Hallbergschen Laden wieder an und hüpfen darin sofort einige hundert Jahre zurück, nämlich ins Jahr 1657, als die Schweden unsere Stadt einäscherten. Ihre Kanonen hatten sie auf den Höhen stehen, wo sich nun die Häuser von Rechtsanwalt Wof an bis zur Gasanstalt befinden. Ältere Einwohner nennen dies Stück der Breitenburger Straße daher heute noch die „Redoute“, wie das Straßenstück von Hallbergs Haus bis zur Vangen Brücke vielfach das „Navelain“ genannt wird.

Wer heute von der Breitenburger Straße aus in die Stiftsstraße einbiegt, wird sich schlecht vorstellen können, daß vor 50 Jahren mitten im Eingang zur Stiftsstraße ein Haus stand, das dem Uhrmacher Knoop gehörte. Man konnte wohl um das Haus herum gehen, aber nicht fahren.

Längs der Stiftsstraße floß ein offener Bach, über den sich die Gartenbesitzer an der Breitenstraße hölzerne Uebergangsstege gelegt hatten.

Im Knoop'schen Hause wohnte in der Hinterwohnung ein Arbeiter Harns, der es mit dem Wasserschöpfen sehr bequem hatte; der vorbenannte Bach lief nämlich unter seiner Küche durch; wollte Harns nun Wasser haben, hob er nur einen Dedel in der Küche hoch, schöpfte und machte seine Wasserleitung wieder zu.

Vor der Stiftsstraße führte über den Bach eine Brücke. Aber von der Stiftsstraße an bis zur Ritterstraße floß auch ein Bach an der Pleiße entlang, auf welchem Gelände heute das Julienstift, die Meierei, Dr. Clausens Haus, die Häuser von Junge, Hirsch, Fr. Ruben und Ott stehen. Am Eingange in die Ritterstraße war eine Brücke. Es handelte sich um den Wasserlauf, der noch heute an den Malzmüllerriesen (hinter dem Kaiserdenkmal) entlang fließt. Derselbe überquerte die Breitenburger Straße vor der Ritterstraße, vereinigte sich mit dem Bach aus der Stiftsstraße, lief unter Hallbergs Haus durch, unter einer Holzbrücke in der Breiten Straße weg in das später Klemperer Braunsche Haus, um daselbst das Wasserrad zur gräßlich Breitenburgischen Malzmühle zu treiben, die im nebenanliegenden später Wittschen Hause sich befand.

Gehen wir weiter!

Wo nun die Sparkasse steht, stand früher das Haus des Sanitätsrats Dr. Mendel, an der Seite mit einem Erdwall als Einfriedigung. Die Stadt kaufte es und überließ es später der Sparkasse für 248 M. 17 Pfg. Auf der anderen Straßenseite, von dem Eingange nach den Malzmüllerriesen an bis zum Hause vor Gärtner Peters befand sich ein gräßlich Breitenburgisches Grundstück mit einem düsteren Gebäude, welches als Massenquartier für die hiesige Husaren garnison diente.

Die Stadt erwarb das lange, reichlich 20 Ar große Grundstück von dem Grafen Kuno zu Rankau für 14 000 M. Ein Schmuckplatz wurde als solcher und als Platz für das Kaiser- und Kriegerdenkmal davongenommen und der restliche Teil als fünf Bauplätze verkauft, die alsbald bebaut wurden. Daß die 1857 erbaute Gasanstalt im bebauten Stadtteil liegt, ist nicht ihre Schuld, da die Stadt über sie hinausgewachsen ist. Sie hat sich ja nun auch von da wegbegeben und in Erde niedergelassen, wo sie die Leute weniger ärgert.

Zwei Häuser weiter, in Nr. 25, wohnt der Rentier Herr Martens. Eine Mutter, die hier mit ihrer Tochter vorbeigeht, sagt: „Siehste, Emmy, hier war früher die Fehrs'sche Schule, in die deine Mutter ging und auf die wir damals ebenso stolz waren, wie Ihr heute auf Euer Unzeim“.

Gehen wir weiter bis zum Osterhöfer Teich. Rechts von ihm steht eine stattliche Reihe tausendjähriger Eichen. Eine von ihnen ist aus der Reihe ausgetreten und hat sich mitten in den Steig gestellt, um die anderen besser übersehen und beaufsichtigen zu können. Sie ist nicht nur die dicke, sondern auch die älteste von ihnen, so gegen 1200 Jahre alt; denn sie hat den alten heidnischen Sachjengott der Itzehoer ja noch persönlich gekannt, weil er in Eichen und Eichenhainen wohnte. Sie kann sich lebhaft der Zeiten erinnern, als Karl der Große hier die Burg gründete und den alten Sachjengott belämpfte durch Ueberredung seiner Priester, durch Geschenke oder durch „Kopfabl“, und wie die Itzehoer ihm doch mitunter ein Schnippchen schlugen, indem sie heimlich nach dem Bloßberg liefen und da die Walpurgisnacht feierten!

Wenn sie, die Alte, an den Wandel der Zeiten denkt, dann überläuft es sie unumtätig, insonderheit zur Zeit der Novemberstürme. Dann wirft sie haufenweise ihre Blätter in den Osterhöfer Teich und Zweige und Äste den Spaziergängern auf die Köpfe. Sie gibt zu, daß es im allgemeinen unterm Christentum besser geworden ist, aber doch noch oft unter Christentum Dogmatik und unter Religion Theologie verstanden wird; daß oft Gemeinheiten herrschen, als wäre man im düstersten Heidentum, und man nicht selten versucht sein möchte, dem galligen Philosophen Artur Schopenhauer recht zu geben, der einst behauptete, die Welt sei vom ästhetischen Standpunkt betrachtet ein Karikaturenskizzenbuch, vom intellektuellen ein Narrenhaus und vom moralischen eine Gaunerherberge.

Der Unmut der Alten ist zu verstehen: einst Wörtersitz, heute nur noch gut, um in zersägtem Zustande als Bau- oder Brennholz zu dienen! Sie ist nicht kindisch; denn „das Alter macht nicht kindisch, wie man spricht, es findet uns nur noch als wahre Kinder“. (Faust I.) Die einzige Anerkennung und Genugtuung, die sie sich von der Jetztwelt ertröht, ist die, daß sie keinem Menschen aus dem Wege geht, sondern jeden zwingt — um sie herumzugehen.

Das war vor Jahren, als es nur noch einen Breitenburger Weg und keine Thaussee gab, auch nicht so leicht; auf Rechenspitzen mußte man durch den Schmutz um die Bäume herum turnen, und der Teich erstreckte sich noch halb in den Weg hinein.

Uebrigens der Osterhöfer Teich! Das ist er nicht immer gewesen. Vor 100 Jahren war er jahrelang abgelaufen und wurde zum Gemüsebau benutzt.

Wenn wir uns in unseren Galoschen in das Jahr 1600 versetzen und bei der dicken Eiche aufstellen, dann können wir zwei Wassermühlen am Osterhöfer Teich beobachten, eine jenseits bei dem weißen Holzvogtschäuschen und eine hier am Wege, wo nun das Wasser nach Westerhof fließt. Das waren Stampfmühlen. Um diese zu verstehen, müssen wir uns im Geiste ins 17. Jahrhundert, so in die Zeit nach dem 30jährigen Kriege, versetzen und uns klar machen, daß ganz Deutschland verwüstet, Dörfer entvölkert, das Vieh geraubt, Kulturland zu Oedland, Wälder niedergehauen oder verbrannt waren.

Das einzige, was noch einigermaßen einträglich war, war die Schafzucht, die auf den ausgepowerten, wieder zu Oedland gewordenen Ländereien betrieben werden konnte. Zur Verarbeitung der Wolle zu Tuchen bedurfte es der Stampf- und Walkmühlen, in denen die Tuche verdichtet, geglättet und oeglänzt wurden zum Zwecke der Verfilzung der Wollhärchen in den Geweben.

Die Stadt Itzehoe hatte ehemals eine Lohmühle bei Schlotfeld, die im 30jährigen Kriege zerstört wurde. Die Stadt machte eine Stampfmühle daraus.

Im Jahre 1825 war im Hamburger Zucht- und Arbeitshause eine Trete-Walkmühle eingerichtet, die von fremden Bettlern und Vagabunden durch Treten in Bewegung gesetzt werden mußte. Die dazu Verurteilten mußten nach vorausgegangener ärztlicher Untersuchung in 5 Minuten 1700 Stufen steigen, dann 5 bis 10 Minuten ruhen und nun dasselbe von vorne von morgens 8 bis abends 8 Uhr tun. Wer einmal in der Mühle war, soll nie mehr in Hamburg gebettelt haben.

Auf der anderen Seite des Osterhöfer Teiches liegt Osterhof. Das ist ein uralter Besitz, ein vormaliges fürstliches Lustschloß, worin im Jahre 1890 Graf Nicolaus wohnte und 1897 verstarb.

Im folgenden Jahrhundert, 1434, wohnte Herzog Adolf hier.

Im Jahre 1818 war Osterhof der Wohnsitz des Grafen von Holstein. Derselbe hat die Gebäude, wie sie heute sind, im Jahre 1818 erbaut. Dazu bedurfte er bedeutender Geldmittel. Zu diesem Zweck wird er von den Ländereien, die zu Osterhof gehörten, verkauft haben, so folgende 8 Stücke: 1. alles Land, was heute zu Grünthal gehört und früher dazu gehört hat, also das Gelände, auf dem heute der Park des Herrn Kommerzienrats von de Vos, die Tal-, Kaiser-, Moltkestraße bis an den Koriansberg und die städtischen Kasernen sich befinden. Der frühere Besitzer Julius Sievers hat den Besitz von einem Herrn Wulff übernommen. Die Ländereien bildeten ein herrliches Gefilde für Sandgräbereien und wurden daher vor 100 Jahren auch nicht selten „Sandmagazin“ genannt.

Der Grund und Boden von Westerhof wird ursprünglich auch zu Osterhof gehört haben. Vor zwei Menschenleben gehörte das Gelände den Großeltern des hiesigen Maurermeisters und Baumaterialienhändlers August Veneké, die es gartenwirtschaftlich ausnützten. Dieselben überließen es an Herrn Wulff, der seinen Besitz Grünthal dadurch abrundete. Von Wulff ging Grünthal an Julius Sievers über, von dem dann 1856 Herr Geheimrat von de Vos das Grundstück für seine Villa erwarb, die heute als Geschenk des Herrn Kommerzienrats von de Vos Eigentum der Stadt ist. Die Eheleute Veneké erhielten von Wulff im Austausch für ihr Eigentum ein anderes am Koriansberg und eine entsprechende Geldsumme.

2. Freudenthal mit dem großen Garten und der Wieje. Die Einrichtung zur Wirtschaft erfolgte 1818. Anfänglich war kein Tanzsaal dabei. Bretter, Bohlen waren im Garten zum Tanzen ausgelegt und eine Tafel mit Kreideaufschrift rief den Gästen zu: „Es wird gebeten, die Bohle nicht zu betreten, wer nicht tanzen will!“

In den vierziger Jahren vor. Jahrh. war auf Freudenthal noch eine Oelmühle.

3. Eichthal, erbaut 1813, abgebrannt am 10. November 1821, abermals abgebrannt 1914, heute im Besitz des Herrn Grafen zu Ranxau.

4. Charlottenhöhe, wo 1833 die in demselben Jahre verstorbene Frau von Nes aus Stade wohnte, die den großen Garten mit seltenen Sträuchern und Bäumen bepflanzte, die Teiche mit seltenen Fischen besetzte und im Garten über 200 verschiedene Rosenarten züchtete.

5. Charlottenberg, früher Plazenberg genannt, ein feiner Besitz im Eigentum der Familie des Geh. Justizrats Gries-Danican befindlich. Das Wohnhaus ist in einem eigenen Geschmack so gebaut, daß man aus der Etage gleich in den Garten gehen kann.

6. Weinberg, gräflich-breitenburgisch, die Wohnung des Graf Ranxauschen Gutsinspektors, mit terrassenförmig ansteigendem Garten, weinbergartig angelegt.

7. Friedrichsholz mit zwei Katentstellen, auch gräflich-breitenburgisches Besitztum, die Wohnung des gräflichen Oberförsters.

8. Boskate. Dieser Besitz wurde vor 100 und mehr Jahren Frascati genannt. Vielleicht hat ein früherer Besitzer die schöne italienische Villenstadt Frascati am Abhange des Albanergebirges gekannt, von der man die herrliche

Aussicht nach den Apenninen, nach Livoli, Albano, der Campagna und nach Rom hat. In Erinnerung hieran ist ihm nun vielleicht sein Besitz am Waldestrand zu seinem Frascati geworden.

Wer früher auf Voklate gekommen ist, wird daselbst hinten im Garten mehrere 100jährige Tars oder Eibenbäume gesehen haben, die der römische Naturforscher Plinius „Bäume des Todes“ nannte, weil nach dem Glauben damaliger Zeit (Christi Geburt) der Schatten dieses Baumes gefährlich sei. Das ist nicht richtig, aber die Nadeln des Baumes wirken bei Pferden und Schafen, wenn gefressen, tödlich. Bei der Neuanlage des Gartens durch den jetzigen Besitzer sind die Bäume entfernt worden.

Ein früherer Besitzer (Minsel) betrieb im Garten auf einem durch Drahtgitter eingefriedigten Platze die Zucht und Mast der Weinbergschnecke.

Ich habe diese Schnecke vor vielen Jahren im Freien an den Südhängen der großen Höhen am Windehner Moor bei Eckernförde angetroffen, wo sie sich von den Blättern des süßblättrigen Traganth (Astragalus glycyphyllus) nährt, im Herbst eindeckelte und unter Blättern und Erde verkroch. In früheren Jahren wurden von Ulm aus längs der Donau nach Wien ganze Schiffsladungen Weinbergschnecken als Fastenspeise verfrachtet.

Auf Voklate wohnte in den 70er Jahren vor. Jahrh. General Haug mit seiner schönen Tochter Mira. Man bekam sie wenig zu Gesicht. Es hieß, er habe in Militärdiensten des italienischen Nationalhelden Giuseppe Garibaldi gestanden und beziehe auch aus Italien noch Pension.

Weil man seine Tochter Mira in dem bes. und dichtverwachsenen Besitz Voklate selten sah, erschien sie den Spaziergängern bald wie eine Art Dornröschen.

Garibaldi selbst lehnte eine ihm vom italienischen Parlament zugesprochene Geldsumme von 100 000 Lire stolz ab, mußte sie aber notgedrungen wegen der Verschwendung seiner beiden Söhne später annehmen. Ob er unjerm General Haug auch davon gegeben hat? Wer kanns sagen? Wenn General Haug längere Zeit fort war, hieß es, er hole sich Geld von Garibaldi. Wo er und seine Mira geblieben sind, weiß ich nicht. Eine hiesige Dame teilt mir mit, daß Fräulein Mira einen Herrn der preussischen Diplomatie in Rom geheiratet habe.

Machen wir kehrt! Beim Osterhöfer Teich fragt uns eine Dame, die sich von Voklate Milch holen will, woher dieser Teich sein Wasser bekomme?

Er bekommt es von zwei Stellen, einmal aus den drei Teichen hinter Eichthal, die ihr Wasser durch den Park von Osterhof und um das weiße Holzwärterhäuschen leiten und sodann aus dem Bühnerbach, der das Wasser der Freibadananstalt umströmt. Entspringen tut der Bühnerbach im Park zu Lübschen Brunnen. Die Quellen daselbst waren früher eingefast und bildeten einen berühmten „Heilbrunnen“. Wäre Itehoe katholisch geblieben, dann stünde da zweifellos heute eine Kapelle, zu der die Gebrechlichen wallfahrten, um Heilung zu finden. Die Quelle war schon auf dem besten Wege, den Grund zu legen zu einem Wallfahrtsort, wie das nachfolgende Gedicht zeigt:

„Vom Heilbrunnen zu Itehoe 1646.

Nimbs, lieber Christ, nimbs recht in acht,  
Daß Gott es hier auch wol gemacht,  
Gleich wie die Kirch' hat wollen lesen,  
Daß ein Laubstummer ganz genesen.

Nach'm Tausend-Sechshundertn Jahr,  
Damalen die christlich Zeitzahl war.  
Daß Sechs zu Bierzig mann geschrieben  
Da Gott viel Gebrechen hat vertrieben  
Durch schlechten (schlichten) Brunn (die gnad betracht!)  
Gott die gesundt viel Kranken macht!  
Thuet uns durch guthatt zu sich laden  
Im Brunn, giebt Heil im Wasser baden.

Botum

Gott der da hilft stets mächtig ist  
Bleib unser Arzt zu aller Frist."

Wir nehmen unfere Glücksgalocher mit nach Hauje, um sie zu Neujahr anzuziehen zu einem Gange durch Sude.

## Ein Gang durch Sude nach Leefenshöb

Der Grund und Boden von Leefenshöb war vor reichlich 100 Jahren ein sandiges, wüstes und extragsloses Gelände, dessen Spitze bis an den ehemaligen Feldschmieder Teich reichte.

Der Klostertliche Syndikus, vorher Advokat, Justizrat Thies von Leesen, erwarb dies Gelände 1809 oder erhielt es, wie auch gesagt wird, von der Klostertlichen Dorfschaft Sude zum Geschenk, weil er in den Jahren vorher der Dorfschaft bei der Aufhebung der Pflurgemeinschaft und Einfoppelung der unangelegten Gemeinheiten große Dienste geleistet hatte. Der Erwerber verwandelte die bisherige Sandwüste in einen parkartigen Garten und ließ in demselben ein Wohnhaus aufführen. Vorher besaß er das Grundstück in der Klostertlichen Feldschmiede, auf dem heute die „Hebbelburg“ steht. Er hat bis zu seinem Tode, 28. Mai 1847, sich seines Besitzes in Sude erfreuen können.

Sein Nachfolger wurde sein 1804 geborener Sohn August Ferdinand von Leesen, Dr. jur., Justizrat und Eigentümer des Hofes „Catharinenhof“ auf Fehmar. Dieser dürfte Leefenshöb längere Zeit besessen haben, bis es die hiesigen Kaufleute Bähn und Franck käuflich erwarben. Von diesen übernahm es der Hofgärtner von Heiligenstedten, Volger, der den Besitz an die Herren Küpermeister Johannes Scharmer und Schlachtermeister Georg Grabe verkaufte; Scharmer schied aus dem Kaufvertrage aus und so wurde im Jahre 1869 Georg Grabe Alleinbesitzer von Leefenshöb. Nach dessen Tode erbten es seine Töchter Anna (später verheiratete Dr. Christiansen) und Bertha. Nach dem Tode der Frau Dr. Christiansen hat der hiesige Kaufmann Carl Dammann Leefenshöb von den Erben im Jahre 1924 erworben.

Der vorerwähnte Justizrat Dr. von Leesen ist älteren hiesigen Einwohnern als stattliche Erscheinung mit Brille und meistens in Begleitung seines schwarzen Dieners noch gut in Erinnerung.

Er war am Hofe des Herzogs von Gotha eine angesehene Persönlichkeit und hatte auch von daher den Baron- oder Freiherrntitel.

Baron von Leesen war zur Zeit der Erhebung der Herzogtümer Besitzer von „Catharinenhof“ auf Fehmar. Als einflussreicher, furchtloser Mann wurde er

im Jahre 1848 vom Prinzen Friedrich von Schleswig-Holstein-Meer mit der Organisation der fehmarnschen Küstenbewachung betraut und zu deren Chef ernannt. Zugleich wurden ihm zur militärischen Instruktion der Einwohner mehrere Unteroffiziere beigegeben. Am 15. April 1848 landete der dänische Marinekapitän Baron v. Dirking-Holmsfeld auf der Tiefe zu Burg auf Fehmarn, um die Spitzen der dortigen Bevölkerung, namentlich auch Baron von Leesen, gefangenzunehmen und nach Kopenhagen zu führen, wie ihm solches im nördlichen Schleswig gegliickt war. Die Küstenwache aber unter Baron von Leesen war auf der Gut. Baron von Leesen mit seiner bewaffneten Macht begab sich zu Pferde an den Strand. Baron von Dirking-Holmsfeld entbot die Beamten an sein Schiff, verlangte aber vorherige Entfernung der deutschen Kokarden und Fahnen mit dem Hinzufügen, daß ein Wink genüge — und hierbei deutete er auf seine Schiffe —, die Häuser, Mühle und Speicher in Brand zu schießen. Der dänische Marinekapitän hatte das Schiff verlassen und sich in Begleitung von zwei Mann in einem Boot absetzen lassen. Baron von Leesen, die Situation schnell erfassend, war vom Pferde gestiegen, in die See hineingewatet und hatte, ehe sich's der Marinekapitän versah, diesen im Boot gefaßt. Er trug ihn ans Land. Die Matrosen zogen ihr Seitengewehr, um ihren Chef zu befreien; doch ein wohlgezielter Schuß aus den Reihen der Küstenbewachung streckte den einen Matrosen nieder; der andere ruderte, so schnell er konnte, an den dänischen Kutter „Löwenörn“ zurück. Im Nu ließ „Löwenörn“ seine Geschütze spielen; zum Glück flogen die Kugeln über die Menschen und Gebäude hinweg. Die in der Nähe liegende Korvette „Najaden“ löste ihre Geschütze nicht. Den Kapitän v. Dirking-Holmsfeld brachte man unverzüglich auf die Hauptwache zu Rendsburg, woselbst er bis zur gegenseitigen Auswechslung der Gefangenen verblieb. Sein Antrag auf Freilassung, weil er völkerrechtswidrig als Parlamentär gefangen genommen sei, wurde vom schleswig-holsteinischen Generalkommando abgewiesen. Dasselbe ging davon aus, daß er nicht Parlamentär gewesen sei, denn nach den Aussagen der Zeugen und nach dem Augenschein (welches sein von ihm eingelieferter Taschentuch bot) habe er sich nicht als Parlamentär zu erkennen gegeben, denn er habe nicht das übliche weiße Tuch entfaltet. Wenn man aber annehme, daß er Parlamentär gewesen sei, so würde er, da er die Privilegien des Parlamentärs gemißbraucht, indem er die Bevölkerung bedroht und sie zum Abfall verleitet habe, sich außerhalb des Schutzes des Völkerrechts gestellt und härtere Maßregeln als bloße Gefangennahme gerechtfertigt haben.

Als nun der Malmöer Waffenstillstand abgelaufen war, landeten die Dänen am 17. Juli 1850 in früher Morgenstunde unmittelbar hinter der Besizung des Barons von Leesen, hinter Catharinenhof, mit 1500 Mann auf der Insel Fehmarn, von Leesen entging mit genauer Not der Gefangennahme, indem er mit einem offenen Boot von Lemkenhafen über den Sund nach Heiligenhafen hinübersehte, obgleich der Sund von dänischen Schiffen gesperrt war. Baron von Leesen begab sich nach I t z e h o e, wo er unangefochten zwei Jahre, bis 1852, auf seinem Landsitz L e e s e n s h ö h verblieb. Die Dänen setzten ein Gericht nieder, welches in contumaciam von Leesen zu lebenslänglicher Festungshaft, den Hofbesizer A. Mackprang und den Schiffer J. Maislahn (späteren schleswig-holsteinischen Marinefährtich) zu einjähriger Haft, die Hofbesizer Jansen, Bierwirth und Mühl zu Gefängnisstrafen verurteilte. Herr von Leesen ließ sich in I t z e h o e einen dänischen Paß ausstellen und begab sich auf Reisen. Er durchreiste Aegypten, Syrien, Kleinasien, die Türkei und fand nach seiner Rückkehr in dem regierenden Herzog von Gotha einen ihm gewogenen Schirmherrn gegen das

wiederholte Auslieferungsverlangen der Dänen. Im Jahre 1855 trat von Leesen mit dem dänischen Ministerium über die Rückgabe seiner unter dänischem Gequester befindlichen Güter in Unterhandlung und erreichte dieselbe durch Zahlung eines erheblichen förmlichen Lösegeldes und durch seine persönliche Stellung zur Abmildung eines laut Uebereinkunft auf elf Monate festgesetzten Festungsarrestes in Kopenhagen. Nach solchen Vorgängen war ihm das Verbleiben unter dänischer Landeshoheit verleidet. Er verkaufte, wenn auch mit schwerem Herzen, sein schönes Catharinenhof und kaufte die Rittergüter Treben und Ketschke in der Provinz Posen, aus denen er zwei Familienmajorate für seine Brudersöhne errichtete.

Eine prächtig geprägte Denkmünze, gewiß in nur wenigen Exemplaren vorhanden, zeigt auf der einen Seite die dänische Korvette „Najaden“, den Kutter „Löwenörn“ und ein Boot, welches eben an Fehmarns Strand anlegt. In dem Boot befinden sich zwei Ruderer und vorne, bereit zum Aussteigen, der dänische Marinekapitän Baron v. Dirking-Holmsfeld, welcher mit der erhobenen Rechten rückwärts auf die dänischen Schiffe zeigt und augenscheinlich mit dem vor ihm stehenden von Leesen unterhandelt. Des letzteren Pferd wird abseits festgehalten; sechs Mann der Küstenmiliz stehen bewaffnet, des Winkes ihres Anführers harrend, in gemessener Entfernung. Der Moment, in welchem von Leesen den Marinekapitän faßt und ans Land trägt, konnte füglich gleichzeitig im Wilde nicht dargestellt werden. Auf der Rückseite stehen die Namen der bei dem Ereignis vom 15. April 1848 Beteiligten, wie dieselben oben bereits angeführt sind.

Als nun nach dem Jahre 1870/71 ganz Deutschland, von den Alpen bis zur Königsau, von der Mosel bis zur Memel, begeistert sang: „Vaterland, in tausend Jahren kam dir solch' ein Frühling kaum“, da ließ es den Herrn von Leesen auf seinem Sitze Treben in Posen keine Ruhe. Er eilte nach Fehmarn und errichtete an der denkwürdigen Stelle vom 15. April 1848, nämlich auf der Burger Tiefe auf Fehmarn, ein Denkmal, welches am 9. Mai 1872 eingeweiht wurde. Kaiser Wilhelm, dem von diesem Ereignis Meldung gemacht worden, depeßierte: „Freiherrn von Leesen, Rechtsritter des Johanniter-Ordens.

Ich spreche Ihnen meinen Dank aus für den patriotischen Buruf bei Gelegenheit der Festfeier eines denkwürdigen Ereignisses. Wilhelm.“

## Zweiter Gang durch Eude

Für diesen Gang erbitte ich mir die Mithilfe des Lesers, um den längst verschwundenen Feldschmieder Teich, den Mühlen Teich, wieder herzustellen. Da sein früheres Bett aber ganz bebaut ist, bitte ich, sich mit mir folgende Häuser wegzudenken: die ganze Helenenstrafe, die Häuser vom Wilstermarschhaus bis zur Helenenstrafe und die Feldschmiede entlang bis zur Brückenstrafe, ferner alle Häuser auf der Südseite der Brückenstrafe.

Haben Sie sich nun diese Häuser alle weggedacht?

Nun schachten wir das ganze hierdurch frei gewordene Gelände aus (weil es seinerzeit aufgefüllt wurde) und lassen es voll Wasser laufen. Dann haben wir einen Teich, der von der Bahnhofstrafe bis zur Brückenstrafe reicht.

Jetzt lassen wir Schilf (Reet) mit seinen braunen Rispen im Teich wachsen, welches bei Westwind sich auf den Fußsteig vom jetzigen Wilstermarschhaus bis zur Brückenstrafe und bei Ostwind auf den Fußsteig neigt, der an Stührts Wiese entlang ging, bis zur Brückenstrafe hin.

Nun fehlen noch die wilden Enten, die in diesem Teich alljährlich brüteten und im Herbst von den Jagdberechtigten geschossen wurden.

Das Wasser dieses Teiches kam von Klosterbrunnen her, mußte an der jetzigen Bahnhofstraße zwischen der „Herberge zur Heimat“ und dem Maschinenhändler Mathjens Haus das große Wasserrad einer Wassermühle treiben und lief dann schließlich in die Stör. Das tut es heute auch noch, wie vor 50 und 100 Jahren, nur daß man es nicht mehr sehen kann, weil es in einen Kanal gefaßt ist.

Der Feldschmiedeteich wäre also wieder hergestellt. Gehen wir nun um denselben herum auf dem Fußsteig an Stührks Wiese entlang (heute Holzlagerplatz der Firma Biel) und durch das klösterliche Dorf Sude. Wir ziehen unsere Glücksgaloschen an und spazieren in denselben so reichlich 120 Jahre rückwärts in Sude umher. Da fällt uns nun sofort auf, daß die Suder Ländereien keine Einfriedigung haben, keine Wälle, keinen Stacheldraht, keine Sektore. Alles ebenes Feld. Man fragt sich, wie die Suder Bauern sich da zurechtfinden? Wie Dammann wissen kann, wie weit sein Land geht, und wer sagen kann, wo Gloyers Land anfängt?

Das konnte auch kein Mensch in Sude sagen, auch nicht einmal der Verbitter des Klosters, der doch die höchste Obrigkeit für das klösterliche Sude war; denn die ganze Gemarkung, die ganzen Felder von Sude gehörten überhaupt nicht einzelnen, sondern der Feldgenossenschaft, den Markgenossen zusammen. Die Feldmark war noch ungeteilt von altersher, nicht aufgeteilt. Dem Herkommen gemäß wurden über die Beackerung und Beweidung gemeinsame Beschlüsse gefaßt. Die Erträge und Berechtigungen an dem Acker, der Weide, den Sandbergen, der Heide, dem Walde waren gemeinsame der Interessenten. Das Vieh aller Interessenten wurde von einem Hirten gehütet.

Solche Hütgerechtigkeiten hatten die Suder auch auf den Klosterländereien, und das Kloster wieder auf Suder Gebiet, ebenso auf der Feldmark seiner anderen Dörfer, so in Ottenbüttel, Ebdendorf, Silzen usw. Es ist klar, daß eine rationelle Landwirtschaft nicht möglich war, solange die Gemeinheiten nicht aufgeteilt und die Besitzungen der einzelnen nicht abgegrenzt, eingekoppelt waren.

Hellere Köpfe unter den Landleuten hatten längst die Notwendigkeit der Aufteilung der bisherigen Gemeinheiten anerkannt, aber eine Aenderung konnte nur durch die Regierung herbeigeführt werden.

Das geschah denn nun auch durch die Verordnung für Holstein vom 19. November 1771 betreffend die Einkoppelung.

Diese Verordnung griff tief in die bäuerlichen Verhältnisse Sudes ein, um sie tiefer, als hiervon auch das Kloster betroffen wurde, welches selbst Landwirtschaft betrieb; hatte es doch das Gut Pünstorf. Wenn die nächstgelegenen klösterlichen Dörfer Sude, Ebdendorf, Ottenbüttel ihre Flurgemeinschaft aufheben und die aufgeteilten Ländereien Einkoppeln würden, käme das Kloster in die größte Verlegenheit, indem es nicht wüßte, wohin mit der Pünstorfer Schäfererei, die ja auf den nicht aufgeteilten Gemeinheiten bisher Hütgerechtigkeit hatte.

Der Verbitter von Qualen trug dies 1811 dem König Friedrich VI. in einem Bericht vor und bat, dem Kloster zu gestatten, Pünstorf zu verbachten; denn ohne Dünger ließe sich Pünstorf nicht bewirtschaften und der Dünger komme bisher aus dem Schafstall her, in den Silzen. Peißen und Ribbers die erforderliche Heide liefern mußten.

Wie der Verbitter von Qualen vorausgesehen hatte, so kam es, auch Sude hob die Feldgemeinschaft auf und koppelte die aufgeteilten Gemeinheiten ein. Als dies geschehen war, mußten auch die klösterlichen Hofdienste wegfallen, welche die Dorfschaft Sude dem Kloster bisher hatte leisten müssen. An die Stelle der wegfallenden Hofdienste traten nun Gegenwerte in Korn und Geld.

So hatten bisher 9 Suder Hufner jeden Morgen für einen halben Tag einen Wagen zu Hofe zu schicken oder anstelle eines Wagens einen Knecht oder einen Jungen stellen müssen. Wohin Wagen, Knecht oder Junge sollten, bestimmte der Klosterhofmeister. Es richtete sich darnach, wo und was zu tun war. Befreiung von dieser Verpflichtung gab es nur, wenn im Hause des pflichtigen Hufners jemand gestorben oder ein Kind geboren war, oder wenn der Hufner am Tage vorher fürs Kloster eine Herrenfuhr geleistet hatte.

Nun das Kloster keine Landwirtschaft mehr betrieb, brauchte es diese Leistungen auch nicht mehr. Die befreiten 9 Hufner mußten dafür aber jährlich jeder  $3\frac{3}{4}$  Tonnen Roggen dem Kloster liefern. Eine Ausnahme fand bei den Hufnern Wittmack und Dammann statt. Dieselben hatten dem Kloster je ein Stück Land zum Mühlenbau abgegeben, dafür vom Kloster in sieben Jahren dreimal einen klösterlichen Roggen dienen erhalten. Da das Kloster kein Korn mehr baute und Roggen dienen ferner nicht abgeben konnte, sollten Wittmack und Dammann zukünftig nur jeder  $3\frac{1}{4}$  Tonnen Roggen liefern. Der Vogt in Sude war bisher nur zu Spanndiensten (Gestellung eines Gespannes), nicht auch zu Handdiensten verpflichtet gewesen. Für die fortfallenden Spanndienste sollte er künftig jährlich  $1\frac{1}{4}$  Tonnen Roggen liefern. Die zehn Kätner in Sude, die ja nicht Pferd und Wagen hatten, mußten bisher täglich dem Kloster mit einem Mann Handarbeit leisten. Natürlich schickten die Kätner keinen Mann, sondern gingen selbst zu Hofe. Sie waren frei, wenn sie einen Toten im Hause hatten, wenn ihnen ein Kind geboren war oder wenn sie für das Kloster Laufen zu verrichten hatten. Für den Fortfall dieser Leistungen mußten sie nun jeder 2 Tonnen Roggen liefern.

Das Teichschiff (Net) im Feldschmiedeteich gehörte mit zu den Einnahmen der Aebtissin und hatte bisher von den Sudern im Hofdienst geschnitten werden müssen. Da der Hofdienst aufhörte und die Aebtissin ihr Net nicht mehr von den Sudern geschnitten bekam, vielmehr selbst schneiden lassen und die Arbeiter bezahlen mußte, mußten die nunmehr befreiten Suder Netschneider jährlich 7 Taler ans Kloster zahlen.

Die Aebtissin hatte auch Anspruch darauf, daß ihr aus Sude ein Garten- und Küchenknecht gestellt wurde. Als dies mit dem Hofdienst aufhörte, mußten dafür jährlich laut Vereinbarung 10 Taler zugunsten der Aebtissin ans Kloster gezahlt werden.

Dies sind so Verpflichtungen, die wegfielen, weil der Hofdienst aufhörte. Andere Leistungen für das Kloster als solches — nicht eben als Hofdienste — hörten nicht auf. So mußten auch ferner die 9 Hufner und der Vogt in Sude jeder jährlich fünf zweispännige Fuhrer leisten, also zusammen 50 Fuhrer. Es wurde angefragt, wann die Fuhrer zu leisten seien und wo das Gespann sich einzufinden habe. Diese Fuhrer erstreckten sich auf 3 Meilen bzw. bis zur nächsten Beförderungsstelle, wo dann wieder ein anderer Verpflichteter halten mußte.

Von diesen 50 Führen konnten verfügen: die Abtissin über 8, der Verbitter über 12, der Syndikus über 12, der Klosterhofmeister über 8 und über die letzten 10 noch der Verbitter zu Zwecken des klösterlichen Dienstes. Die 10 Rätner mußten auch ferner noch Lauffreisen tun und zwar jeder fünf im Jahre bis zu 3 Meilen bezw. bis zur nächsten klösterlichen Beförderung. Die Hufner und die Rätner mußten nach wie vor die Wege bessern und im Winter auf den Wegen Schnee schaufeln. Auch trat keine Befreiung ein für die bisherigen klösterlichen Untergehörigen in Sude bei Einbringung neuer Störstele und Hilfeleistung bei Hochwasser, wenn die Störstele in Gefahr kommen sollten.

Es gehörten zum Kloster aber auch 88 Häuser in der Stadt, so die ganze Feldschmiede von Fahrradhändler Grank an bis nach Sude hin, die Straße hinterm Klosterhof, der Feldschmiedekamp, die Sandkuhle, der Wunderberg, etwa 12 bis 15 Häuser im Sandberg und die Häuser hinterm Sandberg. Es waren dies, wie gesagt, 88 Hausbesitzer in der Stadt klösterlichen Anteils, die alle Hofdienste leisten mußten, nicht eben mit Pferd und Wagen, also keine Spanndienste, aber Handdienste. Diese richteten sich nach der Größe und dem eingeschätzten Wert der Häuser. Der Inhaber einer Bude mußte 1 Tag, der eines kleinen Hauses  $1\frac{1}{2}$  Tage und so weiter 2, 3 und höchstens 4 Tage im Jahre fürs Kloster arbeiten. Diese Arbeitstage der städtischen Klosteruntertanen hießen Hof- und Stadttage. Die Verpflichteten mußten also, wenn auf Pünstorf Ernte war, hinter dem Mäher den Roggen in Hofen setzen oder, wenn bei Amönenhöhe der klösterliche Störsteich mit Busch belegt oder bestückt werden sollte, beim Stacken helfen. Im ganzen kamen da im Jahre 177 Hof- und Stadttage heraus.

Die Sache war ja nun nicht so, daß der reiche Kaufmann in der Feldschmiede oder die wohlhabende Frau Doktor im Sandberg selbst nach Pünstorf mußte, um da zu hocken; sie nahmen sich Leute dazu an, deren Arbeit sie bezahlen mußten.

Auch diese Hof- und Stadttage hörten auf, als die Hofdienste endeten, vor reichlich 100 Jahren, so um 1814. Die nunmehr von den Hof- und Stadttagen Befreiten mußten ans Kloster dafür zu Michaelis jeden Jahres je Tag 9 Lübsche Schillinge Hamburger Courant zahlen, was bei 167 Arbeitstagen 1503 Schillinge oder, der Couranttaler zu 48 Schillinge gerechnet, 31 Taler 15 Schillinge ausmachte.

Die vorerwähnten Roggenlieferungen und Geldleistungen ans Kloster bestehen seit 50 Jahren nicht mehr; sie sind in Ausführung des preussischen Gesetzes vom 3. Januar 1873 betr. die Ablösung der Reallasten in der Provinz Schleswig-Holstein abgelöst entweder durch einmalige Barzahlung oder durch Vermittlung der Rentenbank in Stettin durch Ausgabe von Rentenbriefen ans Kloster und Belastung des Besitzums des bisherigen Pflichtigen mit einer Rente.

Erst durch Aufhebung der Flurgemeinschaft, Einkoppelung und Zusammenlegung von Grundstücken, Aufhebung der klösterlichen Hofdienste und Ablösung der Reallasten ist auch die Suder Landwirtschaft befreit worden von Schranken, die ihrer Entwicklung hinderlich waren.

Wir lassen unsere Glücksgaloschen auf Veefenshöh stehen für einen dritten Gang durch Sude.

## Dritter Gang durch Sude

Goethe sagt in „Wilhelm Meisters Lehrjahre“, daß die „Summe unserer Existenz, durch Vernunft dividiert, niemals rein aufgehe, sondern immer einen wunderlichen Bruch übrig lasse“. Diesen hinterlichen und oft gefährlichen Bruch zu bestimmten Zeiten vorsätzlich loszuwerden, scheint die Fechtwelt die Mascherade eingeführt zu haben; — die Suder benutzten zu dem gleichen Zweck eine mit den Oldendorfern gemeinsam abzuhaltende Gildefeier, wechselweise in Oldendorf und in Sude, kurz vor Fastnacht!

Vor 100 Jahren war sie in Sude, bei Klaus Voh in der Dorfstraße. Klaus Voh lebt natürlich nicht mehr, aber ein Enkel von ihm, Heinrich Voh, der lebt noch in Sude; der ist aber auch schon mehrfacher Großvater.

Die Gildefeier bei dem ganz alten Klaus Voh in der Dorfstraße wollen wir doch einmal mitfeiern. Wir können uns in unsern Glücksgaloschen ja leicht 100 Jahre zurückversetzen. Das Gildehaus steht heute noch, strohgedeckt, mit kleinen Fenstern.

Als wir eintreten, können wir kaum jemand erkennen vor lauter Tabakqualm. Zigarren gab es damals noch nicht, man rauchte aus langen Raltpfeifen „Petum optimum subter solem“ („Dit is de beste Tabak ünner de Sünn“), von Spethmann in Eckernförde, oder wie er auch genannt wurde: „Peter ga op em un verfal em“.

Klaus Voh hatte sich aus Oldendorf von dem dortigen feinen Met kommen lassen, in dem die Gildeschwestern sich einen gehörigen Schwips antranken, ohne den es überhaupt keine richtige Gildefeier war.

Natürlich wurde auch getanzt, soweit der Raum es zuließ, und gesungen.

Als wir eintraten, sang gerade ein Oldendorfer Gildebruder:

„Gistern abend weer Wedder Michel hier,  
Wedder Michel un de weer hier.  
Ge danz den Saal wull op un dal  
Un stödd mit'n Kopp an'n Büchterpahl,  
Gistern abend weer Wedder Michel hier,  
Wedder Michel un de weer hier.  
Ge nehm de Frunsliid bi de Smut  
Un danz mit er to de Gussdör rut“.

Weil dies Lied so ungemein gefiel, zurpfe eine Gildeschwester aus Sude ihren Mann bei der Tade und sagte leise: „Johann, sing'n du doch of mal!“

Und Johann stand auf und sang, daß die Fenster klirrten:

„Jä hün ol Wadder Brüchmann sin Söhn,  
Geff so mennig Drach Prügels von em frog'n,  
Geff dree Dag dat Holt haut un tein Dag Tabak laut  
Un hün doch noch Wadder Brüchmann sin Söhn.“

Und nun wurde auf allgemeinen Wunsch das schöne Lied „Für die Frauen“ gesungen von zwei Sudern und zwei Oldendorfern:

„Wenn hier ein Pott mit Bohnen steht un dor ein Pott mit Bri,  
Denn lat id Bri un Bohnen stahn un danz mit min Marie.  
Un wenn Marie nich danzen kann, denn hett se scheewe Been,  
Se treckt denn lange Kleeder an, denn is dat ni to sehn!“

Es soll nun umschichtig Singen, Trinken und Tanzen noch lange angehalten haben.

Als wir gingen, sagte Klaus Voh, wir möchten zum Gildschluß am dritten Tage doch wiederkommen.

„Am dritten Tage, Herr Voh, dauert die Gilde denn drei Tage?“

„Gewiß“, sagte er, „unter drei Tage tun wir es nicht“.

Wir am dritten Tage wieder hin. Da bewegten sich Tanz, Singen und Trinken allerdings in langsamem Tempo, aber sämtliche Gildebrüder und Gildeschwestern, so viele zur Stelle waren, bewegten sich Arm in Arm, vorauf zwei Musikanten, durchs Dorf und sammelten ein, was man ihnen in ihre Körbe und Beute gab. Das gehörte sich so. Das war der Schluß und wir hatten uns überzeugt, daß hiermit auch der wunderliche Rest der durch Vernunft dividierten Existenz restlos beseitigt war bis zum nächsten Gildetag in Oldendorf.

So feierte man vor 100 Jahren bei Großvater Klaus Voh in der Dorfstraße den Gildetag.

Als wir gingen, lud Großvater Voh uns gleich ein zum Rolandreiten bald nach Johanni.

Da wollen wir hin.

Daß dies Fest für Sude eine uralte Sitte sei, konnte man nicht sagen. Anderswo, namentlich in Dithmarschen, gab es schon lange Rolandreiten, und nun wollten die jungen Leute in Sude, Bauernsöhne, Knechte, Gesellen dasselbe Vergnügen haben. Ein Roland wurde bestellt und schön angemalt, mit roter Jacke, blauen Beinen und Filzhut auf dem Kopf. Ein Pfahl mit einer Eisenspitze wurde in die Erde gegraben und der Roland auf diese Spitze, drehbar, gestellt. In der linken Hand hatte er einen Aschbeutel und zwischen seinen zwei rechten Armen ein angenageltes Brett.

Die Reiter, etwa sechs bis acht, hatten in der rechten Hand ein meißelartiges Stück Eisen mit Holzgriff. Nun kamen sie zu Pferde im Galopp die Dorfstraße herunter, stießen mit ihrer Stoßwaffe gegen das Brett und flogen davon, ehe der sich drehende Roland ihnen einen Klaps mit dem Aschbeutel auf den Rücken geben konnte. Hurrarufen, Geschrei und Gejohle begleiteten die Reiter. Wer das letzte Stück Brett dem Roland abstieß, war der Gewinner, der König. Die Nummer vor und nach dem König erhielt auch einen Gewinn.

Die jungen Mädchen hatten schon längst für eigenes Geld Blumen und bunte Bänder gekauft, mit denen sie die Reiter, überhaupt die Teilnehmer, schmückten.

Als die Wirtshausstraße von Voh nach der Brückenstraße oder vielmehr Viethberg verlegt wurde, fand das Rolandreiten dort statt. Endpunkt war, wo die Friedenseiche steht. Dies Endstück des Weges wurde früher „Eilernbrook“ genannt.

Heute findet ein Rolandreiten in Sude nicht mehr statt, ja, der Roland ist überhaupt nicht mehr vorhanden. Er sollte eigentlich bei Heinrich Voh' Schwiegerjohn, Heinrich Gripp, auf dem Boden liegen, wohin er gehört; er liegt da aber nicht, weil Herr Müller, der frühere Besitzer von „Garten Eden“,

ihn einmal geliebt und dann, als es mit seinem „Weltrestaurant“ zu Ende ging, mit anderen geliebten Sachen verschachert hat, angeblich, nach Dithmarschen hinein.

Vielleicht veranlassen diese Zeilen, daß uns von auswärts mitgeteilt wird, wo sich der Sude Roland aufhält.

Es dürfte interessieren, zu hören, was der Herr Landrat in Heide, Herr Dr. Pracht, in seiner Abhandlung „Bilder aus dem Dithmarscher Volksleben“ über das Rolandreiten mitteilt:

„Das uralte Rolandreiten, das schon in der Magdeburger Schöppen-Chronik von 1281 erwähnt wird und in Quedlinburg um 1300 ein bevorzugtes Spiel der Patriziersöhne gewesen sein soll, ist jedenfalls, zumal es auch in Mitteldeutschland, Bremen und England verbreitet war, nach Dithmarschen eingeführt, und zwar während des 30jährigen Krieges. Darauf deutet auch der Ursprung dieses Wettspiels, über den eine uns erhaltene Rede eines Obersten beim Rolandreiten in Süderdithmarschen berichtet. Danach soll der König von Spanien, Karl VI., einen Minister und General Roland gehabt haben, den er besonders schätzte und den die Franzosen im Kampfe nach hartem Ringen erschlugen. Vor Freude über diesen Sieg hatten die Franzosen sich ein Nachbild in einem hölzernen Roland geschaffen, um mit ihm in jedem Jahre zum Andenken an ihre ruhmreiche Tat mit diesem Roland Schimpf und Spektakel zu machen . . .

In früheren Zeiten fand das Rolandreiten auch vielfach schon Fastnachtsmontag statt. Wurde ein Jahr überschlagen, so sah der Roland aus der Bodenseife. In den Dörfern haben sich nur wenige alte Rolandfiguren erhalten; u. a. in Windbergen und Melldorf“.

Da wir uns nun Übung im Umgang mit Königen (wenn zunächst auch nur mit einem Rolandkönig) angeeignet haben, wollen wir nicht unterlassen, einen richtigen, lebendigen König durch Sude zu führen und dies um so lieber, als es in diesem Jahre gerade 100 Jahre her sind, daß am 23. Juni 1825 der dänische König Friedrich VI. durch Sude kam. Er wollte auf Heiligenstedten Graf Otto von Blome, seinen Gesandten in Petersburg, auf seinem Schlosse besuchen.

Eisenbahnen und Chausseen gab es damals noch nicht. Der König mußte wie andere Sterbliche zu Wagen kommen. Er fuhr die alte bekannte Landstraße hinter Klosterbrunnen entlang, durch Ikehoe und Sude die alte Landstraße, die bei Oldenburgskuhle die Grenze von Heiligenstedten erreichte. Selbstverständlich war ganz Sude auf den Beinen, um den seltenen Zug zu sehen.

Morgens, an der Ikehoeer Grenze, hatte die hiesige reitende Garde den König empfangen und ihn durch die Stadt geleitet.

Als der Zug bei Oldenburgskuhle ankam, erfolgten zwölf Böllerschüsse. Die Heiligenstedtener Brücke war mit Tannen geschmückt. In der Mitte prangte ein Bogen mit des Königs Namenszug. Graf Otto von Blome und sein Nefte Graf von Blome-Salzau empfingen den König zu Pferde und geleiteten ihn ins Schloß.

Hinter Julianka fanden große Volksbelustigungen statt. Es waren da ein Karussell, Schaukel und Rutschbahnen aufgebaut.

Als im Schloß beim Essen der Toast auf den König ausgebracht wurde, erfolgten wieder zwölf Kanonenschläge. Nachmittags um 5 Uhr verließ der König das Schloß, begleitet von vielen Honoratioren aus der Stadt, die auch aufs Schloß geladen waren. Hinter dem königlichen Wagen folgten zu Pferde Graf von Blome und der Justizrat Bürgermeister von Ikehoe D. S. Rötger und die hiesige reitende Garde.

Als der Zug durch Itzehoe kam, hatten hier die Bürger unter Anführung des Konsuls Westphal Aufstellung genommen.

An der Breitenburger Grenze hielt zum Empfange Graf Conrad von Rankau mit seiner Bauerschaft zu Pferde.

Auf Breitenburg angekommen, besichtigte der König zunächst den großen Deichbruch, bei dem gegen 400 Arbeiter beschäftigt waren und die nachmittags nach beendeter Arbeit auf den Schloßhof zogen, wo der König sich mit ihnen unterhielt. An die ersten Bürger der Stadt waren vom Grafen viele Einladungen ergangen, die an einer reichen Bewirtung nach des Königs Weiterreise teilnahmen.

Von Breitenburg fuhr der König, begleitet vom Grafen und den Unterhörigen des Gutes über Neuenbrook und Krenpe nach Glückstadt.

Im folgenden Jahre, 1826, erhielt der Bürgermeister Justizrat D. G. Köiger den Titel Etatsrat. Sein Selbstbild hängt im Rathause.

Indem wir uns nun anschicken, um den Feldschmieder Teich nach Hause zu gehen, treffen wir Hinnerk Vohse, der zwei volle Eimer Buttermilch aus Sude geholt hat. Er geht schwerfällig mit seiner schweren Tracht die Feldschmiede entlang, wo man fast in jedem Hause hier für 1 Sechseling, da für 1 Schilling die feine Suder Buttermilch kaufte, in der noch zahlreiche Butterklümpchen schwammen.

Einige Frauen behaupten allerdings, daß Hinnerk Wasser zugieße, wogegen er aber aufs heftigste protestierte. Hinter Hinnerk her schleichen einige Feldschmieder Jungens. Jeder hat eine leere Konservendose und in dieser Dose Wasser aus dem Feldschmieder Teich mit „Steertpöden“. Von Zeit zu Zeit gießt bald der eine, bald der andere Junge Hinnerk Vohse hinter dessen Rücken aus der hohlen Hand etwas in den Eimer. Wo Hinnerk stehen bleibt, um Buttermilch zu verkaufen, bleiben auch die Jungens wie unschuldige Lämmer stehen.

„Aber, Hinnerk, wie kommen die Steertpöden in die Buttermilch? Du hast Wasser aus dem Feldschmieder Teich hineingefüllt und, lüge nicht, die Steertpöden sind Beweis!“ Hinnerk beteuert seine Unschuld, was alles nichts nützt; die Frau ruft ihm noch nach: „Du grote Bedreger!“

Hinnerk handelt weiter. Die Jungens füllen ihm noch zweimal von hinten Steertpöden in die Eimer und denken, daß es nun genug sei.

Ich kenne einen der Sünder und könnte, wenn ich wollte, ihn namhaft machen und somit dem gerechten Zorn der Feldschmieder Frauen überliefern, die Buttermilch mit Steertpöden kauften. Aber ich bin nicht für Angeberei, zumal der Sünder beteuert, es ganz gewiß nicht wieder tun zu wollen. Ich glaub' ihm auch, denn er ist schon 76 Jahre alt und vielfacher Großvater. Und selbst, wenn er es wiedertun wollte, so kann er es ja garnicht, denn, wo will er die Steertpöden hernehmen? Da sind ja keine mehr, weil der Feldschmieder Teich verschwunden ist. Es kommt ja noch hinzu, daß Hinnerk Vohse längst tot ist und Sude Buttermilch nicht mehr ausführt. — Also lassen wir die Sache; Schwamm drüber!

Eines ist gewiß, daß, wenn der alte Sünder diez liest, er sich krumm lachen wird; denn die Steertpöden Geschichte hat er von jeher für einen der schönsten Streiche gehalten von den vielen, die er mit anderen Feldschmieder Jungens ausführte.

Unsere Glücksgaloschen lassen wir bei Heinrich Voß im Vießberg stehen für einen vierten Gang durch Sude.

## Vierter Gang durch Sude

Wir haben unsere Glücksgaloschen von Herrn Heinrich Voß abgeholt und wollen in denselben eine Wanderung durch die Suder Gebirgslandschaft antreten.

Sie trugen und scheinen fragen zu wollen, wo denn die Berge sind?

Sie vergessen, daß es „in früheren Zeiten“ war.

Da sind da auch Berge gewesen. Um aber bei der Wahrheit zu bleiben, sei von vornherein zugestanden, daß sie nicht so hoch waren, wie der St. Gotthardt, auch nicht so hoch, wie der Brocken, aber einen Vergleich mit den Twiedtbergen in der Gemarkung Ebdorf sehr gut aushalten konnten.

Sie sind nicht etwa durch starken Glauben versetzt, wie es nach der Bibel möglich sein soll, sondern einfach abgegraben, weggegraben.

Längs dem einen Berg sind die Itzehoer unzählige Male gegangen, wenn sie nach Heiligenstedten spazierten und die Chaussee schmutzig war; — gingen Sie da nicht durch die Suder Tannen, da, wo nun eine ganze Reihe neuer Häuser steht?

Das war ja der Schütterberg, also der erste, den wir meinten.

Der zweite Berg, der Haidberg, war etwas südlich vom Schütterberg, und zwar da, wo er nun nicht mehr ist, wo aber die Eisenbahnschienen liegen und wo die Bahnverwaltung immer den Sand weggefahren hat.

Der dritte Berg ist der Voßberg, noch etwas weiter südlich. Man kann ihn von der Chaussee aus mit bloßem Auge ganz deutlich sehen.

Diese drei Berge sind sehr alt, hunderte von Jahren. Es waren von jeher heidebewachsene Sandberge, und das machte sie zwar wertvoll, wurde ihnen aber zum Verhängnis.

Bekhof und Bekmünde hinter Heiligenstedten in der Marsch waren ehemals adelige Güter. Zur Unterhaltung ihrer tiefen Marschwege und zur Unterhaltung des Stördeiches von Oldenburgstuhle an (früher Chausseehaus) bis zum Hauptpastorat brauchten sie Sand und Heidesoden. Sude hatte hiervon genug in seinen drei Bergen und konnte noch davon abgeben, und das haben sie auch getan, nämlich durch Vertrag im Jahre 1753.

Zum richtigen Verständnis sei bemerkt, daß in dem genannten Jahre Bekmünde und Bekhof dem Geheimen Konferenzrat Joachim v. Broddorf zu Roer, Wensin, Eierhagen, Bekhof und Kampen gehörten. Vor diesem v. Broddorf hatte dessen Vater, Geheimrat Wulf v. Broddorf, das adelige Gut Bekhof. Die Besitzer dieser Güter machten aus ihren Besitzungen Gutsstellen, die sie in Erbpacht gaben. Aus diesen Erbpächtern sind dann später durch Rentenablösung freie Eingeseffene geworden.

Im Jahre 1753 am 22. November kam ein förmlicher Vertrag zustande.

Der Vertrag wurde unterschrieben aufseiten Bekmündes von Jacob Wilms für sich und in Vollmacht des Konferenzrates v. Broddorf, sowie in Vollmacht der Eingeseffenen von Bekmünde durch Eggerd Garder und Hinrich Duwe; aufseiten Sudes von Anton Fuhendorf, Marx Alpen für sich und die klostertlich Suder Eingeseffenen.

Nach diesem Vertrage „verstatteten die Eingeseffenen der Dorfschaft Sude dem Herrn v. Broddorf und dessen Untertanen und Eingeseffenen zu ewigen Zeiten die Gerechtigkeit, so viel Sand als dieselben inuner nötig haben und ge-

brauchen können, und zwar ohne Unterschied, wozu sie solchen gebrauchen möchten, einfolglich auch den Sand, welchen die Eingefessenen zu Bekmünde nebst den Bekhöfern zu dem Sanddeich benötigt sind, ingleichen die dazu erforderlichen Heyde-Soden von ihren Sand- und Heydbergen, welche ihnen am nächsten gelegen, zu allen Zeiten frei zu holen, ohne daß ihnen dieserwegen einige Hindernisse in den Weg geletzt werden sollen, und zwar auch dergestalt, daß, wenn ein Sand- und Heydeberg etwa weggegraben sein sollte, den Benannten zu allem Gebrauch, den Bekhöfern aber zum Sanddeich. Sand und Heydesoden von einem andern, ihnen am nächsten und bequemsten gelegenen Berge zu holen". Den Suder Eingefessenen wurde dagegen gestattet, auf dem Stördeich von Oldenburgskuhle bis zum Pastorat ihre Pferde grasen zu lassen, aber keine Kühe; Kühe durften nur quer über den Deich getrieben, nie der Länge nach auf dem Deich gehütet werden.

Die drei Suder Berge gehörten nicht der Gemeinde Sude, sondern 15 Suder Eingefessenen; denn, als der Vertrag 1753 geschlossen wurde, gab es keine politische Gemeinden Sude, Bekhof und Bekmünde im heutigen Sinne, also gab es auch keine Gemeindevertretungen.

Als nun Sude, das inzwischen 1911 in Itzehoe eingemeindet war, freie Hand bekommen wollte über die Sandberge, wollte Bekmünde sich das nicht gefallen lassen und klagte beim Landgericht Altona, welches dahin entschied, daß die Grunddienstbarkeit sich auch auf den Schütterberg beziehe, wengleich dies nicht grundbuchamtlich eingetragen war, wie bei Heid- und Wogberg.

Bekmünde wurde seitens der Stadt das Klagerecht bestritten; es wurde aber gerichtsfeitig anerkannt, daß die Gemeinde Bekmünde als jetzige politische Gemeinde dasjenige Rechtsobjekt sei, welches hinsichtlich Unterhaltung des Deiches und der Wege die Pflichten der früheren Eingefessenen zu erfüllen und nun auch in die aus dem Vergleich sich ergebenden Rechte einzutreten habe. Endlich kam vor dem Oberlandesgericht Kiel ein Vergleich zustande:

„Beide Parteien verzichten vom April 1912 an auf alle Rechte aus dem Vergleich vom 22. November 1753. Die Belastung wird im Grundbuch gelöscht. Die Stadt zahlt an Bekmünde 5500 Mk.“

Bekhof erhielt von der Stadt 1500 Mk. und war damit auch abgefunden. Man ersehe hieraus, daß die Suder Berge ein bedeutames Kapitel der Suder Dorfgeschichte gebildet haben.

Sude hatte früher nicht nur Berge, sondern auch Wald. Heute hat es keinen Wald mehr, und man sagt so scherzweise, aber darum nicht weniger vorwurfsvoll, Sude habe seinen Wald vertanzt. Es wäre ja doch keine Kleinigkeit, wenn eine Gemeinde einen wertvollen Teil des Gesamtvermögens leichtsinnig vergeudet, vertanzt hätte. Aber so liegt die Sache nicht. Die Suder sind von jeher viel besser gewesen, als der Ruf, in den solches „Scherzwort“ sie bringen könnte. Wald haben die Suder ehemals gehabt, das ist wahr; wahr ist auch, daß sie heute keinen mehr haben, und auch ist wahr, daß sie, wie alle lebensfrohen Menschen, getanzt haben, man denke doch nur an ihre Gilde bei Klaus Wog; — aber daraus zu folgern, daß sie ihren Wald vertanzt haben, ist weder logisch, noch überhaupt zutreffend. Abgeholt haben sie ihn und den Grund und Boden urbar gemacht.

Mit dem Walde wurde in früheren Zeiten hüz umgegangen. Weder Stadt, noch Kloster und Sude hatten ihren Wald eingefriedigt. Wenn reichlich Eichen und Buchen gewachsen waren, trieb man die Schweine hinein und rationelle Forstkultur war unbekannt.

Die Suder hatten ehemals Weidgerechtigkeit in den klösterlichen Waldungen und auch die Gerechtfame, sich dort Weichholz zu schlagen. Das hat zu manchen Verdrießlichkeiten, Reibereien und Klagen geführt, bis schließlich auf beiden Seiten das Bedürfnis entstand, geordnete Zustände zu schaffen und sich zu vergleichen.

Ein solcher Vergleich kam denn nun auch 1778 zustande. Es ist ja möglich, daß die Suder aus Freude über solchen Vergleich getanzt haben. Das tun andere Leute auch, wenn sie auch keinen Vergleich geschlossen haben. Aber vertanzt haben die Suder noch nie etwas; dazu sind es viel zu vernünftige Leute.

Also der Vergleich. Das Kloster bedang sich folgendes aus: 1. Der Behnwohld soll eingezäunt und eingefriedigt werden (durch Wälle, Gräben, Hedtore) und wird eine Größe von 31 bis 32 Morgen haben; 2. vom Hackstruck an der Ebdendorfer Landstraße (heute Chauffee) wird das Kloster etwa 17 Morgen eingefriedigen; 3. vom Radebrook rechter Hand nach dem Stodthagen, Stodthagens Dam und Delfswisch nimmt das Kloster auch etwa 17 Morgen für sich in Anspruch; — wenn das Kloster es zukünftig für nötig halten sollte, daß bei der sog. Butterlohe eine Kate mit Garten errichtet werde, geben die Suder von ihrer Butterlohe so viel Land her als nötig ist. (Vermutlich die Güttmannsche Kate bei Stormsteich?); 4. als Entschädigung dafür, daß die Suder in den zu 1—3 genannten Hölzungen (die nun das Kloster für sich nimmt) bisher Weidgerechtigkeit hatten und Weichholz schlagen durften, bekommen sie: a) den ganzen Reddershorst, 40 bis 41 Morgen groß, b) etwa 12 Morgen vom Hackstruck, an den Reddershorst grenzend, c) die sog. Butterlohe, den schwarzen Dorn, Schmeten und Zmhüßen und 2 Rehmen beim Behnwohld, zusammen etwa 22 bis 23 Morgen, d) den andern Teil des Radebrooks an ihrer gemeinen Weide, etwa 25 Morgen.

Es wird aber an die Ueberweisung zu a bis d die Bedingung geknüpft, daß die Suder ihre Holzteile unter Aufsicht des Klosters nur wirtschaftlich nutzen dürfen. (Nicht die einzelnen Suder, sondern die Dorfschaft als solche erhielt die Flächen zu a bis d; die Aufteilung an Einzelne erfolgte erst später.) 5. Das Kloster behält auf den Flächen zu a bis d die Eichen und Buchen für sich, welche  $\frac{1}{2}$  Fuß über der Erde mehr als 15 Zoll im Umkreis haben. Diese Bäume sollen nach Gelegenheit bald herausgehauen werden. Wenn Sude die Flächen zu a bis d urbar macht, muß es ans Kloster eine landesübliche Abgabe (Recognition) zahlen. 6. Da das Kloster den Hackstruck und den Behnwohld eingefriedigen lassen will, soll Sude die Gräben, die Wälle und Knick unter Aufsicht des Klosters unterhalten!

Die Suder fingen nun bald an, auszuroden und urbar zu machen. Wo bisher Krattbusch gewesen war, erntete man bald Roggen und Buchweizen und als erst die Flurgemeinschaft aufgehoben war, die Aufteilung der Gemeinheiten stattgefunden hatte und die Einkoppelung bewirkt war, hatten die Suder große Flächen Ackerland durch Arbeit gewonnen aus dem Walde, den sie gerodet und nicht vertanzt hatten.

Daß sie nun immer sofort nach dem Kloster liefen und sagten: „Wir müssen nun ja wohl Recognition zahlen, denn wir haben viele Ländereien urbar gemacht“, kann man nicht eben behaupten.

Das ging auch ganz gut so bis in die 60er Jahre des vor. Jahrhunderts.

Da kriegte es der Klosterhofmeister spitz, daß die Suder nun doch endlich zahlen müßten. Sie wurden vorgeladen zum Syndikus Poffelt und oftmals zu Protokoll vernommen.

Anfangs konnten sie sich nicht erinnern, daß so etwas abgemacht sei.

Als aber der Syndikus Boffelt den Vergleich von 1778 auf den Tisch legte, ließ sich nicht gut mehr streiten.

Natürlich konnte kein Suder mehr erinnern, von welchem Jahre an er eigentlich abgabepflichtig geworden war.

Die Ermittlungen waren auch recht schwierig. Man kam daher am 21. April 1866 überein, daß die zehn Suder Hufner von nun an jährlich jeder 1 Mk. Recognition ans Kloster zahlen sollten.

Sie kamen so noch ganz gnädig weg.

Diese Abgabe ist dann später nebst vielen anderen Leistungen ans Kloster abgelöst worden.

Wir stellen nun unsere Glücksgaloschen wieder bei Heinrich Voß ein zu einem fünften Gange durch Sude.

## Fünfter Gang durch Sude

Wir ziehen unsere Glücksgaloschen bei Herrn Heinrich Voß wieder an und begeben uns in denselben in das Jahr 1756, in welchem die zehn Hufner in Sude sehr aufgeregt waren und wiederholt Zusammenkünfte und Besprechungen über die Bedrückungen hatten, denen sie vom Kloster ausgesetzt waren. Sie wollten schriftlich beim Verbitter, dem Konferenzrat Christian von Ahlefeldt, einkommen um gerechte Heranziehung zu den Spanndiensten. So ginge es nicht mehr, wenn sie nicht ruiniert werden wollten. Die Eingabe an den Verbitter brauche nicht von allen zehn Hufnern unterschrieben zu werden; vier genüigten, und zwar Marx Alpen, Claus Harder, Claus Voetern und Jochim Frauen

Alpen war wohl der schreibgewandteste und sollte das Schriftstück aufsetzen.

Es wurde in demselben folgendes vorgelesen:

Wir zehn Hufner müssen fürs Kloster Fuhren leisten bis auf 3 Meilen oder auch Pferde hergeben für Vorspann. Das ist früher in der Weise geschehen, daß jeder Hufner 1 Pferd hergab. Weil man aber in den meisten Fällen mit dem nachbleibenden anderen Pferd in der Landwirtschaft nichts anfangen kann, so haben wir seit langem es unter uns vereinbart, daß 5 Hufner je 2 Pferde hergeben. Das Kloster bekommt sonach die ihm zustehenden Pferdekräfte und 5 Hufner sind in der Lage, mit je 2 Pferden ihre Wirtschaft zu betreiben. Wenn wir eine Wagenfahrt fürs Kloster bis auf 3 Meilen ausführten, dann ist es bisher wohl vorgekommen, daß der Passagier in einigen Stunden seine Geschäfte erledigte und hat, ihn wieder mit zurückzunehmen. Das haben wir aus Gefälligkeit auch getan.

Nun will aber das Kloster es als unsere Schuldigkeit ansehen, immer gleichzeitig Retourfuhren zu machen und sogar vom Endpunkt unserer Fuhre aus nach einer anderen Station zu fahren und von da jemand abzuholen. Dazu sind wir nicht verpflichtet und es ist auch früher nicht so verhalten worden. Zu solchen Retourfuhren nahm man die klösterlichen Bauferde. Das sollen jetzt wir tun, wozu wir nicht verpflichtet sind.

Ja, mehr noch. Wenn nun im Kloster gebaut oder repariert wird, sollen wir auch die Baumaterialien heran- und den Unrat abfahren, wozu wir gleichfalls nicht verpflichtet sind.

Diese Arbeit haben bisher die Kethwischer erledigt, die ihre Sturzkarren auf dem Klosterhof stehen hatten und die auch Sand und dergleichen anfahren mußten.

Ja, mehr noch. Bisher wurden 30 Faden Deputatholz von Langwedel angeliefert. Jetzt läßt das Kloster dieses Holz hier schlagen und verlangt von uns 10 Hufnern, daß wir es anfahren sollen.

Durch alle diese Arbeiten werden wir so überbürdet, daß wir unsern Ackerbau nicht betreiben und wegen der Haferteuerung unsere Pferde nicht ernähren können. Wie sollen wir es möglich machen, dazu noch unsere bare Contribution im Betrage von 25 Reichsthalern ans Kloster zu zahlen?

Wenn es schon wiederholt vorgekommen ist, daß wir den Herrn Verbitter mit 3, 4 oder 5 Wagen und Vorspann von Glückstadt holen mußten, so müssen wir auf unserem magern Boden unfehlbar dabei zu Grunde gehen.

Es ist ja richtig, daß wir den Herrn Verbitter einigemal aus Glückstadt geholt haben, aber aus Gefälligkeit und nicht aus Schuldigkeit. Nun sollen wir das aus Schuldigkeit tun, und weil wir uns dagegen auflehnen, sind wir 4 Unterzeichneten in je 4 Reichstaler Strafe genommen mit der Androhung, daß, wenn in 8 Tagen nicht bezahlt wird, die Execution eintritt.

Wir können weder die Strafe zahlen, noch die verlangten Fuhren leisten, ohne unsern gänzlichen Untergang.

„Solchem nach ergethet an Ew. Hochwürden und Hochwohlgebornen unsere untertänigste demütige Bitte, Hochdieselben geruhen gnädig, den am 28. April abgelassenen Befehl wieder aufzuheben und uns mit keiner weiteren als bisher verrichteten gewöhnlichen Fuhren zu beschweren.“

Wir flehen Ew. Hochwürden Hochwohlgebornen Gerechtliebende Hulde darum demütig und fußfällig an und wünschen dabei aus dem innersten unsers Herzens, daß der große Gott Hochdieselben nebst dero ganzen hohen Hause und Geschlechte bei allem Flor und Hochergehen noch viele Jahre beständigst fristen und erhalten wolle, damit wir dero Gnade noch lange genießen und unter Ihrem Verbitterlichen Schutz beschirmet und erhalten bleiben mögen.

Ew. Hochwürden Hochwohlgebornen Unsers Hochgeehrten  
Herren Konferenzrats und Verbittern  
untertänige gehorsame Eingeseffene und Untertanen abseiten  
der in Sude wohnenden 10 Hufner.

Marx Alpen, Claus Harders, Claus Voetern, Jochim Frauen und Consorten“.

Welchen Erfolg dies Gesuch gehabt hat, konnten wir nicht feststellen.

Wenn in obiger Eingabe von Vorspannen die Rede ist, dann muß man sich den Zustand der Wege damaliger Zeit vorstellen; Chaussees gab es nicht, nur tiefe Wege, in die die Wagenräder im Winter fußtief einsanken.

Sude hatte aber noch viele andere Leistungen an das Kloster zu erfüllen; es mußte u. a. Gabelschweine liefern. Das werden kleine, keine Mastschweine, gewesen sein.

Es war so in den Jahren, als die 10 Hufner sich über die Fuhren beschwerten, da entstand zwischen Kloster und den Sudern Streit über die Gabelschweine. Sicherlich aber wird das Kloster nicht mit der Lieferung zufrieden und die Suder

nicht willens gewesen sein, anders zu liefern. Da eine gütliche Einigung nicht möglich war, verklagte das Kloster die Lieferanten beim Landgericht und erhielt Recht.

Dem Kloster muß die Sache jedoch etwas brenzlich vorgekommen sein, denn es regte bei den Sudern an, ob sie die Schweine nicht lieber in eine Geldabgabe umwandeln möchten. Die Suder waren damit einverstanden und die Verhandlungen über den Preis begannen.

Die Verhandlungen fanden statt zwischen der Äbtissin Frau Ottilie Elisabeth von Ahlefeldt und dem Verbitter, Konferenzrat Christian von Ahlefeldt.

Ein Vergleich kam dahin zustande, daß jeder zur Schweinelieferung verpflichtete Suder je Schwein 9 Mark Lübsch, und zwar von Martini 1768 an jährlich ans Kloster zu zahlen habe.

In dem Vergleich, der „zu immer und zu ewigen Tagen“ geschlossen wurde, wird ausdrücklich bestimmt, daß der Preis von 9 Mark unabänderlich sei und sich niemals nach dem Marktpreis zu richten habe. Damit das Kloster nun aber ganz sicher gehe, daß die Suder auch Wort halten würden, mußten sie in dem Vergleich ihre Habe und Güter verpfänden. Damit waren die Leistungen der Suder ans Kloster noch lange nicht zu Ende.

Die Geldabgaben hatten verschiedene Namen; so mußten die Suder „Spinngeld, Schweinegeld, Intraden, fünfjährige Bitte, ritterschaftliche Anlagen, Recognition“ zahlen. Die Grundbesitzer mußten bestimmte Getreideabgaben in Roggen liefern. Wenn ein Grundbesitzer sein Haus oder sein Land verkaufte, mußte ein Lehngeld ans Kloster gezahlt werden. Einige mußten dem Kloster magere Gänse liefern, die dann auf den Klosterländereien oder auch in Sude und Edendorf, wo das Kloster Hüttegerechtigkeit hatte, geweidet wurden. Andere wieder mußten an das Hauptpastorat Heiligenstedten zu Weihnachten 63 Kannen Roggen liefern. Der Roggen mußte rein sein, jedoch war sein Gewicht nicht festgesetzt.

Alle diese Lieferungen und Leistungen sind aufgrund des Gesetzes vom 8. Januar 1873 abgelöst.

Wenn man dieser Gebundenheit, Abhängigkeit und Unfreiheit aus damaliger Zeit sich erinnert, dann soll man vorsichtig sein mit dem Lobe „auf die gute alte Zeit“.

Wir können und wollen nun Abschied nehmen von Sude, ziehen unsere Glücksgaloschen an und gehen den Weg beim Altersheim hinauf.

Da hören wir fröhliche Kinderstimmen, zum Zeichen, „daß da was los ist“. Ganz richtig, da sind sie ja beim Schlittschuhlaufen auf dem „Grummüller“.

Das wissen nun wieder die jungen Leser nicht, was das ist. Nun, Müller ist ein Müller, Gru ist bequem umgeformt aus dem plattdeutschen Grum, Graupen, also ist Grummüller ein Graupenmüller und Graupenmüllerteich ein Teich (gegenüber dem Altersheim am Niemannsweg entlang), aus dem der Graupenmüller sein Wasser bezog für seine Wasser-Graupenmühle zwischen der jetzigen Herberge zur Heimat und Maschinenhändler Rathjen.

Das war noch mal eine Schlittschuhbahn auf dem Grummüller! Ungefährlich geschützt und dicht bei der Stadt. Und Eis, wie es heute solches nicht mehr gibt, auch nicht mehr geben kann, weil es keinen Grummüller mehr gibt: spiegelblank, kristallklar, durchsichtig wie geputzte Fensterscheiben. Wenn es heute Eis gäbe, dann könnte vielleicht auf dem Osterhöferteich mit all seinem „Entensflott“ Eis-

bahn sein. Dann würde da eine Großmutter am Geländer stehen, dem Laufen ihrer Enkelin zusehen und sagen: „Minners, was für eine jämmerliche Eisbahn! Da war es früher, als ich zur Schule ging, auf dem „Grummüller“ doch viel schöner!“

„O, Kinderzeit, du sel'ge Zeit, wie liegst du fern, wie liegst du weit!“

## Ein Gang durch die Reichenstraße

Wir wollen unsere Glücksgaloschen wieder anziehen und uns in denselben in einem Huch in das Jahr 1659 und vor die heutige Viehmarkthalle begeben. Die Gebäude, welche 1657 da gestanden, waren von den Schweden eingeeäschert.

Das Grundstück gehörte einem Johann Pflueg, der seit 1656 Ratsherr oder Senator war. Eigentlich hieß er Ploch, da er aber Senator und vermögend war, hielt er „Ploch“ nicht für fein und nannte sich Pflueg. Nach dem Grundstück zu urteilen, wird er auch ein vermögender Herr gewesen sein. Sein abgebranntes Haus stellte er bald wieder her. Es stand im Lübschen Abgabekataster als volles Haus verzeichnet und mußte demnach jährlich eine volle Mark Abgaben (Schöf) zahlen. Auf dem Grundstück standen noch zwei Buden, auf denen weder Abgaben noch Einquartierungslasten ruhten, solange das Hauptgebäude als volles Haus zahlte, ferner befanden sich links und rechts drei Wirtststellen mit einem Schauer, Holzstall und anderen provisorischen Bauten. Vor dem Brande wird alles viel ordentlicher ausgesehen haben.

Da es in der Neustadt Brunnen nicht gab, die Bewohner vielmehr alle auf das Störwasser angewiesen waren, gab es viele Wasserstege, von denen aus man das Störwasser für den ganzen Hausbedarf mit Eimern schöpfte. Da es ferner eine Fäkalienabfuhr nicht gab, hatte man in der Neustadt die nötigen Privets an der Stör aufgestellt und ließ die menschlichen Exkremente in den Störflaß laufen, der ja infolge von Ebbe und Flut glücklicherweise für Selbstreinigung sorgte.

Der Herr Senator Pflueg hatte mit seinem Nachbarn, dem Advokaten Dr. Koltemann (im früher Schwarzkopfschen Hause), Wassersteg und Privet gemeinsam.

Im Jahre 1667 wurde Pflueg zweiter Bürgermeister. Nachdem derselbe am 22. Mai 1672 gestorben war, triffen wir 1681 in väterlichen Hause dessen Sohn Georg Pflueg, einen Juristen, der 1679 überzähliger und 1681 ordentlicher Ratsherr oder Senator wurde. Im Jahre 1693 wurde er zweiter und 1699 erster Bürgermeister, was er bis zu seinem 1725 erfolgten Tode blieb. Das väterliche Haus muß er verlassen haben, denn wir finden ihn 1701 in dem heutigen Ivensschen Hause wohnhaft.

Dieser Georg Pflueg war ein unfähiger, dazu eingebildeter, eitler Mann. Zum Glück aber besaß die Stadt in dem zweiten Bürgermeister, Zollverwalter Georg Vock, einen Herrn, der den Geschäften gewachsen war und das Ansehen und die Interessen der Stadt zu wahren wußte. Dies war namentlich 1712 der Fall, als der schwedische General Steenbock Ipehoe als dänische

Stadt brandschatzte, und nur dem zweiten Bürgermeister Georg Vock es zu danken war, daß die Stadt noch einigermaßen günstige Bedingungen erlangte. General Steenkod nahm bei Georg Vock Absteigequartier und speiste bei ihm zu Mittag. Vock starb 1716.

Die Stadt hat auch nicht vergessen, was sie diesem Herrn zu danken hatte, und sein Gedächtnis in einem Ölgemälde festgehalten, welches neben dem Bildnis von Christian IV. im Rathhaus hängt und dessen Aufschrift in lateinischer Sprache auf deutsch lautet: „Dieses Bild des vor etlichen Jahren selig entschlafenen Herrn Georg Vock, der sich weiland als Bürgermeister dieser Stadt sehr verdient gemacht hat, ließ mit Genehmigung des hochansehnlichen Senats in diesem Rathhause aufhängen sein auch nach dem Tode aufrichtiger Freund Johannes Koltemann, Doktor beider Rechte, am 3. August 1723. Erneuert 1771.“

Rehren wir nunmehr wieder nach dem Pfluegschen Hause zurück, wo 1723 Peter Thorade wohnt, der seit 1720 Rathherr war. Wenn wir nun 1738 dafelbst einen Friedrich Christian Pflueg antreffen, dann wird wohl die Annahme zutreffen, daß dies ein Sohn des 1725 verstorbenen Georg Pflueg war. Im Jahre 1761 wohnte in dem Hause die Wittve des Jakob Engelhardt. Allem Anscheine nach ist in diesem Jahre etwas von dem Grundstück abverkauft, denn es ist im Abgabekataster ein neues Folium angelegt für Claus Witte, auf den 1811 Nikolaus Witt, später der alte Kaufmann Conrad von Holstein (der Großvater des jetzt lebenden Conrad von Holstein in der Sandkuhle) folgte. Heute bewohnt dieses Grundstück der Schmiedemeister bzw. Rentier Herr Heinz Freese; sein Grundstück ist also erst 1760 oder 1761 als ein selbständiges aus dem Pfluegschen entstanden.

Rehren wir nun nach dem Pfluegschen Grundstück zurück, dann sehen wir, daß auf die Wittve Engelhardt im Jahre 1796 der Ratsverwandte und Stadtssekretär Markus Rohlfz gefolgt ist. Rohlfz war Jurist. Als der damalige Bürgermeister Löffler 1801 starb, wäre Rohlfz gerne Stadtssekretär geblieben, aber gleichzeitig Bürgermeister geworden. Er machte eine diesbezügliche Eingabe an die Regierung, welche das Gesuch ablehnend beschied.

Zum Bürgermeister wurde der Regierungsadvokat Andreas Ernst Böhmman in Glückstadt gewählt.

Nun hätte die Verwaltung ja geordnet fortgehen können, wenn nicht Böhmman und Rohlfz beide — getrunken hätten. Ihre Leidenschaft nahm derart zu, daß die Regierung sie zwang, im Jahre 1814 ihre Entlassung zu nehmen.

Inzwischen war das frühere Pfluegsche große Grundstück 1805 in das Eigentum des dänischen Militärjizlus übergegangen, der das Regiment Leichter Dragoner hineinverlegte.

Alte Ithoer werden sich noch der militärischen Gebäude auf diesem Grundstück erinnern: des Kammergebäudes und des Exercierplatzes; auch waren Stallungen, Wohnungen und Räume für Turn- und Fechtübungen vorhanden.

Im Jahre 1897 wurde das Grundstück durch die Stadt vom preussischen Staat für den Taxwert von 11 600 M. erworben. Das Grundstück war 26 Ar 82 Quadratmeter groß. Die Stadt machte mit der Anliegerin, Wittve Frau von Holstein, gemeinsame Sache und überließ derselben zwecks Abrundung ihres Grundstücks 4 Ar 15 Quadratmeter für die anteiligen Erwerbskosten. Heute steht auf diesem Gelände die Viehmarkthalle.

Die früheren fiskalischen Gebäude haben einem P. Fr. Rist den Hintergrund geliefert für seine Erzählung „Bei den leichten Dragonern in Ithoe“. Die Erzählung ist vor vielen Jahren bei Ottmann in Leipzig erschienen und läßt viele Ithoer nach den Lokalitäten, Gärten usw. fragen, in denen sich der kleine Liebesroman abspielte.

Wir wollen vorweg sagen, daß es die meisten in dem Roman beschriebenen Certlichkeiten hier nie gegeben hat und es unnütz ist, den Garten mit dem schiffbewachsenen Teich, mit der großen Grasfoppel daneben für das Pferd Mi und mit dem hohen Deich zu suchen, der in der Neustadt nicht etwa um diese herum, sondern innerhalb derselben gewesen sein soll. Alles dieses ist falsch beschrieben und gezeichnet, denn es müßte dies alles auf dem Gelände gewesen sein, wo heute die Viehmarkthalle steht. Auch ist es, wie jeder Ithoer weiß, ausgeschlossen, daß man von einem etwaigen Garten aus hinter der Viehmarkthalle einerseits nach Krempe und Glückstadt, andererseits nach Heiligenstedten, Arummendiel und Wilster sehen kann, was nach der Erzählung ehemals möglich gewesen sein soll. Und ferner: die Frau Generalin habe das Gut Stellau besessen, dort oft gewohnt und ihr Gemahl habe es nach ihrem Tode (so um 1810 herum) verkauft! Die Ländereien des Gutes Stellau sind aber schon 1630 von der damaligen Besitzerin, der Herrschaft Breitenburg, parzelliert bzw. den Untergehörigen des Gutes in Pacht gegeben und die Hofgebäude abgebrochen. Welchen Anteil die Personen des Romans an dieser falschen Zeichnung haben, ist nicht zu saen.

Die Hauptperson ist ein General aus altem dänischen Adelsgeschlecht, leidenschaftlich in seinem Fühlen und Genießen, zum Soldaten wie geschaffen. Reichlich 20 Jahre alt, erhielt er von seinem König Friedrich V. (der bis 1766 regierte) die Erlaubnis, in fremde Kriegsdienste zu treten. Er begab sich zu Friedrich dem Großen und nahm noch 1762 an den Gefechten des siebenjährigen Krieges teil. Später kam er viel zu Hofe, und jung, feurig und lebenslustig nahm er mehrere Jahre an den Saufgelagen und Orgien Christians VII. (Nachfolger von Friedrich V.) lebhaft teil, gehörte aber nicht zu den Verführern dieses unglücklichen Monarchen, der dann schwachjinnig und regierungsunfähig wurde. Als strotzlicher Ordeoffizier hatte er viel (zu viel!) Glück bei einer Dame, welche bei einem mächtigen Herrn am Hofe in hoher Gunst stand, und wurde eines Tages ganz außer der Reihe zum Major bei den jütischen Dragonern ernannt und mußte Kopenhagen verlassen. In Rütland führte er ein lustiges Garnisonleben, machte Reisen ins Ausland, auf denen er sein Geld in tollen Spielpartien rollen ließ, und kehrte mit leeren Taschen heim.

Auf der Reise durch Holstein verlobte er sich in Kiel mit der 34jährigen hiesigen Konventualin Komtesse Hildegard Eimke-Asseburg, die ihm ihr Gut Stellau zubrachte. (Vergleiche jedoch wegen dieses Gutes meine obige Vorbemerkung.) Das Ehepaar zog in die jütische Garnison, wo ihm eine Tochter, Marie-Louise, geboren wurde.

Da nun nach der Meinung der Generalin weder ihr Mann, noch die Umgebung die gebührende Rücksicht auf ihre Geburt nahmen, zog sie sich kalt zurück, während der General nur aufgrund seines Respektes vor der gesellschaftlichen Stellung seines Hauses im allgemeinen einen feinen weltmännischen Ton „Ihrer Gnaden“ gegenüber bewahrte. Für das Dänische hatte die Generalin keine Sympathie. Auf ihren Wunsch bewarb sich der General um den Posten eines Regimentschefs in Holstein. Er wurde alsdann Generalmajor und Chef des Leibregiments der leichten Dragoner in Ithoe.

Für den General bedeutete es ein Opfer, in das kleine deutsche Itzehoe einzuziehen. Er führte alsbald die dänische Sprache in seinen Kommandoverhältnissen ein, wodurch er sich nicht eben bei den Itzehoern und Holsteinern beliebt machte.

Die Tochter Marie-Louise war ein großes, kräftiges Mädchen mit dickem schwarzem Haar. Ihr liebster Aufenthalt war der Dragonerstall. Sie hatte eine französische Lehrerin, Mademoiselle Rosette Sach, und eine gleichaltrige Freundin, Christine Thorsen. Diese Christine war die Tochter eines in gedrückte Verhältnisse gekommenen ehemaligen Kameraden des Generals, worauf dieser das Kind einfach zu sich ins Haus nahm. Die Haushälterin war eine Madame Kinkel. Die Generalin kam aus ihrer oberen Etage nur herunter, wenn sie auf dem Klosterhof oder bei der Aebtissin Prinzessin Juliane von Hessen Besuch machen wollte. Die übrige Zeit machte sie Handarbeiten, eingehüllt in einen Dunstkreis von Parfüm.

Jeden Morgen führte Fräulein Sach die beiden kleinen Mädchen zur Generalin hinauf die schon vom frühen Morgen an geschminkt und in voller Toilette im Lehnstuhl saß. Sie schnürte sich so stark, daß, wenn sie atmete, die Kinder „es in ihr rummeln hören konnten“, wie Marie-Louise und Christine es dann unten erzählten.

Die Morgenvisite bestand darin, daß die Generalin „Guten Morgen, Sach“, sagte und den Kopf neigte. „Guten Morgen, mein Kind“, sagte sie dann zu ihrer Tochter und küßte sie auf der Stirn, und „Guten Morgen“ sagte sie dann zu Christine und reichte ihr die Hand zum Kusse. Fräulein Sach teilte nun den Tagesplan mit und die Entlassung erfolgte bis zum andern Morgen mit der gleichen Wiederholung.

Der General hatte einen Saal voller Waffen, in dem er sich täglich übte. Beim Ofen stand der Rauchtisch und auf demselben ein Becher mit Fiddibussen, die Fräulein Sach sorgfältig faltete. Im Ofen briet sich der General zu Weihnacht selbst Kapsel und Zwiebel, „denn“, sagte er, „es gibt einen losen Magen und ein behagliches Beneficium“.

Die beiden jungen Mädchen tummelten sich im Garten und im Stall, und wenn sie Hilfe bedurften, mußte der große, halberwachsene Bursche Jörgen Hagedorn ausschelfen. Dieser Hagedorn war auch ein Soldatenkind, aus Jütland, der Sohn eines Wachtmeisters. Der Wachtmeister hatte den General einst davor bewahrt, daß dieser nicht in seiner Gerechtigkeit eines Tages einen Untergebenen erschlagen hätte. Aus Dankbarkeit nahm sich nun der General des Sohnes an.

Madame Kinkel, die Haushälterin, entfaltete ihre ganze Kunstfertigkeit, um den kräftigen Geschmack des Generals Mittags zu befriedigen. Dann saß der General in Uniform am oberen Ende des Tisches und machte die Honneurs mit emer soldatenmäßigen Treuherzigkeit; denn er hatte, wenn er wollte, trotz seines ungestümen Wesens gerade jenes air de Seigneur, das aus dem sicheren Gefühl der Ueberlegenheit entspringt. Die Generalin saß dann steif und teilnahmslos gegenüber. Fräulein Sach aber saß mit wahrer Bewunderung zum General in die Höhe, namentlich, wenn dieser den großen Braten oder die Gans auf die Gabel in der Linken spießte und nun in der Luft den Braten kunstgerecht tranchierte.

Marie-Louise glich ihrem Vater, groß, schlank, heftig und ausbrausend, die kleine Christine war fein und zart, goldig-blond.

Aber in einer Hinsicht glichen sie sich: beide liebten den stattlichen Jörgen Hagedorn. Marie-Louise wollte so gerne, Jörgen sollte Offizier werden (was dem General recht war), aber Jörgen mochte nicht lernen. Dagegen konnte er reiten und fahren, wie der beste Dragoner. Jedes Jahr im Frühjahr kam aus Kopenhagen der Tanzlehrer Dose für den Unterricht der jungen Mädchen. Und tanzen mochten sie gerne. Aber auch Hagedorn. Wenn der erst in Zug kam, dann tanzte er wie ein Beseffener. Marie-Louise hat ihn einmal im Ochsenmarkt aufgefordert, mit ihr auf dem Rasen zu tanzen, was viel Aufsehen unter den Offizieren machte.

Im Fechten wurde Marie-Louise vom Vater unterrichtet zum Entsetzen der Generalin.

Die Jahre vergingen. Der General wurde immer steifer, Jörgen Hagedorn immer stattlicher, die heimliche Liebe der Mädchen zu dem schmucken Korporal immer heißer und die Gemahlin immer schwächer.

Als eines Tages der General mit alten Regimentskameraden bis zum andern Morgen oben im Hause gezecht hatte, war die Generalin sanft eingeschlummert.

Nun übernahm Marie-Louise die Haushaltung und es ging vorzüglich.

Der General und Hagedorn mußten ausrücken, denn Dänemark hatte Krieg mit England. Kopenhagen wurde vom 2. bis 5. September 1807 bombardiert, die dänische Flotte von England beschlagnahmt, damit Napoleon sie nicht nähme. Gegen England wurde von Napoleon die Kontinentalsperre verhängt und das englische Hannover teils zum Königreich Westfalen, teils (die Küste) zu Frankreich geschlagen.

Da kam eines Tages ein Beter von Marie-Louise bei ihr an, ein englisch-hannoverscher Soldat, der aus Hannover geflüchtet war. Derselbe war ihr zuwider. Sein Liebeswerben beantwortete sie damit, daß sie ihn zwang, mit ihr zu fechten. Sie durchbohrte mit ihrem geschmeidigen Eisen das Muskelfleisch seines rechten Oberarmes derart tief, daß die Eisenspitze in dem weichen Holz einer Tür stecken blieb, an die der Beter retiriert war. Hier ließ sie ihn aufgespießt stehen. Er hat sich dann schleunigst über Tönning nach England geflüchtet.

Als der General wieder aus dem Felde heimkehrte und das Verhältnis seines Tochterleins zu Jörgen Hagedorn erkannte, schickte er diesen alsbald nach Kopenhagen in das Turninstitut daselbst und gab seine Zustimmung zur Verheiratung Hagedorns mit Christine Thorsen.

Marie-Louise aber reiste mit Fräulein Sach nach Franzensbad.

Wir geben unsere Glücksgaloshen in der Viehmarkthalle in Verwahrung, denn die ehemaligen Gebäude auf diesem Grundstück bringen uns einen neuen Liebesroman daselbst in Erinnerung für einen ferneren Gang durch die Reichenstraße.

## Zweiter Gang durch die Reichenstraße

Wir haben im ersten Gang durch die Reichenstraße nachgewiesen, daß das Haus Nr. 25 daselbst erst 1760 entstanden ist. Früher wohnte Frau von Holstein da, heute hat es der Schmiedemeister bezw. Rentier Herr Heinrich Freese im Besitz.

Dieses Haus war 1761 Postkontor. Seit 1694 gab es zwischen Itzehoe und Glückstadt eine wöchentlich zweimalige Botenpost. Chausseen und Eisenbahnen existierten nicht. Ein Reisender mußte noch 1836 zahlen: 1. An Postgeld beim Einschreiben 22½ Reichsbankschilling Silber, 2. an Trinkgeld für den Postillon auf jeder Station 13 Rbsh., 3. Einschreibgebühr und Wägegeld 13 Rbsh., 4. Rippenbrudergeld 13 Rbsh., 5. Rippenbrudergeld unterwegs beim Pferdewechsel 6 Rbsh., so daß die erste Meile auf etwa 20 Schilling läßlich oder auf 1,50 Mk. zu stehen kam. (Ein Rippenbruder war ein Paketträger.)

Die Felder zu beiden Seiten der Landstraße waren bis zur Einkoppelung zu Anfang des 19. Jahrhunderts nicht eingefriedigt. Die Wagen, auch die Postwagen mit den Reisenden, suchten sich dann eine bequeme Spur aus oder machten eine neue. Auf diese Weise erreichten die Landstraßen eine ungewöhnliche Breite. Ein zutreffendes Beispiel hierfür ist die alte Landstraße hinter Klosterbrunnen an den Twietbergen vorbei. Sälminn war es im Winter, wenn Schnee lag. Da mußten sich die Fuhrleute nach eingerammten Pfählen richten. Ja, im Schleswigischen bei Bommerlund, errichtete man 1799 ein Leuchtfeuer für die Fuhrleute.

Wir sagten oben, daß sich 1761 im heutigen Treesehen Hause ein dänisches Postkontor befand, verwaltet von dem Postmeister Engelhardt, nach dessen Tode seine Witwe Amtsnachfolgerin wurde. Das ganze Postkontor bestand aus Frau Engelhardt, ihrem Schreiber Hansen und einem Rippenbruder.

Wenn im Winter eine fahrende oder reitende Post kam, wurde bei Frau Engelhardt ein Talglicht vors Fenster gestellt, damit man auf der Straße sehen konnte. Schreiber Hansen stieg dann in den Postwagen und langte dem Rippenbruder Pakete, Brief- und Geldbeutel hinunter.

Die Geldbeutel wurden in eine Lade unterm Schreibpult oder in eine Lade geworfen, die in der Schlafstube der Frau Engelhardt stand. Schreiber Hansen, der anfänglich außer Kost und Kleidung jährlich 12 Taler und nach 15 Dienstjahren jährlich 15 Taler Lohn bekam, kannte bald den Dienst, namentlich die Porrotage. Er hieß allgemein „Postmeister Hansen“ und das ja auch mit demselben Recht, mit welchem ein Pikkolo „Ober“ genannt wird.

Es wächst der Mensch mit seinen höheren Zwecken. Als „Postmeister“ mußte Hansen entsprechend nach außen auftreten. Sein Sommerkamisol hatte blaue gestreifte seidene Vorderteile. Er trug seidene, bald weiße, bald schwarze Strümpfe, Kniehosen, silberne Schuh- und Weinschnallen, Dirschfänger mit Messer und Gabel, mitunter ein Kamisol von gelbem Fell, zuweilen manchernerne Hosen, er hatte einen Rock und ein Kamisol von violetttem Laken mit gelben Knöpfen, eine gleiche Weste und einen grünen Lakenrock. Nach der Mode damaliger Zeit staffierten sich auch andere Leute, die was sein wollten, ähnlich aus.

Hansen kam mitunter bei dem Grünmacher und Schankwirt Koehler, wo er einen, höchstens zwei Schilling für Hamburger Bier ausgab. Aber das vermaledeite Kartenspiel! Sowohl bei Koehler, als bei dem Schreiber Nohls auf Osterhof (der bei dem Breitenburgischen Oberinspektor Zimmermann daselbst trax) spielte man Quadrille und V'hombr, wenn auch nicht hoch, so ging doch zuweilen ein Reichsbanktaler verloren, schon zuviel für 15 Taler Jahreslohn.

Die Postkasse rechnete Hansen nur alle 8, mitunter nur alle 14 Tage auf.

Frau Engelhardts Wirtschaftskasse mußte er auch führen, auch deren Kasse der Kopenhagener Zahlenlotterie, die Frau Engelhardt verwaltete.

Gätte er bloß getrennte Kassen geführt! Nein, alle Eingänge und alle Auszahlungen befanden sich in einer und derselben Schublade! Er zahlte sich selbst seinen Lohn aus.

Zu Koehler ging er nun öfterer, wo die Leute ihn mitunter frugen, ob er nicht heiraten wolle, z. B. die Schwester von Frau Engelhardt, Fräulein Brigitta Rosenkille? Nein, sagte er, die wäre ihm viel zu alt, schon 30 Jahre!

Er mochte lieber Anna Niepen leiden, die bei der Postmeisterin diente. Anna war groß und schlank gewachsen, hatte ein schmales, klares Gesicht und eine seltene Fülle braunen und langen Haars, welches sie in zwei langen Flechten um den Kopf trug. Jede Flechte war 3 Fuß lang, denn Hansen hatte neulich, als Anna ihm sein Butterbrot ins Kontor brachte, die Flechten mit der Elle gemessen. Was war das doch für ein Hansen, wie konnte der spaßig sein! Hatte er doch je eine Flechte in die rechte und in die linke Hand genommen, die Flechten kreuzweis erst um seinen, dann um Annas Hals geschlungen und so bei den Flechten Annas Kopf an seinen gezogen. Dann hatte er Anna herzlich geküßt und gesagt sie sei das hübscheste Dienstmädchen von allen, die er kenne, und er kenne sie alle vom Postkontor her. Anna widersprach nicht und wollte ihm auch gar nicht mehr darüber böse sein, daß er neulich gesagt hatte, sie habe eine „griechische“ Nase.

Um sie dann zu beruhigen, hatte er gesagt, „griechisch“ sei ja kein Schimpfwort, „griechisch“ heiße gerade, er habe eine römische Nase. Das hatte Anna soviel Spaß gemacht, daß sie Hansen mit seinem Frühstück nun jeden Morgen ein Stück Störfleisch oder sonst was Lederes mitbrachte, bei welcher Gelegenheit nun oft „zufällig“ ihre Flechten herunterfielen. Hansen mußte dann jedesmal messen, ob sie länger geworden wären.

Wenn Anna vom Wassersteg aus Wasser aus der Stör schöpfte, dachte sie oft, was Siefke Vanderob wohl sagen werde, wenn sie, Anna, nun erst Frau Postmeister Hansen wäre und nicht mehr nötig hätte, selbst Wasser zu schöpfen.

Zur Delixdorfer Gilde ging Anna allein hinaus in ihrem neuen seidengeblühten Kleid; Hansen und der Schreiber von Osterhof wollten nachkommen.

Als Hansen eines Abends einen Taler bei Raehler verspielt hatte, drängte es ihn, seine Kasse aufzunehmen: es fehlten 200 bis 300 Taler! Genau ließ sich das nicht feststellen.

Aber soviel konnte unmöglich fehlen, er müsse bestohlen sein! Und der Dieb könne nur der jüngste, Ostern konfirmierte Sohn der Frau Postmeisterin, Christoph Heinrich Johann Engelhardt sein. Dieser Junge war Kadett beim hiesigen Regiment in den Gebäuden nebenan, wohnte aber bei der Mutter im Hause. Dieser Bengel trug auch seit Wochen eine silberne Uhr, die er zu Hause nicht sehen ließ. Auch war Hansens Papierschere an der Spitze umgebogen. Hatte damit der Junge den Schrank aufgemacht? Hansen teilte seinen Verdacht Fräulein Brigitta Rosenkille mit. Beide gingen, als der Junge schon zu Bett war, zu ihm und sagten ihm den Diebstahl auf den Kopf zu. Eingeschüchtert, gestand er die Tat. Ja, seit Monaten hatte er mit der Schere die Lade aufgemacht.

So, nun war Hansen fein heraus! Wenn er ausging, steckte er noch mehr Taschengeld ein, als sonst.

Das Verhältnis zu Anna Niepen wurde immer kühler, seitdem sie von Heiraten gesprochen hatte, bevor das Kind geboren werde. Heiraten, ja heiraten!

Anna reiste zu ihrem Bruder nach Friedrichstadt, wo sie einen Sohn gebar, der vom Pastor bei der Taufe eingetragen wurde als Sohn des „Postmeisters Hansens in Itzehoe“.

Anna wurde mit 100 Talern abgefunden, Hansens aber war nach der königlichen Verordnung vom 17. März 1838 der schimpflichen Kirchenbuße und der königlichen Brüche von 15 Talern verfallen. Die 15 Taler zahlte er, Befreiung von der Kirchenbuße bewirkte er in Kopenhagen durch Zahlung von 25 Talern 80 Schillingen.

Alle Beträge entnahm er der Postkasse; denn der junge Engelhardt war ja der Dieb.

Als eines Tages mit der Post von einem Herrn Hammer in Kopenhagen an Herrn Ganzland in Lübeck ein Brief mit 160 Reichsbanktalern in Bankbillets ankam, nahm Hansens das Geld und machte seine Kasse glatt. Als Anfragen aus Kopenhagen nach dem Verbleib des Geldes kamen, entnahm Hansens an den Briefen und Beuteln das Geld und deckte damit die vorher entnommenen Beträge.

Als nun aber einmal ein Beutel mit 1000 Talern in Hamburg nicht ankam, erfolgte eine Untersuchung und Hansens kam in Arrest. Vernommen wurden Schankwirt Raehler, Schreiber Kuhlfs und Prigitta Rosenkille.

Nun denunzierte Hansens den jungen Engelhardt als Dieb, gegen den nun auch die Untersuchung eingeleitet wurde. Frau Engelhardt wurde für den Verlust, den die Post erlitten, haftbar gemacht.

Zur Verteidigung des Hansens wurde der Regierungsadvokat F i n d e i s e n bestellt, der in dem Hause wohnte, welches heute Herrn Weinhändler Schach Hintern Klosterhof gehört.

Durch die lange Haft fühlte Hansens sich krank. Es wurde zu Dr. Petersen geschickt, der Reichenstraße 7, im Hause des Sattlermeisters F indelmann wohnte. Der Doktor stellte Brustfellentzündung fest und griff zu dem damaligen Allersweltheilmittel, dem A d e r l a ß.

Nach einigen Tagen sollte die Verhandlung beginnen, da, in der Nacht vom 16. zum 17. August war Hansens entwichen. Adresse unbekannt. Der Magistrat erließ einen Steckbrief im „Altonaer Merkur“, aber ohne Erfolg.

Den jungen Engelhardt soll man nach Amerika expediert haben.

Am Abend des Tages, als Hansens entwichen war, sagte Sielte Vanderob, als sie vom Wassersteg Wasser aus der Stör schöpfte, zu dem neuen Mädchen bei Frau Engelhardt: „Wie freue ich mich, daß Anna Riepen nicht Frau Postmeisterin geworden ist. Hübsch ist sie doch nicht für'n Penn. Sie bildete sich immer so viel ein auf ihre langen Haare; meine sind vielleicht noch länger!“

Und wie es doch sonderbar hergeht in der Welt! Kommt da vor einigen Jahren, so recht mitten in der Inflationszeit, eines Tages ein schwedischer Hauptmann a. D. mit seiner Frau zu mir, um für Zwecke seiner Familienchronik Nachforschungen nach einem hiesigen Postmeister Engelhardt, seinem Vorfahren, anzustellen.

Er hatte sich von Schweden aus diesbezüglich an die Regierung in Schleswig gewandt, die ihn an Itzehoe verwiesen hatte. Ich war in der Lage, ihn alles mitzuteilen, was ich vorstehend erzählt habe.

Der Hauptmann hatte sich hier fünf Tage lang mit seiner Frau in „Stadt Hamburg“ niedergelassen und kam täglich zu mir, um sich über Engelhardt und die frühere Post zu unterrichten, was dadurch erschwert wurde, daß er die deutsche

Sprache nur radebrechte. Er wußte, daß man den Kadett Engelhardt nach Amerika geschickt hatte unter dem Namen „Scheel“. „Und nun denken Sie an“, sagte er, „Scheel heißt im Schwedischen Spitzbube! So hat die Mutter einen damals in Itzehoe recht gangbaren Namen für ihren Sohn gewählt und nicht gewußt, daß sie ihn damit als Spitzbube taufte, was der Junge ja auch war“. Der Hauptmann erzählte dann weiter, daß er mit seiner Frau seit fünf Monaten in Deutschland reise, hier alte Waffen, Gemälde usw. aufkaufe, die er über Kiel mit nach Schweden nehmen wolle. Wegen des hohen Kursstandes der schwedischen Krone könne er sich das erlauben. Für sein schwedisches Geld habe er sich zahlreiche Kunstgegenstände und feinste Mobilien gekauft, die aus den Schlössern in Kurland und Livland stammten, deren vorherige adelige Besitzer von den Russen entweder vertrieben oder erwordet waren.

Ganze Schiffsloadungen solcher Sachen, sagte er, seien aus den Ostseeprovinzen nach Stockholm geschafft und da zu Spottpreisen verkauft von den Räubern, Mördern, Spitzbuben und Schiefern, von welcher Sorte es in Deutschland ja auch überreich geben solle, wie ihm erzählt sei. Er sei vor Jahren vom schwedischen Kriegsminister beurlaubt gewesen, bei einem preussischen Regiment zu Informationszwecken Dienst zu nehmen. Da habe er neben der Tüchtigkeit den Kameradschaftsgeist des deutschen Offizierskorps und die Ausbildung des deutschen Soldaten kennen und bewundern gelernt.

Wie Schweden über Deutschland denkt, sagte er, kann keiner meiner Landsleute ihnen besser sagen, als unser großer Forscher Sven Hedin. Ihm ist Deutschland zum Glaubensartikel geworden.

Nun wollen wir Postmeister Hansens und Kadett Engelhardt ihrem Schicksal überlassen und die Reichenstraße verlassen. Da treffen wir Ecke Reichenstraße und Marktplatz den alten Herbergswirt August Mehrstedt. Den werden Sie, verehrter Leser, doch noch gekannt haben? Er trug ja immer eine große Hornbrille, aber nicht wie andere Menschen vor den Augen und auf der Nase, sondern hoch oben auf der Stirn, anders konnte er nicht sehen, nicht lesen und nicht schreiben. Er war 1818 im hannoverschen geboren und von Profession eigentlich Bäcker. Erinnern Sie nicht das große Schild rechts von der Tür mit dem mächtigen Kringlel darauf, wie es heute solche gar nicht mehr gibt?

Wie sah dieser Kringlel leder aus! So butterig, mit Korinthen darin und aufgestreutem Zucker! So natürlich gemalt, daß am Montage die Fliegen und großen Brummer von den Fischkörben wegschlugen, sich auf den Kringlel setzten und anfangen, daran zu lutschen.

Baden tat Mehrstedt nicht mehr, das Brett mit dem Kringlel blieb aber hängen.

Er hatte eine Herberge. Es wäre interessant, zu wissen, wieviel Tausende bei ihm genächtigt haben, Handwerksburschen, Orgeldreher, Warenauführer, Italiener mit Luftballons, Waldteufeln und Mühlen aus bunten Federn, Händler mit Mäusen und Rattenfallen.

Wenn die Zureisenden abends ihre Rocktaschen leerten, die weit abstanden von all den Butterbröten, die sie sich zusammengekokhten, dann bekamen sie dafür Bratkartoffeln und einen kleinen Rümmele. Am andern Morgen holten sie sich vom Rofschlächter ein Pfund Pferdegehacktes, nahmen bei Mehrstedt für 20 Pfennig Rümmele in der Flasche mit und begaben sich weiter auf die Walze.

„Herr Sekretär“, sagte Mehrstedt, als wir ihn begrüßten, „die Welt wird von Tag zu Tag schlechter. Ich will aber ehrlich bleiben, was ich mein Lebtag gewesen bin!“

„Wie meinen Sie denn, Herr Mehrstedt, daß die Welt schlechter wird?“

„Ja, sehen Sie“, sagte er, „ich gebe abends zu Bratkartoffeln einen kleinen Schnaps, aber echten. Was tun die Zugeretzten nun? Sie gehen dahin (und er zeigte mit dem Daumen über die Schulter), wo sie für einen Groschen ein volles Trinkglas voll bekommen. Sie verzichten dabei das Gesicht und reiben den Magen mit beiden Händen, denn so kratzt das Zeug, denn es ist Fusel mit — — — spanischem Pfeffer! Aber so wollen sie es haben, es soll kratzen und dann wollen sie bei mir Bratkartoffeln ohne Kümmel essen. Dabei kann ich nicht bestehen. Aber ich bleibe meinem Grundsatz treu: kleiner Kümmel, aber gut!“

Der alte brave Mehrstedt hatte ja so unrecht nicht, wenn er in solchem unlauteren Wettbewerbs das Sinken der Geschäftsmoral erblickte und daraus dann den moralischen Niedergang der Menschheit ableitete.

Der alte Mehrstedt hat mich oft an unseren früheren städtischen Nachtwächter Lembke erinnert, der während der Kriegsjahre im St. Jürgensstift starb.

„Herr Sekretär“, sagte er, „daß Krieg kommen werde, habe ich längst gewußt, es mußte Krieg kommen!“

„Woran konnten Sie das denn sehen, Herr Lembke?“

„Woran ich das sehen konnte? Alle Dienstmädchen hatten vor dem Kriege ja so hohe Hacken (und er zeigte an den Fingern der linken Hand, wie hoch). Daß sowas nicht bestehen konnte, ist ja klar, und habe ich immer gesagt, wenn es anders werden sollte, müsse erst Krieg kommen!“

Wie der alte Mehrstedt aus dem Sinken der Geschäftsmoral, so leitete Lembke den moralischen Niedergang der Gesellschaft daraus ab, daß die Heppigkeit oben bereits die niedere Gesellschaftsklasse, das Dienstpersonal, ergriffen habe.

Gut, daß Lembke tot ist und nicht mehr prophezeien kann, sonst würde er aus den heutigen noch höheren Hacken und den zeisigbunten Kleidern wieder ein Unglück deuten.

Es ist besser, daß man nicht alles vorher weiß!

Unsere Glücksgalofchen lassen wir wieder in der Viehmarkthalle stehen zu einem dritten Gange durch die Reichenstraße.

### Dritter Gang durch die Reichenstraße

Wir kommen auf unserm Gange bei dem Gebäude der Aisenschen Konsumanstalt vorbei, ziehen schnell unsere Glücksgalofchen an und begeben uns in denselben in das Jahr 1659. Da sehen wir denn, daß ein Claus Haß hier wohnt, der einen Garten hat, der hinterwärts bis an die Stör reicht, ferner einen Stall und ein Brennhaus. Vielleicht wegen dieses Brennhauses hieß die Straße, die nun den Namen Salzstraße führt, Brannwienstrang.

Im Jahre 1674 ging das Grundstück an Claus Haß jun., sicherlich den Sohn, über. Auf diesen folgen 1696 Johann Meier und 1725 Christian Meier. Nach 9 Jahren war ein Andres Leibers Eigentümer, der auf dem freien Platz hinter seinem Hause ein großes Gebäude mit Keller errichtete und diesen Neubau mit dem Vordergebäude räumlich verband.

Auf Leibers folgte 1756 Joachim Christopher Klock und auf diesen 1771 die Stadt Ipehoe. Es war nicht festzustellen, zu welchem Zweck die Stadt das Grundstück erwarb. Die Stadt hat es nur zwei Jahre besessen und dann 1773 an die Witwe des Generalleutnants von Gaehler abgetreten. Auf diese folgte 1794 der Kaufmann Carsten Hinrich Meyer, der sehr reich war, viele Kostbarkeiten und eine reiche Bibliothek hatte und sehr alten Ipehoern noch als „Loden-Meyer“ in persönlicher Erinnerung sein dürfte. Nach seinem Tode kam 1873 die Stadt wieder in den Besitz, die es 1875 an den Schlossermeister Heldt auf der Burg verkaufte. Heldt geriet in Konkurs. Durch Verkauf des Grundstückes an die Firma Aisensche Portland-Cementfabriken blieben glücklicherweise Stadt und Meyerstift vor Schaden bewahrt.

Gehen wir weiter bis zur „Hamburger Herberge“, wie das heutige „Stadt Hamburg“ ehemals hieß. Dies Gasthaus bestand schon, als die Stadt 1657 eingekauft wurde. Im Jahre 1659 besaß es ein Daniel von Duxten mit Garten und zwei Ställen. Auf ihn folgte 1669 Hinrich Schackl und 1675 Johann Meinde. Nach diesen waren Eigentümer 1683 Peter Schmid und 1726 Hermann Vogt und nach diesem hat es 1738 Peter Schmid Witwe wieder angetreten, vermutlich als Hypothekengläubigerin. Wenn nun 1779 eine Margaretha Schmidten folgt, so ist dies offenbar eine Tochter der Witwe Schmid. Im Jahre 1784 geht das Grundstück an Johann Jakob Schander und 1798 an Johann Peter Schander über, auf den 1806 Johann Ludwig Berghofer folgt. Nun wechseln in rascher Folge von 1840 bis 1843 Ferdinand Gries, Heinrich Friedrich Linden und Jul. Theodor Münch.

Erst mit Bernhard Theodor Hellmundt tritt 1852 ein ruhiger Fortgang des Hotelbetriebes ein, dessen guter Ruf sich unter dem langjährigen heutigen Eigentümer Emil Thielkow in Stadt und Land ständig vermehrt hat.

„Stadt Hamburg“ oder, wie es früher hieß, die „Hamburger Herberge“, ist im 30jährigen Kriege einmal der Schauplatz eines aufregenden nächtlichen Ereignisses gewesen.

Der Leser weiß noch von der Schulzeit her, daß dieser schreckliche Krieg von 1618 bis 1648 dauerte und daß auch Schweden zum Schutz der Protestanten in denselben eingriff. Als Schweden nun manche Erfolge auf dem Kriegsschauplatz hatte, konnte sein alter Widersacher, Dänemark, es ihm nicht gönnen, und war ihm, wo er konnte, entgegen. Schweden aber faßte den Plan, Dänemark zu überrumpeln, kam schnell mit einem Heer aus Schlesien herauf und rückte in Holstein, also Dänemark, ein. Das war im Jahre 1642. Der schwedische Oberbefehlshaber war Torstenson. Ipehoe und Hanerau wurden dem schwedischen Obersten Derfflinger überwiesen, der vor allen Dingen die Verpflegung der schwedischen Truppen sichern sollte. An Ipehoe erging der Befehl, dem Derfflinger die Stadt zu öffnen, d. h. die Neustadt, welche durch drei Zugbrücken einigermaßen geschützt war, während die Altstadt dem Feinde offen dalag.

Nun bekamen es die Einwohner mit der Angst, und das mit Recht, denn man hatte von den Plünderungen, Erpressungen und anderen Gewalttaten der verwilderten Söldnertruppen solch gruselige Dinge erzählen hören, daß, wer irgend konnte, fortlief in die Festungen Krempe, Glückstadt und nach Hamburg. Was man tragen konnte, schleppte man mit oder brachte es auf Schiffe, die längs der Stör und die Elbe hinauf nach Glückstadt fuhren.

Die Besatzungen in den Festungen Glückstadt und Krempe waren zu schwach, um das nicht befestigte Itzehoe schützen zu können, und so mußten Bürgermeister und Rat dem Feinde die Tore und Brücken öffnen. Dies geschah am 17. Dezember 1642, wobei bemerkt sei, daß der damalige 17. Dezember nach Annahme des verbesserten Kalenders im Jahre 1700 der heutige 27. Dezember ist.

Auf Bitten von Bürgermeister und Rat, doch schonam mit der Stadt und seinen Bewohnern zu verfahren, versprach und gab Derfflinger einen Schutzbrief, für den aber 4000 Taler oder 14 400 Mk. nach heutigem Golde gezahlt werden mußten. Um diese Summe zu beschaffen, wurden die städtischen Ersparnisse aus der Stadtkasse genommen und das fehlende geborgt.

Nun wurden 40 Dragoner von Derfflinger hier zurückgelassen zum Schutze der Stadt. Er selber hielt sich nördlich der Stadt auf, übte Erpressungen auf den Dörfern aus und brachte Pferde, Proviant und Gelder mit heim.

Er fürchtete Ueberfälle von Krempe und Glückstadt aus. Die Stör war zu gefroren. Damit der dänische Erbfeind nicht über das Störreiz laufen könne, mußten die Bürger rund um die Neustadt eine 12 Fuß breite Rinne in der Stör aufweisen und offen halten.

Am 15. Januar 1643 quartierte Derfflinger sich mit reichlich 250 Mann und vielen geraubten Pferden hier ein. Er selber wohnte in der Hamburger Herberge. Nach Krempe zu wurde fleißig gefundschaftet, ob der Däne auch wohl käme. Am 19. Januar abends ritt er noch selbst hinaus. Da sich nichts Verdächtiges bemerkbar machte, hielt er sich sicher und ging ruhig zu Bett.

Aber gerade in dieser Nacht wollten die Dänen von Glückstadt aus mit 800 Musketieren die Neustadt überrumpeln. Sie kamen mit drei Kanonen, Leitern und anderem Gerät, um über die Stör zu kommen. Um die Tore sprengen zu können, führten sie Petarden (Sprengbüchsen) mit sich. Es ist ja sicher, daß die geflüchteten Itzehoer die Dänen über die Verhältnisse in der Neustadt genau unterrichtet hatten, so daß der Anschlag vollkommen gelang, indem die Brücken und Tore eingeschossen, gesprengt oder mit Gewalt niedergerissen wurden. Die Dänen hatten sich in vier Teile geteilt und rückten so von vier Seiten (auch über die Störrinnen) in die Neustadt ein, wo nun der Kampf begann, in dem wohl 60 Schweden fielen, viele gefangenengenommen, Offiziere, 250 Reiter, etwa 1200 Pferde erbeutet wurden.

Derfflinger selbst und ein Major in der Hamburger Herberge, von dem Schießen und Lärm geweckt, sprangen aus ihren Betten, schlugen einen Schafpelz über ihr Hemd und um die nackten Beine, rannten an die Stör hinter ihrem Quartier und arbeiteten sich über die 12 Fuß breite Sisrinne nach den Malzmüllertwiesen hinüber, von wo sie dann in der Nacht bei der bittersten Kälte auf Breitenburg ankamen, welches von den Schweden bereits besetzt war.

So, nun war Itzehoe zwar die Feinde, die Schweden, Loz, und hatte dafür Dänen, die sich nun, gleichfalls verwildert, nicht wie Freunde und Beschützer, sondern wie Feinde betrugten, indem sie stahlen, was ihnen begehrenswert schien. Hätte Itzehoe nun Gewißheit gehabt, daß es in den Händen der Dänen bleiben würde, dann hätte sich allmählich Beruhigung eingestellt; aber die Furcht, daß Derfflinger sich diese Schluppe nicht würde gefallen lassen, war nur zu begründet.

Wer bisher nicht geflüchtet war, lief nun fort, die Häuser zurücklassend, in denen Schweden und Dänen bereits tüchtig aufgeräumt hatten.

Und wie begründet waren Angst und Flucht der Bürger: bereits am 23. und 24. Februar wurde die Stadt wieder von den Schweden besetzt, die nun ihre Wut an den wehrlosen Bürgern ausließen als Bewohnern einer dänischen, feindlichen Stadt.

Ihre Forderungen waren unerfüllbar; 20 000 Pfund Blei sollte Itzehoe nach Breitenburg liefern für die Kugelgießerei. Aber woher es nehmen? Von Türen, Fenstern, Ställen, Scheunen und Wohnhäusern waren bereits alle Blei- und Eisenteile gewaltsam heruntergerissen. Man konnte daher auch nur einen Teil des verlangten Bleies beschaffen.

Und wie wurden die armen Bürger gequält! Ich will zwei Zeitgenossen sprechen lassen, die uns an je einem Beispiel zeigen sollen, welche unmenschlichen Greuel im 30jährigen Kriege von den verlierten Soldnertruppen verübt wurden. Der eine, welcher eine solche Greuelsgene schildert, ist Moscherosch, der sich in seinen Schriften Philander von Sittewald nennt. Er schreibt:

„Weil nun von den Gefangenen keiner was versprechen wollte, da sollte man den Jammer gesehen haben, wie grausame Marter einem und dem andern angetan wurden. Dem einen wurden beide Hände auf den Rücken gebunden und mit einer durchlöchernten Ahle ein Roßhaar durch die Zunge gezogen, welches, so oft man es nur ein wenig auf- und abgezogen, dem elenden Menschen solche Marter verursacht, daß er oft den Tod gerufen, aber um jeden Schrei vier Streiche mit der Karbatsche auf die Waden aushalten mußte. Ich glaube, die Kerls hätten sich selber entleibet, wenn sie ihre Hände hätten gebrauchen können. Einem andern wurde ein Seil mit vielen Knöpfen um die Stirn gebunden und mit einem Knebel von hinten zu über dem Nacken zusammengedreht, daß ihm das helle Blut von der Stirne in den Mund, in die Augen und in die Nase floß. Ich erschraf ob dieser Plagen und unbarmherzigen Tirannei und bat den Soldaten, daß er doch an Gott und an sein Gewissen denken möchte und die armen unschuldigen Menschen mit der Marter verschonen. Er aber sprach, wer Mitleiden hat, ist des Teufels“.

Und ein anderer Zeitgenosse, Christoph von Grimmelshausen, beschreibt in seinem berühmten Roman „Simplicius Simplicissimus“ eine Plünderungsgene wie folgt:

„Das erste, was die Räuber taten, war nach Einstellung ihrer Pferde, daß sie die Hühner und Schafe nacheinander niedermegellen. Darnach hatte jeglicher seine besondere Arbeit zu verrichten, deren jede lauter Untergang und Verderben anzeigten. Während etliche ansingen, zu siedeln und zu braten, durchstürmten andere das Haus von oben nach unten; andere machten von Tuch, Kleidungen und allerlei Hausrat große Paden zusammen, als ob sie einen Kraummart anrichten wollten; was sie aber nicht mitzunehmen gedachten, wird zerstückt und zugrunde gerichtet; etliche durchstachen Heu und Stroh mit ihrem Degen, etliche schütteten die Federn aus den Betten und füllten Speck, Meißel und Gerät hinein, als ob alsdann besser darauf zu schlafen wäre. Andere schlugen Oefen und Fenster ein, gleichsam, als hätten sie einen ewigen Sommer zu verkündigen, Kupfer- und Binnengeschirr schlugen sie zusammen und packten die gebogenen und verderbten Stücke ein; Bettladen, Tische, Stühle und Bänke verbrannten sie; Häfen und Schüsseln mußten entzwei. Den Knecht legten sie gebunden auf die Erde, steckten ihm ein Sperrholz ins Maul und schütteten ihm einen Melkkübel voll garstiger Mistjauche in den Leib, das nannten sie einen „schwedischen Trant“.

Es ist durchaus anzunehmen, daß die Schweden auch hiesige Bürger durch ihren „schwedischen Trank“ gezwungen haben, ihre vergrabenen Wertsachen herzugeben.

Auch in unserer Laurentiikirche haben sie die Gräber aufgebrochen und Gold- und Silberschilder von den Särgen geraubt.

Und nun zum Schluß noch die Bemerkung, daß Georg Derfflinger, der aus der „Hamburger Herberge“ nur mit übergehängtem Schafspelz über das Störreis flüchtete, später der berühmte Feldmarschall des Großen Kurfürsten wurde und daß auch der Große Kurfürst einmal in Ikehoe war, um hier mit dem dänischen König Christian V. ein Bündnis abzuschließen. Das war im Mai 1682. Als er zurückreiste, wurde er am 9. Juni von den Hamburgern sehr gefeiert. An der Hamburger Grenze wurde er von den Ratsherren Köber und Meyer sowie vom Syndikus Scheele und einer Kompagnie hamburgischer Reiterei empfangen.

Wir lassen unsere Glücksgaloshen in der „Hamburger Herberge“ stehen und einem vierten Gang durch die Reichenstraße.

## Vierter Gang durch die Reichenstraße

Auf unserem Gange in die Reichenstraße werden wir an der Langen Brücke aufgehalten und veranlaßt, einen Augenblick in die Neustädter Apotheke des Herrn Fr. Drescher einzutreten. Der Besitzer möchte nämlich gerne etwas über die Geschichte seines Hauses erfahren.

Ja, dann hilft es nicht. Wir begeben uns in unseren Glücksgaloshen schnell in das Jahr 1659 hinein und stellen fest, daß dies große, vornehme Gebäude nicht, wie Herr Drescher meint, an der Krämerstraße, sondern vorne am Stintsteg und seitlich am Brannwiensgang liegt. So hieß nämlich früher der freie Platz bis an die Treppe an der Stör, weil hier die Stintfischer anlegten. Der Name „Brannwiensgang“ aber kam daher, weil der Besitzer der heutigen Alsenchen Konsumanstalt ein großes Brennhaus hatte.

Das Haus ist über 100 Jahre in der Familie van der Sloot gewesen, die sicherlich zu den begüterten, wenn nicht reichen, gehört haben wird.

Im Jahre 1659 wohnte hier ein Pide Feddes van der Sloot, auf den 1672 Dau Feddes van der Sloot, der Ratsherr oder, wie man damals sagte, Senator war. Dessen Sohn Pieter Feddes van der Sloot wohnte 1696 hier.

Dieser Pieter wäre nun gerne gewesen, was sein Vater früher war, nämlich Senator, aber das war nicht immer so leicht zu machen. Andere wollten das auch werden, denn es gab Ansehen, nicht nur in der Stadt, sondern sogar in der Kirche, wo der Herr Senator einen eigenen Stuhl hatte. Pieter war verheiratet mit einer Tochter von Nikolaus Langerhans, der in der Neustädter Apotheke unter Schmiedling Gehilfe gewesen, dann Drogist und zuletzt Besitzer der heutigen Altstädter Apotheke war.

Pieter schrieb nun einen Brief an die dänische Kronprinzessin und bat sie, ein gutes Wort beim Magistrat für ihn einzulegen, daß er zunächst Vize-Ratsherr werde. In der Gewißheit, daß man solcher Empfehlung schon Rechnung tragen müsse, ließ der Wittsteller voreilig hier und da, bald im Ratskeller, bald in einer anderen Weinschenke merken, daß er bald auf einem Ratsstuhl sitzen werde.

Aber die Herren im Senat waren garnicht geneigt, sich den Herrn als Kollegen aufdrängen zu lassen; sie schilderten ihn in Kopenhagen bei der Regierung und noch durch besondere Schreiben bei den Geheimräten als einen unreifen, verschwenderischen jungen Menschen von 25 Jahren, der sich für den Posten eines Senators nicht eigne. Der Herr Pieter ist demnach auch kein Senator geworden.

Nach seinem Tode bewohnte seine Witwe das Grundstück weiter. Sie verheiratete sich dann wieder mit einem Kanzleirat Mohr und blieb in ihrem Hause. Aus dieser Ehe wird ein Sohn, Ernst Ulrich Mohr, stammen, der 1766 das Grundstück besitzt, aber schon nach einem Jahre, nämlich 1767, einem Ernst Ulrich Görßen Platz macht. Nach 8 Jahren, 1775, gehört es der Witwe des Generalleutnants Gaehtler, die auch das Haus Reichenstraße, die heutige Alsenche Konsumanstalt, besaß. Auf sie folgt 1794 die Witwe des Hinrich Reimers und auf diese 1812 Karl Georg Kohlmeh. Nun folgen 1827 Jakob Ohde, 1840 Peter Siemen, 1842 Johann Göstrup und 1846 Bäckermeister Friedrich Wilhelm Vorchers, auf den 1875 als Testamentserbe der praktische Arzt Dr. Vorchers in Hohentvedt folgt. Im Jahre 1892 war der Bäcker Albert Vorchers Eigentümer, von dem 1895 Apotheker vom Berg das Grundstück erwarb, um seine Apotheke aus der räumlich ungünstigen Lage Reichenstraße 9 mit Genehmigung der Regierung hierher zu verlegen. Nach dem Tode des Herrn vom Berg hat dessen Witwe den Apothekerbetrieb sowohl wie das Grundstück an ihren jetzigen Ehemann Herrn Fr. Drescher verkauft.

Indem wir Herrn Dreschers Apotheke am Stintsteg verlassen und weitergehen wollen, sehen wir den Bäckermeister Carstens vor seiner Tür stehen, der auch gern ein Wörtlein über sein Grundstück gehört hätte, von dem, seinem altherwürdigen Aussehen nach zu urteilen, angenommen wird, daß es älter sei, als die Apotheke. Das stimmt nicht, es ist jünger. Es wurde, wie die meisten Häuser der Stadt, 1657 von den Schweden niedergeschossen.

Während das jetzige Apothekerhaus bereits 1659 wieder aufgebaut wurde, blieb diese Brandstätte wüst liegen. Vielleicht war der Abgebrannte verzogen und hatte anderswo sein Fortkommen gefunden und er hatte kein Geld zum Neubau. So ging es vielen hiesigen früheren Hausbesitzern. Sie ließen die Brand- und Wurststellen wüst liegen, bis sich ein günstiger Fall entweder zum Verkauf oder Neubau bot. Dies heutige Carstensche Grundstück hat volle 40 Jahre (bis 1697) wüste gelegen.

Da erwarb es Pieter Feddes van der Sloot, den wir ja schon kennen als Schwiegersohn von Nikolaus Langerhans und als denjenigen, der so gern Ratsherr werden wollte. Dieser konnte die wüste Brandstelle immer aus seinem Fenster sehen. Geld hatte er, bauen mochte er auch gerne, und wenn er hier nun einen Neubau errichtete, so gab das Ansehen und konnte auch was einbringen.

Also baute Pieter 1697 das heutige Carstensche Haus. Er wohnte nicht selbst darin. Er wird es 1699 an Hans Hinrich Melet verkauft haben. Im Jahre 1728 ist Detlev Christian Timm der Eigentümer, dem 1737 Hans Glöje folgt.

Dieser Glöje wird sich auf seinem Grundstück beengt und beschränkt gefühlt haben, da er nach hinten hinaus keine Bewegungsfreiheit hatte; denn diese Hinterfläche gehörte Peter Westmacker, der Glöje gegenüber wohnte in dem früher Schlächter Wilkensschen Hause (heute Kaufmann Paniers Lagerraum).

Wettmayer war Amtsschuster und hatte auf besagter Fläche eine Kohgrube. Er verkaufte nun dem Glöze einen 14 Fuß breiten Streifen für 200 Mark Lübsch für einen Stallbau.

Vom Jahre 1776 an begegnen wir bis heute auf dem Grundstück nur der Familie Carstens, ob in gerader Linie oder auch in Seitenlinien, muß der Familienforschung überlassen bleiben. Wir finden hier 1776 Hinrich Carstens, 1806 Paul Christian Carstens, 1816 Wittve Cäcilie Carstens, die dann einen Hans Maas jr. heiratete, 1843 die Gebrüder Peter Friedrich und Carsten Carstens, denen am 14. September 1906 der heutige Bäckermeister Simon Martin Heinrich Carstens als Sohn und Erbe im Besitz folgte.

Wer sich klar macht, daß in dem seit 1897 fast unverändert gebliebenen Gebäude in einem Zeitraum von 150 Jahren die Familie Carstens in dem erworbenen bzw. ererbten Besitz von Generation zu Generation verblieben ist, kann nur mit einem Ehrfurchtsgefühl vor solchem Hause und seinen Besitzern stehen. Im Festhalten am erworbenen oder ererbten Besitz liegt auch eine sittlich veredelnde Kraft. Kann die Statistik wohl Ziffern angeben für den Segen, der den Kindern erwächst in einem Hause, wo jeder Raum, jeder Stuhl, jedes Bild ein Stück Familiengeschichte erzählt von Großeltern und Urgroßeltern? Wo die Familienbilder zu Mitbewohnern der Räume geworden sind?

In solchen Häusern gedeiht Familientradition, Heimatsgefühl und daraus entspringend der Sinn für die Geschichte der großen Welt.

Nun müssen wir uns aber beeilen, um in die Reichenstraße zu kommen.

Raum dort angelangt und bis nach „Stadt Hamburg“ gekommen, werden wir gefragt, weshalb denn die dort abzweigende Straße „Salzstraße“ heißt.

Das wollen wir noch schnell mitteilen.

Der Salzhandel war hier in früheren Zeiten ein blühender Handelszweig; bereits in einer lateinischen Urkunde vom 14. Juni 1577 wird die „Saltstraße“ erwähnt, an welcher die Salzschiffe zum Löschen anlegten. In einem Schriftstück vom 21. Januar 1597 meldet der Rat zu Lüneburg dem Bürgermeister und Rat der Stadt Itzehoe, daß sich seit einiger Zeit in dem Lüneburger Salz, das von altersher nach Itzehoe eingeführt werde, ein Mindergewicht im Handel gezeigt habe. Jetzt aber solle nach Vereinbarung mit Hamburg jede Tonne ein Schiffsfund (das sind 20 Liespfund oder 280 Pfund) enthalten und mit „X O“ gezeichnet sein. Um zu garantieren, daß in die Herzogtümer Schleswig-Holstein nur unverfälschtes Lüneburger Salz komme, verordnete der dänische König Friedrich IV. den 9. August 1712, daß solches Salz in richtigem Gewicht und in vorgeschriebener Verpackung nur durch bestimmte Kommissarien eingeführt und abgegeben werden dürfte, und zwar in Itzehoe die Tonne zu 11 Mark 80 Schilling. Es gab „gutes“ und „schlechtes“ Salz; gutes wurde in Tonnen mit acht Bändern versandt. Wo in Hamburg schlechtes Salz angetroffen, wurde es konfisziert und dem Waisenhaus überwiesen.

Nach dem Stapelrecht, welches am 13. Januar 1260 verliehen war, durften ohne Zustimmung des Magistrats keine Waren auf der Stör 3 Meilen im Umfang verschifft werden. Als nun im Jahre 1713 ein mit 12 Last Salz beladenes Schiff hier ankam und nach Kellinghusen weiterfahren wollte, weil es an den dortigen Kommissar adressiert war, ließ der Magistrat es anhalten und an der Weiterfahrt hindern. Das Salz war für das Amt Rendsburg bestimmt. Nun entstand mit der Regierung ein umständlicher Schriftwechsel. Von Glückstadt aus wurde die Stadt angewiesen, das beschlagnahmte Salz freizugeben.

Durch Verordnung vom 29. Oktober 1726 wurde der Preis für eine Tonne Salz in Itzehoe auf 9 Mark 9 Schilling festgesetzt.

Am 9. September 1737 ging beim hiesigen Magistrat ein königliches Schreiben vom 30. August ein, nach welchem in Kopenhagen „unter göttlichem Segen“ ein Salzwerk eingerichtet sei, aus welchem vom folgenden Jahre ab das Salz anstelle des Lüneburger zu entnehmen sei. Dies neue Salzwerk wurde jedoch 1741 wieder aufgehoben. Von 1758 an mußte dann das Salz aus dem Salzwerk in Oldesloe bezogen werden, sofern gegen Preis und Güte Einwendungen nicht zu erheben seien.

Wenn englisches Seesalz einging, mußte es mit dänischen Maßen zum Zweck der Verzollung von Zollbeamten gemessen werden.

Zur Beförderung des Absatzes von Oldesloer Salz in einer Menge von 10 000 Tonnen wurde in den Jahren 1786 bis 1788 wiederholt verfügt, daß bestimmte Mengen auf einzelne Distrikte zu verteilen seien; auf Itzehoe kamen 250, auf den Klosterdistrikt 50 Tonnen. Die Landbewohner mußten ihren Bedarf in benachbarten Städten und Flecken decken. Der Magistrat klagte wiederholt, daß die ihm überwiesene Salzmenge nicht abzugeben sei. Solche Klagen waren allgemein und veranlaßten Aufhebung der betreffenden Verfügung.

Der hiesige Waffenschmied Mohr in der Feldschmiede (heute das Gewese von Franciskowsh) erbot sich, eine Salzfabrik anzulegen, wenn ihm gestattet, würde, 300 000 Pfund Salzsteine gegen den halben Einfuhrzoll zu beziehen, was die Generalrentekammer in Kopenhagen ablehnte.

Der Kaufmann Klaus Martens im Sandberg Nr. 61 legte mit Privileg vom 31. Dezember 1833 eine Salzraffinaderie an. Er führte zu Schiff Steinsalz ein. Sein später gestellter Antrag, ihm die Saline „Travesalze“ zu Oldesloe zu verkaufen oder zu verpachten, wurde nicht genehmigt.

Diesen Herrn Klaus Martens werden alte Itzehoer noch erinnern. Er liebte Projekte und verteilte gerne bei solchen, die anderen mißglückt waren. Seine Kritik erweckte die Meinung, daß er alles besser wisse. Hierdurch empfahl er sich zum — Stadtverordneten, der er dann auch wurde. Er hat als solcher viel gesprochen, wobei ihm sein großes, rotfariertes Taschentuch unentbehrlich war, welches er im Westenschlitz auf der Brust trug, beim Sprechen hervorzog, damit seine schwachen Ausführungen verstärkte und selbstverständliche noch besonders betonte. Von seinem Notfarierten war er beim Sprechen abhängig, wie früher Schneidermeister Essenwein und Gasinspektor Schäff von ihrer Priße.

Einmal wünschte der Arzt, daß Klaus Martens etwa vier Wochen nach Büsum gehe, dort aber nicht zu viel Grog trinke. In Büsum traf er den hiesigen Gerichtsjekretär Stahl. Er freute sich darüber und bat, Stahl möge ihn lehren, wie Büsum eigentlich gebraucht würde. Stahl, ein langer Mann mit langen Beinen und flotter Spaziergänger, sagte: „Dann kommen Sie nur mit, Herr Martens!“ Sie gingen die große Strecke längs dem Seedeich bis nach Purrnurre und zurück. „Was kommt nun?“ jagte Klaus Martens. „Jetzt gehen wir wieder nach Purrnurre und zurück, dann ist Mittag!“, antwortet Stahl.

„Und heute nachmittag?“ fragt Martens. „Dann machen wir es ebenso“, entgegnet Stahl.

„Mein lieber Stahl“, sagt Martens, „der Doktor hat gesagt, ich solle nach Büsum, aber nicht nach Purrnurre, vom Laufen hat er auch nichts gesagt. Ich will mich hier nicht umbringen lassen von Ihnen. Ich gehe nicht wieder mit, ich bleibe in „Stadt Hamburg“ und trinke einen Grog. Das einzige, was der Doktor verordnet hat, ist, nicht zu viel!“

Klaus Martens ist nur noch einmal wieder am Strand und am Hafen gewesen, als nämlich ein Krabben Schiff einlief. Da hat er den Schiffern, mit dem Kottkarierten in der Hand, erzählt, daß die Isehoer eine blühende Dampfschiffverbindung mit Hamburg hätten haben können, wenn sie ihn rechtzeitig gehört hätten. Aber, die wären zu rückständig!

Es existierte hier auch eine Dampferfahrt nach Hamburg; im Jahre 1841 ging das erste Dampfschiff „Primus“ nach Hamburg ab. Auf die Dauer war das Unternehmen nicht rentabel.

Nun müssen wir unsern Gang beenden und, was noch über die Reichenstraße zu sagen ist, bei anderer Gelegenheit berichten.

Unsere Glücksgaloshen lassen wir in „Stadt Hamburg“ stehen.

## Ein Gang durch die Kapellenstraße

Früher unterschied man die kleine und die große Kapellenstraße. Geht man über die Lange Brücke längs der Krämerstraße, die Reichenstraße links liegen lassend, dann gelangt man zu dem ersten Eckhaus der Kapellenstraße, vor dem man unwillkürlich verweilt, weil aus demselben solch appetitreizender Duft von frischem Schwarzbrot, warmen Semmeln, Butterzwiebacken und Konditorwaren strömt, denn es ist das Haus des Bäcker- und Konditormeisters **Werner Maas**.

In unseren Glücksgaloshen, die wir inzwischen angezogen haben, begeben wir uns einige 100 Jahre zurück und sehen uns dies Grundstück im Jahre 1670 an. In diesem Jahre wohnte daselbst ein Peter **Mestmacker**, der später auch ein Haus in der Wallstraße hatte, da, wo nun **Karismann Paniers Lagerhaus** ist.

Es ist möglich, daß **Mestmacker** Ecke Kapellenstraße schon 1657 wohnte und sein Haus im Schwedenkriege niedergeschossen wurde; dann hat es aber als wüste Wurtstelle bis 1670 unbewohnt dagelegen, wie dies nach dem großen Brande so oft vorkam. Es war ein großes Grundstück mit Speicher und einem Wassergang bis zum Steg an der Stör. Brunnen und Pumpen gab es in der Neustadt nicht, die Bewohner daselbst mußten ihr Wasser vom Steg aus der Stör schöpfen und den Steg dann gemeinsam unterhalten. „Dieser Wassergang wurde vermöge der a Magistratu et octoviris (d. h. Magistrat und Aeltermänner) am 18. April 1766 gefaßten Resolution aufgehoben“. Die Hausbewohner wurden nun dem Wassersteg am Krähnplatz angeschlossen.

Auf **Mestmacker** folgte 1694 **Johann Hinrich Friedrich Köller**. Dieser hatte Gelegenheit, im Jahre 1703 sein Grundstück bedeutend zu vergrößern. Es hatte nämlich neben ihm, aber an der anderen Seite, an der heutigen Krämerstraße (damals Schmiedestraße geheißt), ein **Konsul Ericus Mauritius** gewohnt, dessen Haus ebenfalls 1657 eingeweiht wurde. Der **Konsul** ließ die Brandstätte liegen, da er als Kanzler in die Regierung zu Glückstadt berufen wurde. Ein **Paul Lucht** kaufte 1694 die Brandstätte von den Erben des **Konsuls** für 50 Mark Lübsch und machte nach wenigen Jahren Konkurs. Ein Haus war auch jetzt noch nicht gebaut.

Nun war 1699 der damalige erste Bürgermeister **Hermann Schmiedling** gestorben und hatte zwei unversorgte Töchter, **Margareta** und **Anna Christine**, hinterlassen, die vermutlich zu Spekulationszwecken aus dem **Luchtschen** Konkurse

die Brandstätte erwarben. (**Schmiedling** war anfänglich Apotheker in der Neustadt. Ein Oelporträt von ihm hängt noch in Herrn **Dreschers** Apotheke.) Von diesen beiden Fräulein **Schmiedling** kaufte nun zur Vergrößerung seines Besitzes der oben genannte **Köller** die wüste Wurtstelle, so daß wir es von nun an nur noch mit dem einen Besitz zu tun haben. Auf **Köller** folgte 1741 ein **Jürgen Maas**, und auf diesen 1781 ein **Nikolaus Schwend**. Auf **Swend** folgten 1799 **Nikolaus Asmus**, 1816 **Michel Wittmack**, 1835 **Hinrich Maas**, 1876 **Heinrich Maas**, 1913 dessen Witwe **Frau Elise Maas** und 1925 der Sohn **Werner Maas**, der, wie es sich für einen vorwärtsstrebenden jungen Betriebsnachfolger und Sohn gebührt, den väterlichen Betrieb alsbald zeitgemäß modernisierte und dabei in seiner geschäftsklugen Frau Mutter **Frau Elise Maas** (die inzwischen von der Handwerkskammer in Altona den Meistertitel erhalten hatte und heute Ehrenmitglied der Väterinnung ist) seine beste Gehilfin fand.

Gehen wir nun einige Schritte weiter. Da es uns aber der Backstubengeruch bei **Meister Werner Maas** angetan hat, bleiben wir abermals vor einem ehemaligen **Väterhause** stehen, nämlich vor dem des alten **Vater Mahnde**. Wer hat nicht **Vater Mahnde** gekannt?

Auch dieses Haus wurde 1657 von den Schwedischen glühend gemachten Kugeln eingeweiht, aber bereits 1659 wieder bewohnt. Es wohnte ein **Jürgen Ahrens** darin, der es 1719 an **Nikolaus Dingel** abtrat. Wenn man in den **Dingelschen** Garten trat, dann kam man hinten an die Gartengrenze des **Konrektors** der Lateinschule, die an der Schweinestraße (heute Schulstraße) lag. Mit großem Mißtrauen beobachtete der **Konrektor**, daß **Dingel** in seinem Garten ein stallmäßiges Schauer hatte. Was wollte **Dingel** damit? Schweine halten oder anderes Viehzeug? Dann würden die Düfte und das Geschrei davon in des **Konrektors** Garten, Haus und wohl gar Studierstube dringen. Der **Konrektor** machte Anzeige und alsbald erfolgte die entscheidende Sitzung im Rathause, über die folgende Eintragung niedergeschrieben wurde:

„Anno 1743 den 25. September in Senatu.

Erschienen die p. t. Schulen-Vorsteher **Peter Kündiger** und **Eler Offe**, Citantes wider **Nikolaus Dingel**, Citatum, wegen des von letzterem in seinem Hofe errichteten Schauers, da denn **Nikolaus Dingel** sich erklärte, solches Schauer nicht anders, als so zu gebrauchen, daß davon kein Middel (Jauche) oder anderer Unflat und Wasser nach dem Garten des Herrn **Konrektors** und Friedigung abfließen könne, womit Citantes friedlich gewesen.

Actum Isehoe, ut supra.“

Nach **Dingel** besitzt dann 1763 **Anna Margareta Dingel** das Grundstück. Von ihr geht es an **Johann Christoph Reinede** und 1765 an **Hans Tredde** über. Im Jahre 1773 ist **Hans Jürgen Schlüter** der Eigentümer und 1806 **Peter Wilhelm Schlüter**, von dem es dann 1817 **Johann Hinrich Lemke** erwirbt.

Auf dem Grundstück ruhte eine doppelte Deichlast, einmal die Beitragspflicht für 7 Fuß Deichlänge am **Münsterdorfer Deich** und sodann die Unterhaltungspflicht für 14 Fuß Deichlänge jenseits der Sägemühle (heute die Dampfmühle des Herrn **Hülcher**). Ferner ruhten seit 1813 76 Reichsbanktaler

**Kronn. Spaziergänge durch Alt-Isehoe**

77 Bankschilling Reichsbankhaft oder sogenannte gezwungene Anleihe auf dem Grundstück. Von Lemke erwarb 1845 der Bäckermeister Johann S. Mahnde das Grundstück.

Derselbe war 1816 in Kellinghusen geboren, hatte daselbst in drei Jahren die Bäckerei erlernt und darnach 10 Jahre in Itzehoe als Geselle gearbeitet. Nachdem er am 3. April 1845 sein Meisterstück gemacht, ließ er sich an demselben Tage Kapellenstraße 18 als Meister nieder. Hier hat Vater Mahnde 50 Jahre rüstig gearbeitet und dann am 3. April 1895 als Senior der Bäckervereinigung Itzehoes sein 50jähriges Meisterjubiläum gefeiert. Bei der Feier wurden ihm ein Ehrendiplom vom Provinzialverbande „Norden“ und von anderen Seiten sinnige Geschenke überreicht. Ein Fackelzug fand ihm zu Ehren statt, bei dem die sämtlichen Bäckerlehrlinge und Gesellen in weißen Anzügen erschienen. In „Stadt Hamburg“ wurde ein Kommerz arrangiert, auf dem gesungen und geredet wurde. Ein Postbote folgte dem andern mit Briefen, Karten und Telegrammen.

Nur noch ein Jahr nach diesem Feste lebte der Jubilar, 1896 ging er, 80 Jahre alt, zur letzten Ruhe ein.

Bestattungsnachfolgerin wurde seine Tochter Emilie Mahnde. Seit 1907 hat nun die Enkelin, Frau Wilhelmine Krauß, das Grundstück inne.

Wenn sie, Frau Krauß, einen Extragenuß sich verschaffen will, dann setzt sie sich in der Dämmerstunde in Großvaters Lehnstuhl und läßt in der Erinnerung den 3. April 1895 wieder lebendig werden mit dem Kommerz, dem Fackelzug, den Telegrammen, dem Gesang und den Reden zu Ehren von Vater Mahnde.

Nun gehen wir einige Schritte weiter und stehen vor der St. Nikolai-Kapelle am Markt, die 1873 an den Bauunternehmer Einsfeldt in Kellinghusen für 2140 Mk. verkauft und abgebrochen wurde. Herr Einsfeldt hatte viele Freunde, die sich bereit erklärten, den Turm mit herunterzureißen und darnach an einer Feier in „Stadt Hamburg“ teilzunehmen.

So viel ich erinnere, waren es 21 Herren, die sich auf dem Marktplatz einfanden. Eine ungeheuer lange Leine wurde um die Turmspitze befestigt und dann über den Marktplatz hinweg bis nach „Stadt Hamburg“ geleitet. Die 21 Herren saßen krampfhaft die Leine an und kommandierten: „Hoil hopp!“ Besonders der eine Herr an der Spitze, offenbar als Höchstkommandierender sich fühlend, hatte die lauteste Kommandostimme. Als nun endlich der Turm der Länge nach über die Straße hinweg auf den Marktplatz fiel, lagen 20 Mann auf dem Rücken, nur Nummer 21, der Höchstkommandierende, blieb zur allgemeinen Verwunderung kerzengerade stehen. Es wurde die Vermutung ausgesprochen, daß er gar nicht mitgezogen, sondern nur gerufen und keinen Mut habe. Diese Beschuldigung hat er nachher beim Biertrinken aber beweiskräftig widerlegt. Die St. Nikolai-Kapelle soll im 13. Jahrhundert als Nebenkirche der St. Laurentii-Kirche erbaut und dem Schutzpatron der Fischer und Schiffer, St. Nikolaus, geweiht gewesen sein. In der Neustadt wohnten viele Fischer und Schiffer, die es für zweckmäßig hielten, sich mit ihrem Schutzheiligen gut zu stehen, damit er ihnen reichliche Fänge und glückliche Fahrt beschere. Die Fischerstraße wird wohl die älteste Straße in der Neustadt sein.

An der Kapelle wirkte ein Geistlicher, der zugleich Leiter der Lateinschule (hinter der Kapelle) und Montagsprediger in der Kapelle war. Er dürfte auch Vikar an der katholischen Hauptkirche St. Laurentii gewesen sein, in der gegen 20 Geistliche an 18 Altären Messe lasen zum Besten der Seelen des Stifters der Vikarie oder seiner Angehörigen. Die Bezahlung solcher Geistlichen war dürftig

und ging oft über 70, 75 bis 80 Mark im Jahre nicht hinaus. Es kostete damals aber auch nur eine Gans 2 Schillinge, ein fetter Lachs 8 Mark, und für 20 Eier zahlte man 1 Schilling. Der Leiter der Lateinschule und Montagsprediger hatte auch noch seine Schulgesellen und den Küster der Kapelle zu besolden.

Die Nikolai-Kirche wurde im Schwedenkriege 1657 eingeweiht, aber 1682 aus freiwilligen Beiträgen wieder aufgebaut. Sie hatte einen schönen schlanken Turm und war eine Zierde des Stadtbildes.

Für die zwei hiesigen, je acht Tage währenden Märkte im Frühjahr und im Herbst war die Kapelle von großer Bedeutung, weil vom Turm aus durch Glockengeläut und Ausstechen einer Fahne der Beginn des Marktes bezeichnet und nach acht Tagen durch Einziehen der Fahne das Markttende verkündet wurde. Da standen dann die Knaben haufenweise auf dem Marktplatz, um den wichtigen Marktbeginn zu begrüßen mit: „Rief, Rief, nu kommt de Fahn!“ Damals gab es aber noch kein elektrisches Licht, nur Tranlampen in den Buden, auch keine Lustschaukel und keine Gleitbahn; aber der Aktuar und Rechenmeister Jägermann aus der Feldschmiede zeigte während der Markttag eine Elektrifizierungsmaschine, an deren Konduktor er die Zuschauer mit dem Knöchel rühren ließ, bis sie „au“ schrien, und sich so eine Vorstellung davon machten, wie schmerzhaft es sein müsse, wenn ein richtiger Blitz in sie hineinfahren würde. Wand- und Zeugjuden aus Elmshorn, Glückstadt, Altona und Hamburg quartierten sich hier während der ganzen Marktzeit so zahlreich ein, daß man glauben sollte, alle Ruben, Simeon, Levi, Salomo, Nathan und Isak des ganzen Alten Testaments hielten hier einen Kongreß ab.

Unsere gute Kapelle konnte den ganzen Marktbetrieb aus nächster Nähe mit ansehen. Sie ist auch Zeuge gewesen, als 1808 hier Franzosen einrückten zum Schutze Dänemarks gegen England, das die dänische Flotte fortführe, damit Napoleon sie nicht bekomme. Die Kapelle war auch Zeuge, als nach dem Sturz Napoleon Bonapartes hier Russen, Kosaken, Spanier, Dänen und Schweden einrückten. Da wurde die Kapelle (in den Jahren 1808 und 1812 bis 1816) Heu-, Stroh- und Proviantmagazin, und hat sie von da ab bis zu ihrem Ende 1875 nur noch weltlichen Zwecken gedient, viele Jahre als Gefängnis. „Ge hett in' Loorn seeten“, hieß soviel als er hat im Gefängnis, im Turm der Nikolai-Kapelle, gefessen. Als 1657 die Kapelle von den Schweden eingeweiht wurde, lagen die Glocken zertrümmert in Schutt und Asche. Ein Jahr vor dem Wiederaufbau der Kapelle, 1661, ließ man aus den Glockentrümmern eine neue Glocke gießen, die dann beim Abbruch der Kapelle 1875 als Stundenglocke der Rathhausuhr Verwendung fand. Und als nun 1917, da wir im Kampfe gegen unsere weißen, braunen, gelben, schwarzen und karierten Feinde kämpften, ein Beamter nach dem andern aus dem Rathaus ins Feld beordert wurde, da erhielt auch eines Tages unsere gute Stundenglocke einen Stellungsbefehl. Glockenmetall tat not. Sie sollte an ihrem Teile mitkämpfen um Deutschlands Ehre gegen Lug, Trug und Mißgunst unserer Feinde.

Ich bin den Abend vor ihrem Abtransport zu ihr hinaufgestiegen, habe sie gestreichelt und mir gesagt: „Wie vergänglich ist doch alles! Nun muß die gute Glocke, die seit 1661 so viel Freud und Leid in ihrer Höhe miterlebt hat, sterben, aber Gott sei Dank, nicht unrühmlich, sondern auf dem Felde der Ehre, gleich so vielen teuren Itzehoern!“

Ich habe mir die Glocke dann noch still betrachtet und festgestellt, daß drei Kränze schön ziselierter Menschen-, Tier- und Pflanzenformen sowie folgende Umschrift sie umgaben: „Anno Christi 1661 hat E. E. Rat und Bürgerschaft all-

hier zu Ipehoe, nach dem in Anno 1657 erlittenen Kriegebrande diese Glocke durch Gottes Gnade wieder gießen lassen. M. Steffen, Wollow und Nikolaus Gage aus Lotrian haben mich gegossen“.

„Lotrian“ heißt so viel wie Lothringen. Denn der dänische König Christian IV., der die Festung Glückstadt anlegte, ließ „Stücken, Grapen- und Glockengießer“ aus Lothringen kommen, die in Glückstadt Stücken, d. h. Kanonen, gießen mußten.

Die beim Abbruch der Kapelle 1875 in der Kapelle vorhandenen zinnernen Altargeräte wurden im Rathause in Verwahrung genommen.

Schon oben sagten wir, daß die Kapelle zeitweilig Gefängnis war, und zwar für Zivil und Militär. Im Jahre 1846 saß der achtfache Mörder Timin Thode aus Kampen bei Weidenfleth darin. Er wurde 1867 im Gefängnishof zu Glückstadt hingerichtet.

Zuweilen aber auch war der Turm ein fideles Gefängnis, so Anfangs des Jahres 1848, als das Verhältnis der Herzogtümer Schleswig-Holstein gegen Dänemark ein immer gespannteres wurde.

Das Militär lag hier in Bürgerquartieren, das Antreten fand auf dem Marktplatz vor der Wache (heute Kastellanwohnung) statt. Ein dänischer Hauptmann tat sich täglich durch ein gewohnheitsmäßiges, gotteslästerliches Schimpfen hervor. Ein holsteinischer Soldat, Schröder aus Preetz, sagte eines Tages zu seinen Kameraden: „Wenn der Kerl morgen wieder schimpft, rufe ich Hurrah!“ Seine Kameraden rieten, das solle er man bleiben lassen, einige meinten, das täte er doch nicht. Aber sie tzierten Schröder schlecht! Ein Teufelskerl!

Als der Hauptmann den andern Morgen laut schimpfend ankam, ruft Schröder mit lauter Stimme: „Hurrah!“ Entsetzen auf allen Seiten! Einen Augenblick lautlose Stille. Dann aber wird Schröder abgeführt und in den Turm eingesperrt.

Da saß er nun, der Sünder! Vor jedem Fenster ein Gitter, und das war bitter.

Das schlimmste aber war, daß er morgen, als am Sonntage, im Thewes'schen Saale im Sandberg (heute Baumanns Gesellschaftshaus) zu Tanz wollte. Das hatte er nämlich seinen zwei besten Freundinnen fest versprochen. Diese zwei Freundinnen waren ein Geschwisterpaar, bei dessen Mutter in der Kapellenstraße Schröder in Bürgerquartier lag. Es waren zwei schöne Mädchen (was nicht auffällt, denn es hat in der Kapellenstraße immer nur schöne Mädchen gegeben).

Das Geschwisterpaar ist längs tot und es hat keinen Zweck, sie heute noch dem Leser mit Familiennamen zu nennen; sie mögen mit Vornamen Therese und Theodora heißen. Besonders Therese hatte es ihm angetan, die Dunkle mit den Funfelangen und in den Waden zwei Grübchen (die Heinrich Heine Spudnäpfe der Liebesgötter nennt). Aber uneigennützig und vorurteilsfrei, wie Schröder war, liebte er sie gleich beide; denn er konnte von sich sagen: „Mein Herz, das ist ein Bienenhaus, die Bienen drin, das sind die Mädchen; sie fliegen ein, sie fliegen aus, grad wie man's sieht beim Bienenhaus im Dörfchen und im Städtchen“. Und die beiden Mädchen teilten sich geschwisterlich in den schmucken Jungen, der nun im Turm saß.

Herse noch mall! Wenn er daran dachte, daß morgen bei Thewes ein anderer mit seinen Mädchen tanzen würde! Er wurde sentimental, nahm alle Lust und allen Schmerz zusammen und sang mit lauter Stimme durch sein Turmfenster: auf den Markt hinaus:

„Was nützt mich denn ein schönes Mädchen, wenn andre mit ihr spazieren gehn und küssen ihr die Schönheit ab? Woran ich meine, woran du deine, woran er seine Freude hat. Was nützt mich denn ein schöner Stiefel, wenn andre drin spazieren gehn und treten ihm den Absatz ab? Woran ich meine, woran du deine, woran er seine Freude hat. Wenn ich einst sterbe, laßt mich begraben und pflanzet mich auf meinem Grab Lavendel, Myrth' und Thymian, Damit ich einstens in meinem Grabe auch dann noch was zu riechen hab!“

Benachbart wohnende Knaben, die Schröder sehr wohl kannten, liefen zu dem Schwesternpaar und erzählten: „Schröder sitzt in' Toorn un singt!“

Es dauerte nicht lange, bis Therese vor dem Gitter erschien und sich den Hergang erzählen ließ.

„Aber nur nicht ängstlich“, sagte Schröder, „morgen nachmittag 4 Uhr bin ich bei Thewes im Sandberg, um mit euch zu tanzen, nur müßt ihr mir meinen Zivilanzug hier durchs Fenster langens!“

Das geschah denn auch, und was Schröder versprochen hatte, das hielt er, denn den andern Nachmittag um 4 Uhr betrat er bei Thewes im Zivilanzug den Tanzsaal. Wie er das möglich gemacht, haben Therese und Theodora nie verraten, und ich kann schweigen. Diskretion Ehrensache! Schröder hatte eben mit Therese einen Galopp getanzt und wollte sich und seine Tänzerin an der Toornbank stärken, da stand da in voller Uniform sein Feldwebel! Erstaunen auf beiden Seiten!

Der Feldwebel fand zuerst die Sprache wieder.

„Schröder! Hoerfra komer De?“ (Schröder, wo kommen Sie her?)

Antwort: „Aus dem Turm!“

„Schröder, Det gaar ikke. En af os maa hore herfra“. (Schröder, das geht nicht. Einer von uns muß hier weg.)

Antwort: „Das sehe ich sehr wohl ein. Ich bleibe hier“.

Was blieb dem Feldwebel weiter über, als den Saal zu verlassen! Als er die Treppe hinabging, sagte er:

„De forbandete Døsker!“ (Der verdammte Dentschel)

Wem die Indisziplin des Schröder unwahrscheinlich vorkommen sollte, wolle bedenken, daß es im Jahre 1848 war, wenige Wochen vor dem 24. März, an welchem die Proklamation der schleswig-holsteinischen Regierung vom Kieler Rathause erfolgte.

Schröder drückte in seinem Verhalten lediglich aus, was jeder echte Schleswig-Holsteiner empfand und wollte:

„Los von Dänemark und  
ein Schleswig-Holstein op ewig ungedeckt!“

## Das Katasteramt, ein früherer Adelsfig.

Vor 300 Jahren hatten Adlige um und in Ipehoe viele Besitzungen. Es war damals eine sittlich wenig hochstehende Zeit, in der sich namentlich der hiesige junge Adel gegen den gemeinen Mann und Bürger geringschätzig und ge-

seßlos aufführte. Wiederholt sprengten berittene Adlige mit Mordgeschrei durch die Straßen, schossen um sich und mißhandelten den, der sich zur Wehr setzte. Einmal, 1611, wurde von ihnen ein Stadtdiener, der Frieden stiften wollte, vor dem Rathause erschossen.

Wo nun das Katasteramt ist, befand sich 1625 ein adeliger Hof im Besitze des Henning Sehestedte, Herrn des adeligen Gutes Varenfletch. Zu dem Hofe gehörten auch vier Buden an der Breitenstraße, deren Bewohner unter der Gerichtsbarkeit des Hofherrn standen und zwecks Anerkennung dieses Abhängigkeitsverhältnisses jährlich je 1 Reichstaler Anerkennungsgebühr (Recognition) zahlen mußten. Sehestedte und Frau vermachten ihren Besitz am 29. Januar 1625 nach ihrem Tode ihrem Vetter Friedrich Sehestedte zu Bekmünde, dem Sohn des Oswald Sehestedte. Der Erbe muß das Grundstück weiter veräußert haben an den Junker Hans Bluhme, denn dieser verkaufte den Besitz am 1. Februar 1637 „mit der althergebrachten adeligen hohen und niederen Jurisdiktion und Freiheit von allen bürgerlichen Lasten“ an den Ritter Detlev Rankau, Königlich holsteinischen Rat, Amtmann auf Steinburg und in Süderdithmarschen für 1300 Speziestaler, mit den vier Buden in der Breitenstraße. Diese Buden waren bewohnt von Markus Albern, Hans Möller, Witwe Abel Tiedemann und Heinrich Jürgens, die nun je 1 Reichstaler Recognition an den neuen Besitzer zahlen mußten. Ob Detlev Rankau hier gewohnt hat, ist zweifelhaft. Als Amtmann hatte er seinen Amtssitz auf der Steinburg; er wohnte jedoch meistens auf seinen Besitzungen Heiligenstedten und Drage. Er und seine Frau stifteten das Armenhaus auf dem Stördeich in Heiligenstedten.

Detlev Rankau starb den 19. März 1639. Seine Schwiegersöhne verkauften den hiesigen Hof am 20. Januar 1650 an den Amtsverwalter Jakob Steinmann für 1000 Speziestaler.

Amtsverwalter waren Amtsschreiber, bürgerliche Juristen, während Amtsmänner Adelige waren.

Steinmann wohnte vorher in Glückstadt und überfiedelte hierher. Er und seine Frau Cäcilie geb. Burchardt stifteten ein Stipendium für Studierende der Theologie im Betrage von 1606 Mark Lübsch mit 35 Talern jährlichem Zinsertrag. Das Kapital war unkündbar auf dem Hofe des Kirchspielsvogts Eggert Göbe in Bewelsfletch belegt. Das Stipendium sollte in erster Linie an Angehörige der Familie Steinmann, in Ermangelung solcher an Bewerber aus Krempe, ferner aus der Krempe- und Wilstermarsch vergeben werden. Der Kirche in Borsfletch schenkte Steinmann einen geschnitzten Altar.

Lange konnte Steinmann sich seines Besitzes nicht freuen, denn 1657 wurde, wie die ganze Stadt, so auch sein Besitz mit den vier Buden von den Schweden im Kriege gegen Dänemark in Brand geschossen. Der Hof blieb nun lange Jahre wüste liegen, wie so viele andere Grundstücke in der Stadt auch. Die vier Buden wurden jedoch bald wieder notdürftig hergestellt, damit die geflüchteten und zurückgekehrten Bewohner Unterkunft hätten.

Jakob Steinmann hat den Krieg und seinen Verlust nicht lange überlebt, er starb den 4. August 1658 und wurde in der Kirche zu Neuenkirchen, deren Patron er war, beigesetzt.

Erbe des Hofes und Nachfolger im Amt wurde sein Sohn Johannes Steinmann, der das Grundstück wüste liegen ließ. Er starb 1685 und wurde am 9. Oktober, abends 7 Uhr, bei Fackelschein in dem väterlichen Erbbegräbnis in der Laurentiikirche beigesetzt.

Nach einigen Jahren, 1692 am 23. Juni, kaufte die Stadt von den Steinmannschen Erben die wüste Burtstelle mit den vier Buden an der Breitenstraße für 500 Reichstaler in dänischen Kronen. Durch diesen Erwerb verlor der Hof mit seinen vier Buden die adelige Gerichtsbarkeit und die Freiheit von bürgerlichen Lasten und kam unter Lübsche, also städtische Gerichtsbarkeit. Mit dem Hof gingen auch zwei Kirchenstühle in der Laurentiikirche „in des Pastoris Frauen-Gestühl“ an die Stadt über. (Das Eckhaus, heute Kaufmann Hingst, war auch 1657 von den Schweden niedergeschossen. Die Stadt kaufte den wüsten Platz schon 1662 für 100 Mark Lübsch von dem Eigentümer, dem Amtmann Christian zu Rankau.)

Die vier Budeninhaber waren nun Lübsche, städtische Bürger geworden und mußten an die Stadt Abgaben zahlen. Das Grundstück des adeligen Hofes selbst aber verkaufte die Stadt den 3. Dezember 1708 an den Justizrat Amtsverwalter Nikolaus Hinrich Masius für 1000 Mark in dänischen Kronen und 1 Reichstaler Recognition für Befreiung von allen bürgerlichen Ausgaben außer Kirchen- und Schulabgaben, solange auf dem Grundstück keine bürgerliche Nahrung betrieben würde. (Der Amtsverwalter Masius und seine Familie wurden später vom dänischen König geadelt als von der Maase; ein solcher wurde für Norderdithmarschen Landvogt in Heide.)

Nach Masius erwarb das Grundstück am 21. Dezember 1737 Generalmajor Justus Voigt und nach vier Jahren, nämlich am 20. Dezember 1741, die Generalmajorin Ulrica Amalia Schacken, geb. von Ahlefeldt. Nach ihr besaß es ein Graf von Ahlefeldt und 1783 eine Komtesse Georgine Ida Magdalena von Ahlefeldt.

Nach abermals vier Jahren, 1787, war Graf Christian Ulrich von Broddorff Eigentümer des Grundstückes.

Im Jahre 1809 verkaufte dann ein Jägermeister Christian Friedrich von Broddorff den Besitz an das hiesige Kloster zu Händen des Geheimen Konferenzrates Verbitters von Qualen für 5000 Reichstaler Hamburgers groß Courant zwecks Einrichtung eines klösterlichen Waisenhauses daselbst. Der Verkäufer aber mußte die auf dem Grundstück ruhende Reichsbankschuld, die sog. gezwungene Anleihe, von 480 Reichstalern zahlen.

Es hatte nämlich die Abtissin des hiesigen Klosters, Ottilie Elisabeth von Ahlefeldt, aus dem Hause Lammershagen auf Perdoel ihr ganzes Vermögen von 80 000 Reichstalern zu einem Fideikommiß erhoben und die gesamten Einkünfte daraus zu wohltätigen Stiftungen in dieser Stadt bestimmt. Zum Bau eines klösterlichen Waisenhauses waren 15 000 Mark, zur Reparatur des Hauses die Zinsen von 3000 Mark und zur Verpflegung 12 000 Mark ausgezahlt.

Zum Bau eines Waisenhauses kam es vorläufig nicht, weil sich Gelegenheit bot, das Grundstück an der Kirchenstraße zu kaufen. Da das Haus noch überzählige Räume hatte, überließ das Kloster der Stadt solche für eine Hauptmädchenschule und für eine Wohnung des 2. Lehrers. Das Kloster als Verwalter des Waisenhauses muß mit der Zeit manche Unbequemlichkeiten von diesem Besitz mitten in der Stadt empfunden haben; Klagen von Nachbarn kamen. In der Breitenstraße wohnte der Advokat Hennings, dessen Fenster der Hinterfront nach dem Waisenhaus lagen, sodaß Hennings die Vorgänge daselbst, namentlich auf dem Hof, mit beobachten konnte und mußte. Nun ließ der Klosterhofmeister Mohrhagen auf dem Hofe des Waisenhauses für die Waisenfinder einen Abort bauen, und zwar so, daß nicht eben dessen schönere Seite den Henningschen Fenstern zugekehrt war. Hennings schrieb an die Priörin, sie möge doch ver-

hindern, daß durch Klosterhofmeister Mohrhagen im Garten des Waisenhauses ein Abort gebaut werde „von der Art und Beschaffenheit, daß ich es in der vorhandenen Qualität in meiner Nähe nicht dulden kann“. Seine Bitte blieb erfolglos, der Bau blieb stehen. Andere Missethungen werden dazugekommen sein. Das Grundstück lag eben nunmehr in der lübischen Jurisdiktion, was dem Kloster unangenehm war.

Als sich 1835 Gelegenheit bot, das Grundstück zu verkaufen, überließ das Kloster den Besitz für 7250 Reichstaler in Silber an den Kammerjunker und Amtmann Carl Emil von Kardorff. Das Kloster aber baute ein neues (nunmehr auch bereits eingeeingenes) Waisenhaus „Ottilienstift“ in eigener Jurisdiktion am Kirchhof.

Amtmann von Kardorff wohnte hier bis 1857, in welchem Jahre er als Landdrost nach Rakeburg versetzt wurde; er starb 1864 ledig. Auf von Kardorff folgte als Amtmann 1857 Wilhelm Friedrich Ludwig Theodor von Levehäu, der in den Jahren 1855, 1857 und 1859 königlicher Kommissar auf der Ständeversammlung in Itzehoe war. Als er 1866 als Landrat nach Stormarn versetzt wurde, kam als Nachfolger Ernst Christian von Harbou hierher, von 1866—1867 noch Amtmann und von 1867—1889 Landrat des Kreises Steinburg. von Harbou, einem alten dänischen Adelsgeschlecht angehörend, war am 8. Dezember 1815 in Kopenhagen geboren. Seine Gemahlin, Ulrike Julie Marie von Rosen, Tochter des Amtmanns von Rosen in Segeberg, starb nach 11jähriger Ehe 1866 in Itzehoe. Von da ab ist das Grundstück bis zum 1. April 1897 Landratsamt geblieben.

Durch gemeinsamen Erlaß des Finanzministers und des Ministers des Innern vom 28. Juni 1896 wurde bestimmt, daß das Grundstück Katasteramt sein solle. Vorher hatte der Kommandeur des hiesigen Artillerie-Regiments, Oberst von Bose, den Antrag gestellt, ihm das Grundstück für 1200 Mark Jahresmiete zu vermieten, was abgelehnt wurde.

## Die „Stumpfe Ecke“

Wer als Fremder noch nie in Itzehoe war, kennt jedoch aus Wallensteins Lager von Schiller

„Den langen Peter aus Itzehö,  
Der seines Vaters goldene Füchse  
Mit unserm Regiment hat durchgebracht  
Zu Glückstadt in einer lustigen Nacht“.

Und wer auch nur kurze Zeit hier weilte, kennt sicherlich die „Stumpfe Ecke“.

Dieses Haus fiel im schwedisch-dänischen Kriege 1657 den glühenden Kugeln der Schweden zum Opfer. Es wird einem Hinrich Jonas gehört haben, der es nach zwei Jahren, 1659, wieder herstellte. Jonas hatte einen Schwiegersohn Bartholomäus Ekhorst in Glückstadt, der gern hier wohnen wollte. Auf sein Ansuchen wurde ihm das vom Magistrat genehmigt. Er durfte im Jahre 1668 seines Schwiegervaters Haus beziehen. Es wurde, weil es nur klein war, als  $\frac{1}{4}$  Haus zu 8 lübischen Schillingen Grundbuchabgaben veranlagt. Gleichzeitig wurde aber dem Ekhorst gestattet, sobald er dazu Vermögens sein sollte, ein noch unbebaut danebenliegendes Grundstück zu bebauen.

Ekhorst hatte das Haus bis 1680, in welchem Jahre es ein Hinrich Sander erwarb. Derselbe wohnte 51 Jahre darin, bis 1731, da bezog es Marten Plett, der es aber schon nach drei Jahren, 1734, an Hinrich Christopher Meyer abtrat. Dieser trat das Grundstück 1740 an Andreas Ruzel ab. Auf Ruzel folgte 1751 Peter Rofe und auf diesen 1787 Jacob Stüben. Im Jahre 1790 hatte es ein Jacob Brader und 1820 der Amtsbevollmächtigte Hinrich Gundelach. Dieser wird 81 Jahre darin gewohnt haben, denn 1851 zahlt ein Jürgen Alpen die Hausabgaben. Diesem folgte 1858 Heinrich Lahn und auf Lahn 1870 Adolf Rapp, dessen Nachfolger 1892 sein Schwiegersohn Hermann Grosse wurde und nach dessen Tode seine Witwe, die heutige Eigentümerin ist.

Während der Jahre, als Brader das Grundstück besaß, hatte die finanzielle Zerrüttung des dänischen Staates 1813 zum teilweisen Staatsbankrott geführt. Durch Fundation vom 5. Januar 1813 wurde, um der dänischen Reichsbank Geldmittel zuzuführen, auf alle urbaren Ländereien, welche den 15. Dezember 1802 nach dem Steuertagwert zur Grund- und Benutzungsteuer veranlagt waren, sowie auf die Gebäude nach dem Brandkassenwert eine Abgabe von 6 Prozent des Wertes gelegt, die als erste Hypothek gelten und protokolliert werden sollte. Bis aber diese 6 Prozent eingezahlt waren, mußten auch sie mit  $6\frac{1}{2}$  Prozent verzinst werden. Auf das Bradersche Grundstück wurde nun eine Reichsbanklast von 62 Reichsbanktalern 38 Bankschillingen gelegt.

Aber noch andere geschichtliche Erinnerungen hängen an der „Stumpfen Ecke“, die mit unsichtbarer Schrift auf seinen Mauern geschrieben stehen.

Im 15. und 16. Jahrhundert blühte in Itzehoe eine im Lande angesehene und begüterte Patrizierfamilie namens Kielmann. Einer von ihnen hatte den adeligen Hof Ottenbüttel, andere waren Ratsherren in Itzehoe. Ein Hans, nach anderer Lesung Friedr. Christ. Kielmann wurde 1596 unter der 22 Jahre alten Lebtiffin Prinzess Maria (Enkelin des dänischen Königs Christian III.) Kloster-Schreiber, nach anderer Lesart Klosterhofmeister. Im Jahre vorher, 1595, hatte er sich mit der Witwe des Georg Kummerfeld verheiratet. Diese brachte ihm mehrere Häuser mit in die Ehe. Zu diesen soll auch die jetzige „Stumpfe Ecke“ gehört haben. Das Haus hatte einen freien Ausschank des Hamburger Bieres. Bierbrauer gab es in der Stadt genug, wenigstens 40, die aber nur das billige, dünne Rotbier für den Hausgebrauch brauten. Hamburger Bier aber war ein teureres, stärkeres Bier und sehr beliebt. Es durfte aber nur an drei Stellen in der Stadt geschenkt werden: im Ratskeller, in einer Schenke der Neustadt und einer der Altstadt, also im Hause der Witwe Kummerfeld, nunmehr verheirateten Kielmann. Die drei Schankstätten für Hamburger Bier hatten eine Abgabe an den Rat zu leisten, von jeder Tonne 3 Schilling. Die hiesigen 40 Bierbrauer waren bei der Malzmühle in der Breitenstraße zwangspflichtig.

Hans Kielmann starb 1629. Als seine Witwe das Haus für 4090 Mark lübisch verkaufen konnte und wollte, erhob die Priörin des Klosters Einspruch, vermutlich, weil Kielmann und nunmehr seiner Witwe als „Untertanen“ des Klosters ein freies Verfügungsrecht über ihr Haus nicht zugestanden werden sollte.

Die Witwe Kielmann wandte sich jedoch an den König Christian IV., bei dem Itzehoe gut angeschrieben stand. Und der König genehmigte den Verkauf des Hauses, das garnicht einmal auf Klostergebiet, sondern in der lübischen Feldschmiede lag.

Ein Sohn des verstorbenen Klosterhofmeisters Hans Kielmann war Johann Kielmann, in Itzehoe geboren und einer der größten Staatsmänner seiner Zeit. Er verheiratete sich, 23 Jahre alt, mit der 17 Jahre alten Margareta von Hat-

ten aus dem angesehenen Gattenschen Hause. Er wurde mit 24 Jahren, 1636, Landsyndikus für das herzogliche Holstein, 1637 von Friedrich III. von Holstein-Gottorp zum Hofrat ernannt und wegen seiner Verdienste um das gottorpsche Haus 1641 geadelt; 1652 wurde ihm vom Kaiser der Familienname **Kielmann von Kielmannseck** verliehen. So wurde er der in Süddeutschland blühenden Linie der Kielmannsegg gleichnamig. Der gemeine Mann deutet den Namen anders. Er sagt: Kielmann, der alte, wohnte auf der Ecke, diese Ecke hieß bald Kielmanns-Eck. Diese Bezeichnung ist dann auf den Mann selber übergegangen. (Das ist Volks-Ethymologie.)

Kielmann von Kielmannseck präsidierte 1665 bei der Einweihung der Kieler Universität als kaiserlicher Legat der Tafel. Sein Bildnis hängt in der Universität zu Kiel und ist von dem seinerzeit berühmten Maler Jürgen Ovens aus Friedrichstadt gemalt.

Es wird von Dr. Harry Schmidt-Kiel in dessen 1922 erschienenem hervorragendem Werk: „Jürgen Ovens. Sein Leben und seine Werke. Ein Beitrag zur Geschichte der niederländischen Malerei im 17. Jahrhundert“ auf den Seiten 180/81 wie folgt beschrieben: „Ueberlebensgroß (2,35 Meter hoch, 1,45 Meter breit). Die linke Hand in die Hüfte gestemmt, den Degen an der Seite, den vorgestellten Stab mit der Rechten haltend, steht der Kanzler, nach rechts schauend, spreitbeinig da. Die scharfblickenden kleinen Augen sind braun, grau der spärliche Schnurr- und Spitzbart. Dunkle bis auf die Schultern herabhängende Perücke. Stark ausgeprägte Falten ziehen sich von der Mitte der Nase bis zu den Mundwinkeln hin. Die im Gelenk sehr kräftige Hand hat lange schmale aristokratische Finger, wie man sie der wuchtigen Gestalt des Dargestellten kaum zutrauen möchte. Das schwarze Galackleid mit breiter Schärpe ist reich mit Gold bestickt und mit gelben Schleifen und goldenen Knöpfen verziert. An den Unterarmen tritt das weiße Untergewand hauchig hervor, weiß ist auch das Jabot und die Farbe der Strümpfe. Links steht ein Tisch mit Scharlachdecke und Stuhl. Hinter dem Kanzler ein roter Vorhang. Rechts erblickt man einen wasserspeienden Delfin, noch weiter im Hintergrund einen Springbrunnen und blaugrau gehaltenes Gebüsch. Bewölkter Himmel mit rötlicher Abendbeleuchtung. Das Bild ist eines der wirkungsvollsten, die Ovens geschaffen hat“.

Das Bild ist 1665 entstanden und anlässlich der Gründung der Universität dieser vom Kanzler Kielmann von Kielmannseck geschenkt.

## Das 100 jährige Geschäftsjubiläum der Firma W. Biel am 1. Juli 1925

Geschäftsjubiläen sind nicht selten, 100jährige jedoch schon seltener, und wenn solche innerhalb derselben Familie stattfinden, doch sehr selten.

Dies ist bei der hiesigen Firma W. Biel der Fall, die durch den Großvater der jetzigen Inhaber am 1. Juli 1825 gegründet wurde. Die bezüglich Bekannmachung im „Königlich privilegierten gemeinnützigen, unterhaltenden Wochenblatt für Itzehoe und Umgegend“ lautet wie folgt:

„Indem ich hierdurch zur Kunde des hiesigen und auswärtigen Publikums bringe, daß ich nunmehr mit meinem auf dem Gerberhofe etablierten

Holzlager aller Gattung, als: Balken, Bohlen, Dielen, Latten etc. gehörig eingerichtet, auch mit Fall versehen bin, bitte ich um geneigten Zuspruch, unter Versicherung der billigsten Preise und reellster Bedienung.

Itzehoe, den 1sten July 1825.

Casper Biel.“

Der Gerberhof, auf dem Herr Casper Biel sein Geschäft eröffnete, war uralte und Besitz des hiesigen Schusteramts, welches daselbst die Tierhäute zu Leder gerbte. Die Schuhmachermeister früherer Zeit, also auch die Amtsgenossen der hiesigen Schuhmacherzunft, waren alle zugleich Gerber und durchweg wohlhabende, angesehen und häufig im öffentlichen Leben tätige Bürger, so daß man nicht ohne Berechtigung sagte: „All, wat en beten is, is'n Schofter“.

Es sei nur an folgende, alten Itzehoern noch wohlbekannte Personen erinnert, die im öffentlichen Leben standen und Schuhmacher waren:

1. Senator **H. J. Johansen**, im Jahre 1861, als die vier verschiedenen Kommünen zu einer einzigen vereinigt wurden, als Vertreter der Burgkommüne zum Senator gewählt. Die Bildung und geistige Befähigung des den 8. März 1884 gestorbenen Herrn Senators ging weit über das Durchschnittsmaß hinaus, wofür die recht umfangreiche Bibliothek des Verstorbenen ein schöner Beweis war. In wochenlanger mühsamer Arbeit vom Morgen bis zum Abend stellte der Herr Senator Reichstags- und Landtagswählerlisten auf in der Ueberzeugung, daß keiner es so gut könne, wie er.

2. Als es sich darum handelte, die vorerwähnte Zusammenlegung der vier Kommünen durch den Entwurf eines Lokalstatuts vorzubereiten, deputierte für diesen Zweck das Kloster neben dem Syndikus Poffelt und dem Kaufmann Dohrn auch den Schuhmachermeister **Rehder** hinterm Klosterhof.

3. Der einzige Briefträger, den Itzehoe früher hatte, war der alte brave Schuhmacher **Strud**.

4. Der allgewaltige und namentlich von der Jugend gefürchtete, die gesamte Polizei repräsentierende Oberpolizeifergeant **Baugh** war von Haus aus Schuhmacher.

5. Der ganz alte Oekonom im heutigen Altersheim (welches 1861 aus der Klosterkommüne mit übernommen wurde), **Niemann**, war von Haus aus Schuhmacher.

Es war durchaus berechtigt, die Fähigkeit unserer intelligenten Meister im Interesse des Gemeinwohls auszunutzen, zumal sie ja, wie kaum ein anderer, zum Wohlergehen der Menschheit berufsmäßig beitragen. Wie sagte doch der große Speziergänger Friedrich Seume? „Es würde den Menschen besser gehen, wenn sie mehr gingen“, sagte er.

Ja, nun gehe mal einer, wenn die Schuhe drücken und die Stiefel kneifen! Daß sie das nicht tun, wissen unsere Meister zu verhindern und werden daher auch mit Recht „Fußbekleidungs-Künstler“ genannt.

Noch mehr als das. Der Berliner zum Beispiel, doch sicherlich nicht auf den Kopf und auf den Mund gefallen: ist der imstande, selbständig einen guten Witz zu machen? Nein, dazu bedarf er des Berliner Schusterjungen, der selbst dann nicht verlegen wird, wenn ein Fremder ihn fragt, was das Standbild in den großen Stiefeln und mit der Papierrolle in der erhobenen Hand zu bedeuten habe.

„Det sage id Ihnen ganz genau“, antwortet er schlagfertig, „der dort oben will zeigen und sagen: Und wenn auch der Dred so hoch wäre, mit diesen Stiefeln komme id doch hindurch. Solche Stiefel macht nämlich mein Meester, bei dem id in die Lehre bin“.

Doch dies nur nebenbei, weil die Schuhmacher doch zum Gerberhofe gehörten und somit auch ein Stück Stadtgeschichte sind.

Wie umfangreich der Betrieb auf dem Gerberhof gewesen ist, zeigt folgende Bekanntmachung des im Klösterlichen wohnhaften Advokaten F. M. C. Stinde in Nummer 7 des hiesigen „Gemeinnützigen und unterhaltenden Wochenblattes für Itzehoe und die umliegende Gegend“ vom Jahre 1818:

„Am Montag, den 2ten März, soll der hiesige Gerberhof, wobei außer dem fast ganz neuen Trockenhause drei kleinere Gebäude und 26 Gruben befindlich, öffentlich an den Meistbietenden verkauft werden. Liebhaber wollen sich an gedachtem Tage abends 6 Uhr auf dem hiesigen Ratsweinfeller einsinden, die Conditionen vernehmen und nach geschenehem Vott und Ueberbott den Zuschlag gewärtigen. Wer das Wesen vorher zu besehen wünscht, wende sich gefälligst an Unterzeichneten.“

Itzehoe, den 13. Februar 1818.

F. M. C. Stinde.“

Die frühere Verbung mit Eichenlohe bedurfte langer Zeit und daher vieler Gruben für die Mitglieder des ganzen Schusteramtes.

Der alte Gerberhof ist, wie die alten Gebäude unserer Stadt überhaupt, nur von 1657 an (seit Einäscherung der Stadt) zu verfolgen.

Ob die Gebäude auf demselben bei der Einäscherung der Stadt durch die Schweden 1657 verschont geblieben sind, ist nicht attenkundig, aber nicht unwahrscheinlich, denn, was jetzt Prinzeßhof ist, blieb verschont. Aus Dankbarkeit dafür erbaute der damalige Besitzer von Prinzeßhof das Schaumburger Stift am Gerberhof, welches bei Anlegung der Viktoriastraße nach Gartenstraße 9 verlegt wurde.

Das Gesamtgelände der Firma W. Viel auf dem vormaligen Gerberhofe scheint vor etwa 300 Jahren aus zwei selbständigen Stücken bestanden zu haben, einem südlichen bis an die Stör reichenden und einem nördlichen.

Das südliche Stück mit Wohngebäude gehörte 1659 einem Johann Grüwel und 1682 einem Jürgen Klett. Als es 1691 an einen Hans Desau überging, hat dieser neu gebaut. Im Jahre 1696 wird ein Paul Bauß als abgabepflichtiger Besitzer aufgeführt. Nach 3 Jahren, 1699, ist Johann Heinrich Dittmer Eigentümer. Bezüglich dieses Dittmer heißt es im Kataster: „Derfelbe hat 1699 et 1700 monatlich nur 8 Schilling loco contributionis entrichtet; soll aber vom Januar an, 1701 an zu rechnen in's Künftig zu ewigen tagen monatlich, 12 Schilling contribution bezahlen und eine Enkele Periohn zur Einquartierung abhalten. Hierbei ist ein großer Hof bis an die Stör.“

Der Dittmer hat das Grundstück 45 Jahre im Besitz gehabt. Auf ihn folgen 1744 ein Joachim Sievers und 1780 ein Johann Sievers. Im Jahre 1799 wird ein Detlef Sommer als Eigentümer aufgeführt, dem schon nach einem Jahre, nämlich 1800, Rasmus Christensen folgt, nach dem dann 1802 Johann Ohrt kommt. Als 1805 Hartwig Seedorff Besitzer ist, heißt es: „Soll vom Sept. 1805 an nach der Bestimmung des Magistrats und der Kammereibürger und Aeltermänner monatlich 1/2 Taler zur ordinären und extraordinären Einquartierung künftig beitragen“. Im Jahre 1820 kauft ein Rudolph Friedrich Fürstenau dieses Grundstück, von dem es 1824 Casper Viel erwirbt.

Das zweite selbständige Grundstück des Gerberhofes, nördlich von dem ersten belegen, besaß 1660 ein Claus Detering. Derselbe zahlt für 1/2 Haus die Abgabe, „solange es Senatu beliebt“. Das Haus steht sonst im Kataster zu 1/4 Haus notiert; Detering ist aber unvernünftig und zahlt daher nur für 1/8 Haus.

Im Jahre 1688 war Marx Warnde Eigentümer, der zwar mit 1/4 Haus zu Buch steht, aber monatlich 1 Mark für Einquartierung und Contribution zahlt. Nach 11 Jahren, 1699, wird Claus Lange als Eigentümer aufgeführt; „dessen Ehefrau Gesche ist consentiret, daß sie statt ihrer Contribution monatlich 8 Schilling und wegen der Einquartierung und Nachtlager nur 4 Schilling monatlich erlegen soll und ist sie im übrigen ab oneribus frei“.

Auf Lange folgt 1708 Johann Heinrich Dittmer. Im Jahre 1738 erwarben das Grundstück die Interessenten des Schusteramtes Hans Fehrs et cons. „Dieselben sollen von Michaeli 1738 an zu ewigen Tagen jährlich 2 Reichstaler loco contributionis erlegen, es mag bewohnt werden oder nicht und dagegen von aller Einquartierung, Nachtlager und Durchzügen befreit sein“. Auf Fehrs und Konsorten folgen 1742 Friedrich Becker, 1748 Matthias Tobias Ohlhaber, 1787 Jürgen Liedemann und 1823 Rudolph Friedrich Fürstenau, in dessen Hände das südliche bis an die Stör grenzende Grundstück bereits 1820 übergegangen war. Da nun 1824 Casper Viel auch dieses Grundstück kaufte, waren beide in seiner Hand und bildeten den Platz seines am 1. Juli 1825 beginnenden Wirkens.

Herr Casper Viel ist mit seinem Geschäft gewachsen, weil er hielt, was er in seiner Bekanntmachung vom 1. Juli 1825 gelobt hatte: bei billigen Preisen streng reell zu sein.

Und als der alte Herr nun in diesen gesunden Geschäftsgrundsätzen seinen Betrieb sicher verankert sah, konnte und durfte er erwarten, daß nach seinem Tode sein Sohn Wilhelm Viel im Aufstiege fortschreiten werde.

Und das ist, wovon ja ganz Itzehoe Zeuge ist, auch geschehen. Auch Herr Wilhelm Viel, der die Firma W. Viel 1867 ins Handelsregister eintragen ließ, ist nicht mehr unter den Lebenden.

Das Geschäft wurde 1894 durch Errichtung eines Hobel- und Sägewerks und 1900 durch Anlage einer Kistenfabrik erweitert. Eine fernere Erweiterung kam 1907 hinzu durch Einrichtung einer Tischlerei zur Herstellung von Patent-Schiebefenstern.

Nach des Vaters, W. Viel's, Tode übernahmen die seit Jahren im Geschäft tätigen Söhne Richard, Otto und Hermann im Jahre 1907 das Geschäft unter Beibehaltung der Firma und Bildung einer offenen Handelsgesellschaft. Im Jahre 1910 übernahm Otto Viel die Kistenfabrik allein, während Richard und Hermann Viel die Holzhandlung nebst Hobel- und Sägewerk unter der alten Firma weiterführen.

Im großväterlichen und elterlichen Hause wohnt heute der Sohn Herr Hermann Viel, schwedischer Vizekonsul, mit seiner Gemahlin Frau Uda Viel, geb. Jens.

Es ist erfreulich, in unserer Stadt einen Betrieb zu wissen, der am 1. Juli d. J. seit der Gründung 100 Jahre in derselben Familie sich befindet und aus kleinen Anfängen zur heutigen Höhe sich entwickeln konnte durch Fleiß, geschäftlichen Weitblick und Befolgung der Grundsätze eines ehrlichen Kaufmannes ihrer Inhaber.

Das vom Großvater und Vater überkommene Erbe haben die Enkel mit zielbewußter Tatkraft weiter entwickelt und so das Dichtertwort erfüllt:

„Was du ererbt von deinen Vätern hast,  
Erwirb es, um es zu besitzen!“

## Der Itzehoeer Gerberhof

Nur ältere Einwohner wissen, daß auf dem Gelände, wo nun die Holzhandlungen der Firmen Rühmann und Viel sich befinden und das Gebäude des Hauptzollamtes steht, einstmalig der Gerberhof war, ein Hof, dem Schusteramt gehörig, in dem viele Lohgruben sich befanden, in denen die Mitglieder des Amtes für eigenen Bedarf ihre Tierhäute zu Fellen gerbten. Der Hof war schon zu Ende des 14. Jahrhunderts vorhanden; es durften nach Anordnung von Bürgermeister und Rat daselbst nur fünf Gärtner wohnen, die Hopfen und Kohl (Gemüse) bauten. Diese Einschränkung bedeutete, daß auf dem Gerberhof keine Händler und Handwerker wohnen durften, die den Bürgern der Neustadt Konkurrenz gemacht hätten. Der Hopfenbau aber wurde begünstigt, weil in Itzehoe mindestens 40 Brauer wohnten, die das in allen Familien getrunkene dünne Rotbier brauten.

Ueber den Gerberhof konnte man nicht hinaus kommen, denn eine Verbindung mit dem dahinter liegenden Brook, wie heute durch die Viktoriastraße, gab es nicht. Der Gerberhof grenzte an den heutigen „Prinzeßhof“, den 1655 der Itzehoeer Bürger Christoph Schauenburg gekauft hatte. Seine Mitbürger sagten meistens Graf Schauenburg, weil er, wie man sagte, der natürliche Sohn eines Schauenburger Grafen war.

Raum zwei Jahre hatte Schauenburg den Hof im Besitz, da äscherten die Schweden die Stadt 1657 ein. Merkwürdigerweise blieb Schauenburgs Besitz unbeschädigt. Aus Dankbarkeit stiftete er, dem Zuge der Zeit folgend, ein Armenhaus, das den Namen St. Christophs-Armenhaus führen sollte und am Gerberhof, eben außerhalb seines eigenen Hofes, erbaut wurde. Ältere Einwohner werden es sich noch vorstellen können. Das Haus sollte sechs bejahrten Frauen Wohnung und Unterhalt gewähren. Das Stiftungskapital von 3600 Mark blieb in den Händen seiner Frau, die sich nach seinem Tode mit dem Generalleutnant Ellebrecht (auch Silbrecht genannt) wieder verheiratete. Silbrecht machte Konkurs und Erbin war die Witwe Dorothea v. Ahlefeldt auf Heiligenstedten und Drage, die 1724 selbst in Konkurs geriet. Die 3600 Mark waren wieder verloren und die armen Insassen des Stiftes litten Not.

Das bedrückte das Gewissen der Witwe v. Ahlefeldt so, daß sie, obgleich selbst von Unterstützungen ihrer Verwandten in Hamburg lebend, sich selber die größten Entbehrungen auferlegte und so 1200 Mark zusammensparte, die sie kurz vor ihrem Tode ihrem Neffen, dem Kammerherrn und Obersten Grafen Rankau auf Rastorf nebst mehreren wertvollen Sachen übergab mit der Bitte zur Verwendung für das Armenhaus. Wenn auch die Gläubiger der Verstorbenen anfänglich widersprachen, so kam doch 1763 zwischen ihnen und dem Armenhause ein Vergleich zustande, nach welchem die von Schauenburg gestifteten 3600 Mark dem Armenhause zugute kamen. Durch die Freigebigkeit des Grafen Rankau wurden nun auch noch 576 Mark an rückständigen Zinsen erstattet.

Die Stiftsinsassen hatten natürlich in Jahren keine Præbende erhalten und das Haus war verfallen. Um dem Stift etwas aufzuhelfen, vermachte die Frau Oberst von Uderkast demselben 600 Mark, von deren Zinsen die ältesten Insassen wöchentlich 4 Schilling bekamen. Die Frau General von Schack stiftete 300 Mark und die Wittve des Archidiaconus Find hier 600 Mark. Das Haus wurde instand gesetzt und mit der Zahlung der Præbenden begonnen.

Dieses Schauenburgische Armenhaus hat am Gerberhof bis 1885 gestanden. Da wurde es zur besseren Linienführung der Viktoriastraße mit Genehmigung der Regierung in Schleswig von der Stadt nach der Gartenstraße 9 verlegt.

Der Gerberhof selbst hat dann im Laufe der Jahrhunderte auch der Entwicklung und Umwandlung nicht entgehen können. Heute sind schon in der 4. Generation die Firma Rühmann und in der 3. Generation die Firma Viel auf dem einstmaligen Gerberhof als Großhändler in Hölzern tätig.

Als 1878 die Marschbahn über die Stör hinaus nach Norden verlängert wurde, handelte es sich um den Ausbau von Bahnhofszugängen. Der mittlere Zugang war über Goldschmied Spliedts Grundstück in der Breitenstraße und über Viels Grundstück auf dem Gerberhof und so weiter über den Brook geplant. Herr Wilhelm Viel, Vater des heutigen Besitzers Konsul Hermann Viel, widersprach energisch. Es spielte bei seinem Widerspruch ein Gefühlsmoment mit: er hätte seine prächtige Kastanie opfern müssen, unter der er während seiner Kindheit gespielt hatte, und weil er von diesem treuen Kameraden sich nicht trennen konnte. Es kam der jetzige Zugang, die Viktoriastraße, zustande. Konsul Detlef Rühmann brach sein altes Haus am Gerberhof ab und baute sich das jetzige, neue.

Das Rühmannsche Gelände hatte ursprünglich 6000 Mark gekostet. Es wurde davon zum Bau des Hauptzollamts an den dänischen Staat der benötigte Platz für 24 000 Mark abverkauft.

Zum Bau der Viktoriastraße kaufte die Stadt von der Ritterschaft einen Teil vom Prinzeßgarten, das sog. Elysium (auf dem heute die Baumaterialienhandlung des Herrn A. Veneké ist). Das Elysium war entstanden aus einem Streifen Brookland, den Kammerherr v. Schilden 1795 als damaliger Besitzer von Prinzeßhof käuflich erwarb. Der schöne Pavillon im Elysium ist nicht mitverkauft, sondern dem Park der heutigen Frau Aebtissin, Ihrer Hoheit Prinzgeß Marie verblieben. Die Familie Rühmann genoh die Vergünstigung, durch das Elysium nach dem Brook und so nach Ende zu gehen.

Ein altes Nebenhaus am Gerberhof (zu Prinzeßhof gehörig) verkaufte die Ritterschaft an die Stadt, die es bis 1863 als Schulhaus verwertete. Es wirkte darin als Lehrer der Vater des Lehrers und Organisten Leschen, dessen Wohnung und Schule in dem Schulhause waren, an dessen Stelle später das Evclinstift entstand. Auch dieses ist eingegangen. Das vorbenannte Nebenhaus kaufte 1870 Prinz Julius für einen Um- bzw. Neubau, der 1909 auch zwecks Straßenverbreiterung abgebrochen wurde.

Im Jahre 1881 im Kaisermanöver hatte der Gerberhof militärischen Besuch: bei Familie Rühmann wohnten Generalleutnant von Rauch, Kommandeur der 22. Infanterie-Division, und Oberstleutnant von Falgin vom Generalstab; bei Familie Viel Oberst Freiherr von Stempel von den Garde-Dragonern. Am Hause von W. Viel prangte der treffliche Spruch:

„Zum deutschen Reichskraus liefern stolz  
Wir Holsten auch gesundes Holz!“

Als Repräsentantin des alten Gerberhofes überlebt heute Frau Kon-  
sul Rühmann Hunderte ihrer Altersgenossinnen. Sie sitzt, über 80 Jahre  
alt, in seltener Geistesfrische, in ihrem bequemen Lehnsstuhl, hütet liebe Erinner-  
ungen und erfreut sich der Wahrheit des Jean Paulschen Wortes:

„Erinnerung ist das einzige Paradies, aus dem wir nicht  
vertrieben werden können“.

## Itzehoes früheren Wasserhältnisse

Bei der Kabellegung in den Straßen der Stadt legten die Arbeiter mitten  
in der Straße vor der „Stumpfen Ecke“ einen gemauerten Brunnen  
frei, von dessen Existenz keiner der Anwohner etwas wußte. Der Brunnen  
wurde wieder zugeschüttet.

Daß in der Breitenstraße gegenüber von Kaufmann Hingst und der Kredit-  
bank ehemals eine Pumpe stand, wissen ja noch viele Itzehoer.

Wir haben schon bei anderen Gelegenheiten erwähnt, daß die Neustädter ihr  
Wasser aus der Stör, die Altstädter aus Brunnen, später aus Pumpen schöpften.

In der Neustadt waren Wasserstege angelegt, von denen aus man mit  
Eimern das Wasser aus der Stör schöpfte. Zu so einem Wasserstege gehörten  
eine Anzahl benachbart liegender Häuser, die dann eine Interessengemeinschaft  
bildeten und solche Wasserstege unterhalten mußten. Bei Bränden schöpfte man  
mit den ledernen Noteimern das Wasser für die Fekerspritze.

Wasserstege gab es in der Nähe der jetzigen Viehmarkthalle, beim Delftor, bei  
der Säweinebrücke, in der Salzstraße und auf der Burg. Die Burg war könig-  
lich und unterstand dem Amtmann des Amtes Steinburg. Zu diesem Wasserstege  
gehörten auch die Anwohner der Wallstraße. Als die Wallsträßler nun eines  
Tages sich weigerten, zu den Unterhaltungskosten dieses Steges beizutragen, gab  
es einen langen Schriftwechsel zwischen Amtmann und Magistrat.

In der Altstadt gab es, wie bemerkt, offene Brunnen, in die man  
später Pumpen einbaute, so daß im Jahre 1810 die meisten offenen Brunnen  
Pumpen hatten. Bei Anlegung von Brunnen und Pumpen in der Mitte der  
Straße war maßgebend, daß die Interessenten sie von allen Seiten bequem er-  
reichen konnten und weil der geringe Wagenverkehr kein Hindernis war.

Der Magistrat bemühte sich, auch die letzten offenen Brunnen zu beseitigen,  
indem er den Nutzungsberechtigten vorstellte, daß selbst Kinder Wasser holen  
könnten, wenn Pumpen da wären; daß man in Pumpen doch keinen Unrat, auch  
keine toten Hunde und Katzen werfen könne; daß Schwach- und Blödsinnigen  
doch die Möglichkeit genommen werde, in den Brunnen zu springen, wenn keiner  
mehr da wäre — alles umsonst, Pumpen wollten sie nicht haben, weil — da  
noch niemals eine Pumpe, sondern immer nur ein „Soot“ gewesen sei.

Ja, denn ließ sich nichts machen, dann mußte es hier noch immer da und da  
einen Soot geben.

Die Sache ging so lange gut, bis ansteckende Krankheiten kamen, so 1832  
die Cholera. Da dämmerte es bei vielen, daß das Wasser daran schuld sein  
könne. Als nun 1857 erneut die Cholera auftrat und manche Opfer forderte,  
da bekam man es mit der Angst.

Eine Anzahl tatkräftiger Bürger, unter ihnen Küpermeister Heesch  
und der Fabrikant und spätere Stadtrat Carl Hirschberg, gründeten eine  
Wasserleitung (die Itzehoer Wasserkunst).

Bei der Rohrlegung ist besonders der Maurer Christian Möller aus Elm-  
horn tätig gewesen, der später die „Volkschule“ (heute Doppeldeck) hatte und der  
allgemein „Vollsmöller“ hieß. Erinnern Sie den Herrn nicht mehr, der immer  
einen grauen Zylinder trug? Wenn Sie ihn selbst auch nicht mehr gekannt ha-  
ben, so doch sicher seinen Zylinder, den Möller im „Garten Eden“ für sein Mu-  
seum im „Weltrestaurant“ erworben hatte.

Als wir die Wasserleitung hatten, verschwanden auch der Schuster-  
teich hinterm Klosterhof, mitten in der Straße zwischen der Schule und der Schmiede,  
und der Schweineteich hinterm Sandberg in dem Garten der früher Seibel-  
schen Gärtnerei, aus denen man bei Bränden das Wasser zum Löschen entnahm.  
Schon lange hatten die Anwohner den Zweck dieser Teiche verkannt und ge-  
glaubt, sie seien nur zur Schuttablagerung hergestellt.

Da nach Gründung der Wasserleitung ein Bedürfnis für Pumpen in den  
Straßen nicht mehr vorhanden war, bemühte sich die Stadt, die Pumpen auf-  
zugeben und Anschluß an die Wasserleitung zu nehmen. Aber nein, nun hielten  
manche mit derselben Zähigkeit an der Pumpe fest, wie ihre Großeltern am Soot.

Die Polizei brauchte dann Gewalt, ließ das Pumpenwasser chemisch unter-  
suchen und manche Pumpe als gesundheitschädlich schließen.

Auch die Altstädter hatten Brunnen- und Pumpen-Interessenschaften. So-  
lange Justiz und Verwaltung nicht getrennt waren, hatte der Magistrat Streitig-  
keiten über Unterhaltungskosten, Ein- und Austritt aus der Interessenschaft zu  
entscheiden. Nach 1867 aber mußten Klagen der Interessenten untereinander  
oder gegen den Vorstand an das Amtsgericht verwiesen werden, wenn eine Ver-  
mittlung durch Magistrat oder Polizei nicht glückte. Die 1857 gegründete Itz-  
ehoer Wasserkunst und das 1896 angelegte Bürgerliche Wasserwerk sind nun zum  
Segen der Allgemeinheit Eigentum der Stadt.

## Die Rennbahn bei Itzehoe in früherer Zeit

Es ist verzeihlich, wenn jemand die Jugend heute fragt, wo denn die Renn-  
bahn sei. Als solche wird sie auch nicht mehr benutzt, aber vorhanden ist sie.  
Man muß nach Bölenberg gehen und dann rechts in das Lübsche (städtische) Ge-  
hölz einbiegen, dann wird man die Rennbahn als langen breiten Weg schon  
finden.

Es sind heute beinahe 100 Jahre her, als sie hergerichtet und ausgebaut  
wurde. Wenn man genau nachforscht, dann sind es eigentlich die Edendorfer  
Bauern, die der Rennbahn vorgearbeitet haben. Diese hatten nämlich Weide-  
ländereien in der Delizdorfer und Kollmoorer Marsch. Um dahin zu kommen,  
fuhren sie und trieben ihr Vieh längs dem Sandwege an den Driedtbergen vor-  
ber, über Rinstorf und quer durch das Lübsche Gehölz nach dem Waften  
und so nach Delizdorf.

Chausseen gab es damals nicht; man arbeitete sich durch die tiefen Sand-  
wege hindurch, so gut es ging, bald rechts und bald links eine neue Spur sich  
bahnend. Der Fuhr- und Treiberweg durch das Lübsche Gehölz hatte auf diese

Weise eine ansehnliche Breite gewonnen. Die Edendorfer glaubten, auf diesen selbstgebahnten Weg ein gutes Recht zu haben, weil Vater, Großvater und Urgroßvater ihn schon benutzt hätten. Aber die Zeiten ändern sich. Die Stadt schloß den Weg, indem sie an der Einfahrt bei Bötenberg einen Wall aufwarf.

Nun war große Aufregung auf Pünstorf und in Edendorf. Auf Pünstorf saß als Erbpächter ein Herr Langermann, der wie die Edendorfer unter klösterlicher Gerichtsbarkeit stand.

Langermann und sechs Edendorfer Bauern wandten sich den 21. März 1843 mit einer Beschwerde über die Stadt an das Kloster. Die Stadt solle den Weg wieder freigeben, den sie „seit Menschengedenken“ benutzt hätten.

Das Kloster setzte sich mit dem Magistrat in Verbindung. Der Bürgermeister, Etatsrat Rötger, erwiderte, ihm sei von Gerechtfamen auf einen Weg quer durch das lübische Gehölz nichts bekannt. Die Pünstorfer und Edendorfer könnten ja von Pünstorf nach Lübschenbrunnen und so nach Oelitzdorf fahren; wenn erst einmal die Rendsburger Landstraße eine Chaussee sei, dann hätten sie es noch bequemer. Der Weg wurde nicht freigegeben und ist noch heute in seiner ursprünglichen Anlage als „Rennbahn“ vorhanden. Wie aber dieser Weg zur Rennbahn wurde, sei nachstehend mitgeteilt.

Es war im Jahre 1830, da erließen die Herren A. Graf zu Rankau, v. Düring, v. Levenhau, D. G. Rötger, K. Scheel, Kornerup, J. Wulff, J. Krognann, C. v. Dorp, G. v. Anden, Jac. Olde, Christ. Möller, M. Witt, Peter Möller, G. Jacobs und J. L. Berghofer nachfolgende „Einladung zur Teilnahme an dem itzehoer Verein zu Verbesserung der Pferdezucht und zu Stiftung eines Pferderennens, einer Tierschau und öffentlichen Versteigerung“.

„So sehr es als eine erfreuliche Wahrheit angenommen werden darf, daß die Verbesserung der Pferdezucht in den Herzogtümern Gegenstand erneuter Berücksichtigung der letzten Jahre geworden ist, so gewiß wird es auch ausgemacht sein, daß das Pferderennen mit Tierschau und Versteigerung diesen Zweck wesentlich befördern, wesentlich dazu beitragen müsse, allgemeines Interesse für diesen hochwichtigen Betrieb unseres Landes zu erwecken, zu befördern und zu erhalten. Es kann nicht der Gegenstand dieser Aufforderung sein, diese Wahrheit näher zu begründen, sie darf als gewiß vorausgesetzt werden. Indem daher der Wunsch sich ausgesprochen, daß auch für die hiesigen Gegenden ein Verein zu Wettrennen, Tierschau und öffentlicher Versteigerung sich bilden möge, und auch des Herrn Herzogs von Holstein-Sonderburg-Augustenburg Hochfürstl. Durchlaucht Höchste Ihre Protektion und Beförderung einem solchen Verein zugesichert haben, so werden folgende vorläufige Bestimmungen die Grundlage dieses Vereins abgeben“.

Der Verein konstituierte sich und entwickelte gemäß den vereinbarten Satzungen eine große Tätigkeit, deren Gipfelpunkt sich nach außen in dem Rennen auf der Rennbahn im lübischen Gehölz, der Tierschau und der Versteigerung verlorperte.

Itzehoe hatte damals nur reichlich 5000 Einwohner, aber als Ochsenmarkt eine große Bedeutung; wurden doch gegen 10 000 Ochsen zum großen Herbstmarkt hier aufgetrieben und zwar auf dem klösterlichen alten Feldschmiedekamp, auf dem heute die Beamtenhäuser stehen und wo das neue Finanzamt erbaut wird.

Der große Ochsenmarkt hatte Itzehoe in den Kreisen der Landleute und Viehhändler einen guten Ruf begründet, der nun dem Leben auf der neuen Rennbahn zugute kam.

Der Besuch auf der Rennbahn zählte nicht nach Hunderten, sondern nach Tausenden und die großen silbernen Speziestaler kamen ins Rollen. Es gab fette Tage für die Gasthöfe und Kaufleute.

Die einzelnen Rennen im ersten Jahre, nämlich 1833, waren folgende: 1, 1stes heats um den Subscriptionspreis von 150 Spezies; 2, 1te Abteilung des Landleute-Rennens; 3, 2tes heats; 4, 2te Abteilung des Landleute-Rennens; 5, event. 3tes heats; 6, 3te Abteilung des Landleute-Rennens; 7, Gentleman-Rennen (Sweep Stakes); 8, Entscheidungs-Rennen für die Landleute; 9, Rennen um den von Sr. Königl. Majestät ausgesetzten Preis; 10, Rennen um 80 Spezies; 11, Rennen um den von Einwohnern der Stadt Itzehoe ausgesetzten silbernen Pokal.

Zu dem Rennen um den Subscriptionspreis wurden sechs Pferde gestellt; den Preis erhielt Leutnant v. Christiansen. Zum Rennen der Landleute wurden zehn Pferde gestellt. Preise erhielten die braune Stute des Johann Hein aus Heiligenstedten, die braune Stute des Claus Wessel aus Breitenberg, die Fuchsstute des Paul Horns aus Breitenberg, die Schimmelstute des Claus Gahn aus Neuenbrook und die braune Stute des Peter Schüder aus Hohenfelde.

Von den 22 Subskribenten zum Gentleman-Rennen zahlten 20 forfeit (Neugeld), es stellten sich nur v. Christiansen und J. Olde aus Neuenbrook. Die „Mizza“ des v. Christiansen siegte mit einer Pferdelänge. Zur Konkurrenz um den von Sr. Majestät ausgesetzten Preis von 100 Spezies wurden 7 Pferde gestellt. Sieger wurde die „Maid“ des Herrn Wöllers auf Lehmkühsen. In dem Rennen um den Preis von 80 Spezies siegte unter 5 Pferden die Stute des P. Schröder in Hohenfelde. Den von der Stadt gestifteten silbernen Pokal errang die „Neopatra“ des Herrn v. Ahlesfeldt zu Ludwigsburg.

Am Tage nach dem Rennen wurden 22 Hengste vorgeführt und prämiert. Zur Stutenschau hatten sich gemeldet: aus Dithmarschen 27, der Wilstermarsch 13, der Krempermarsch 33, dem Geestdistrikt 24.

Die Rennen hatten einen vollstümlichen Charakter. Tausende und Aber-tausende Sport- und Schaulustige zog das Fest nach Itzehoe. Die leichten Reiter trugen farbenprächtige Jockeianzüge, große Flaggen bezeichneten den Eingang zur Rennbahn hinter dem „Lübischen Brunnen“. Es wurden eine Damentribüne von 288 Fuß und eine Herrentribüne von 32 Ruten Länge erbaut. Zur Aufrechterhaltung der Ordnung genügten nicht die vorhandenen Polizeioffizianten, denen für ihre Bemühungen eine hergebrachte Vergütung von 12 Mark zufloß; es wurden auch Dragoner beordert, so im Jahre 1835 neun Unteroffiziere und 28 Dragoner zu Pferde und zu Fuß. Jeder Unteroffizier erhielt den Tag 24 Schilling und jeder Dragoner 12 Schilling außer Behergeld, welches für einen Unteroffizier 16 Schilling und für einen Dragoner 8 Schilling betrug.

Zur Befriedigung der leiblichen Bedürfnisse wurden jedes Jahr sechs Wirtschaftszelte errichtet, drei in und drei außerhalb der Bahn. Die Schankkonzession wurde aber nur Itzehoern erteilt. Die Zeltstände wurden verpachtet und brachten z. B. im Jahre 1834 117, 27, 80, 35 und 18 Mark Nacht ein. Der Pächter des Ratsweinkellers hatte einen Freistand.

Wabends brannte man Feuerwerk ab, welches Schauspiel nicht nur die Großen, sondern auch die Kleinen auf die Beine brachte. Um die Kosten für den von der Stadt gestifteten silbernen Pokal aufzubringen, setzte man einen Subscriptionsbogen im Umlauf. Es kamen alsbald die nötigen 200 Mark zusammen. Vor

dem Rennen und aus Anlaß desselben veranstaltete man auf Lübschen Brunn einen Subskriptionsball. Im Sommer wurde die Grasnutzung auf der Rennbahn verpachtet.

Der Verein, welcher 1833 das geschilderte Rennen veranstaltete, ging in demselben Jahre ein. Sein Nachfolger nannte sich „Fortgesetzter itzhoer Verein zur Verbesserung der Pferdezzucht“. Weshalb diese Umformung, kann ich nicht sagen.

Es gibt in einigen Häusern der Stadt noch farbige Sandzeichnungen der Rennbahn mit den Tribünen, auf denen die Zuschauerinnen mit großen blumengeschmückten Hüten sitzen. Ein solches Bild ist z. B. in der Gastwirtschaft von Johs. Kahlweldt beim Delftor vorhanden.

Wer auf seinem Spaziergange durch das Lübsche Gehölz an den Seiten der ehemaligen Rennbahn oder abseits einen Kirchbourn trifft, braucht sich nicht zu wundern, denn die zahlreichen kircheneffenden Tribünenbesucher haben reichlich Kirchenkörner zurückgelassen, die dann Zeit hatten, hier zu keimen.

Soweit ich feststellen konnte, haben die Rennen in den Jahren 1848 bis 1850 ihr Ende gefunden.

### Hoher Besuch in Itzehoe im Jahre 1743

Wir müssen unsere Glücksgaloschen wieder anziehen und uns in denselben 182 Jahre zurückbegeben, um dabei sein zu können. Hoher Besuch kommt nach Itzehoe, der dänische Kronprinz Friedrich, der von 1746 an König Friedrich V. war. Er kam von Altona, wo er seine Braut, die englische Prinzessin Louise, empfangen hatte. Das Brautpaar blieb acht Tage in Altona und setzte dann seine Reise nach Itzehoe fort.

Eisenbahnen gab es damals noch nicht. Man mußte zu Wagen reisen. Das ergab auch schon eine ansehnliche Wagenreihe. Man denke an all die unzähligen Koffer, Körbe und Schachteln, die aus England für die Braut und ihre Begleitung mit herübergekommen waren; dann an das hohe und niedere Personal aus Kopenhagen, um die Braut königlich zu empfangen und weiterzugeleiten. Man mußte die alte Post- und Landstraße wählen, welche am Oestrande entlang über Nordoe führte und noch heute sichtbar ist.

Am 23. November gegen Abend war die Ankunft der hohen Herrschaften in Itzehoe festgesetzt.

Stundenlang vorher war alles auf den Beinen, und die Jugend bereits von 5 Uhr an auf dem Wege nach Nordoe unterwegs.

Die Bürgerschaft in blauer und grüner Uniform und zu Pferde hielt sich zur Einholung des Brautpaares rechtzeitig auf dem Marktplatz zum Ausrücken bereit.

Der hiesige Kaufmann Hans Hinrich Heß war auf den Gedanken gekommen, das Brautpaar auch durch Mitbürgerinnen und deren Töchter, 14 an der Zahl, nämlich 4 Frauen und 10 Jungfrauen, begrüßen zu lassen. Bürgermeister und Rat hielten dies für eine hübsche Idee und gaben gern ihre Zustimmung dazu. Kaufmann Heß übernahm die Veranstaltung. Die vier Frauen (darunter Frau Heß, seit einem Jahr verheiratet) und die zehn Jungfrauen trugen weiße Kleider und in den Händen große Wachskerzen mit Grün umbunden.

In einem Hause am Marktplatz warteten die 14 Damen auf den Wink, wann sie heraustraten sollten. Als es hieß: „Nun kommen sie!“, wurden schnell die Wachskerzen angezündet und mit diesen stellten sich nun die 14 Weißgekleideten längs dem Marktplatz auf, die vier Frauen in der Mitte und links und rechts von ihnen je fünf Jungfrauen.

Um sie in dem Gedränge zu schützen, hatte der Bürgermeister einen Stadtdiener hergegeben, sechs Männer mit brennenden Fadeln mußten sich hinter den Damen aufstellen und der hiesige dänische Generalmajor Reichsgraf Gustav Friedrich von Jsenburg und Büdingen hatte zwei Reiter zur Verfügung gestellt, die langsam entlangritten und freie Bahn hielten.

Als der Wagen mit dem Brautpaar nun langsam die Reichenstraße heraufkam, nach dem Marktplatz umbog und da stillhielt, näherte sich Frau Christine Heß im weißen Kleid, in den Händen die mit Grün umwundene Wachskerze, umstanden von ihren 13 Begleiterinnen und stimmte gegen Prinzess Louise gewandt an: „Wivat! Friedrich und Louise — Gott erhalte Diese!“

Nach diesem Empfang setzte das Paar die Fahrt fort nach dem heutigen Prinzeshof, in dem damals der Amtmann des Amtes Steinburg und Präsident des Obergerichts in Glückstadt, Graf Lhnar, zur Miete wohnte. Die 14 weißgekleideten Empfangsdamen aber gingen paarweise in das Haus am Markt zurück, tranken hier auf das Wohlsein der Brautleute, sowie auf das Wohl der dänischen und großbritannischen königlichen Majestäten, besahen sich dann die großartige Illumination in der Stadt und gingen um 10 Uhr auseinander, weil am andern Tage eine Fortsetzung zu erwarten war. Und richtig! Am andern Tage schon früh wurde Kaufmann Heß zum präsidierenden Bürgermeister Albertus Elers nach dem Rathause befohlen, wo ihm mitgeteilt wurde, wie sehr dem Brautpaar der Empfang auf dem Marktplatz gefallen habe, und daß gebeten würde, die Damenparade am Abend noch einmal zu wiederholen, weil man dann in der Stadt herumfahren wolle, um sich die Illumination anzusehen.

Ja, dazu war man gerne bereit und versammelte sich abermals, weißgekleidet und mit den Wachskerzen, im Hause am Markt. Es kam aber Nachricht, daß Prinzess Louise von der Reise und dem Empfang so angegriffen sei, daß sie nicht umherfahren könne; die 14 Damen aber möchten die Freundlichkeit haben, bei der Tafel zu erscheinen und sich daselbst in Form eines Halbmondes mit ihren brennenden Kerzen aufzustellen. Wieder versammelten sich die 14 Damen im Hause am Markt. Alle freuten sich des neuen Empfangs, nur Frau Christine Heß sagte, ihr sei nicht wohl, die Aufregung vorher, das lange Stehen und die Anrede gestern Abend habe sie doch mehr angestrengt, als sie gedacht habe; sie wolle lieber nicht mit und nach Hause gehen. Das tat sie denn auch und es war nur gut; denn kaum war schnellsten Laufes die — — Gebamme geholt, da wurde auch schon Frau Christine Heß' erster Sohn geboren! Gottlob, daß alles so glücklich ablief! Für die Wöchnerin wurde alsbald von Herrn Heß eine Erzdame beschafft, die glücklichweise ein weißes Kleid hatte. Die Kerze von Frau Heß war ja da und konnte benutzt werden.

Man wartete ziemlich lange in dem Hause am Markt, ehe der Bescheid kam, daß man nun kommen möge. Da zog Herr Heß mit seinen 14 Weißgekleideten ab, begleitet von sechs Trägern mit brennenden Fadeln.

Um in das Palais und den Speisesaal unbehindert hineinzukommen, machten die wachhabenden Offiziere und Reiter freie Bahn unter den Tausenden von Zuschauern.

Im Speisesaal angekommen und nach Wunsch und Vorschrift halbmond- förmig aufgestellt, trat der städtische Gerichtsdienner vor die herrschaftliche Tafel und bat durch folgende wohlstudierte Rede das durchlauchtige Brautpaar zu Taufzeugen des neugeborenen Heßleins:

„Durchlauchtigster Kronprinz! Durchlauchtigste Kronprinzessin! Vor Euer Königl. Hoheiten erscheinen gegenwärtige Frauen und Jungfrauen, um diejenige Freude und Vergnügen, so alle getreuen Untertanen und insbesondere unser Iphoe über Dero so glückliche Verbindung empfindet, hiermit öffentlich zu bezeugen. Erhöret Gott ihre Wünsche und ihr anächtiges Flehen, so werden Euer Königl. Hoheiten bis ans späteste Alter in der allervollkommensten Glückseligkeit leben. Allein, durchlauchtigster Kronprinz, durchlauchtigste Kronprinzessin, Eine von der Zahl dieser Frauen kann jetzt nicht die Gnade haben, Euer Königl. Hoheiten mit demutvollem Herzen sich zu Dero Füßen niederzulegen. Nichts Strafbares hält sie davon zurück, sondern da sie mit gegenwärtigen Frauen und Jungfrauen diesen Abend Euer Königl. Hoheiten wiederum untertänigst aufzuwarten im Begriff ist, wird sie genötigt, sich in ihre Kammer zu verfügen und wird ihr daselbst ihr erster Sohn geboren. Die Eltern dieses Kindes nehmen sich daher die Freiheit, Euer Königl. Hoheiten zu dessen teuersten Taufzeugen untertänigst zu erbitten und diesen ihren Sohn, welchem in der heiligen Taufe die Namen Friedrich Ludwig beigelegt werden sollen, zu deren Königl. Guld und Gnade zu empfehlen, nicht weniger selbigen, als ein Pfand und Siegel ihrer immerwährenden Treue, an Euer Königl. Hoheiten zu offerieren“.

Hierauf ließ das Brautpaar die Deputation an die Tafel treten, damit jede der vier Frauen und der zehn Jungfrauen auf die Gesundheit der Brautleute trinken könne. Alle erhielten reichlich Konfekt. Herr Heß mußte zuletzt anstelle seiner Frau auf die Gesundheit des hohen Paares trinken. Dieses verfügte sich nach aufgehobener Tafel in ein Nebenzimmer. Die im Speisesaal zurückgebliebenen Hofdamen und Offiziere unterhielten sich mit den 14 Damen. Bald erschien der Reichsgraf von Hsenburg und teilte im Auftrage des Brautpaares mit, daß die Gebatterschaft für den Kronprinzen der Major Uetrich und für die Kronprinzessin Madame Lewenfeldten verrichten solle. Die 14 weißgekleideten Damen begaben sich nun paarweise fort, warteten aber draußen mit ihren brennenden Kerzen, wo der Kronprinz seine Kacoffe bestieg, um sich in sein Quartier zu begeben. Die 14 Damen begleiteten ihn (wie es im Berichte heißt) „bis an sein Schlafgemach“, wo er zu den Damen sagte: „Ich bedanke mich vor ihre Mühe!“

Nunmehr begaben sich die 14 Damen paarweise in Begleitung von sechs brennenden Fackeln in das Haus am Markt und von da mit voller Musik aufs Rathhaus, um zu tanzen.

Während die 14 weißgekleideten Damen im Rathhause tanzen (in den beiden Zimmern rechts vom Eingange, denn ein Ständehaus gab es noch nicht), wollen wir mit unsern Lesern und Leserrinnen die

#### Illumination in der Stadt

besehen. In dem Hause des Reichsgrafen Gustav Friedrich von Hsenburg und Büdingen waren alle Fenster ausgehoben und „das Mauerwerk mit einem ganz künstlich verfertigten glänzenden Felsen bekleidet“. Im Ratsweinkeller befand sich folgende Fensterinschrift: „Dein Name, holder Friedrich, verkündiget den Frieden, Es ist dem Lande Glück und Lust, mir auch ein

Teil beschieden“. Am untersten Fenster war eine am Tische sitzende Gesellschaft, vor der Gläser mit Wein standen, abgebildet, darüber prangten die Worte: „Hier siehst Du, o Friedrich, den Ausbruch der Triebe, Die Freude bei Deiner Verbindung und Liebe; Wir wünschen, wir rufen aus einigem Ton: Es lebe des Königs einziger Sohn!“

Vor dem Fenster eines Klosterfräuleins stand eine an Malerei ganz leere Pyramide mit der Aufschrift: „Nichts gleicht dem hohen Paar, durch nichts wird es beschrieben, Doch wer was Göttlich's malt, mag hier den Pinsel üben“. — Einer von den „Schul-Kollegen“ (ein Lehrer der Lateinschule) hatte sämtliche Fenster geschmückt und vor einem Fenster einen Brathering, der auf einem Teller lag, abgemalt und darunter stand: „En Brad-Pering. Nul sacht wat! in Gnajen! Of hier itt man Drajen Dem Kronprinzen un Siener Ludjen to Ehren. Gott, lat se sid wacker un flietig vermehren!“ — Vor dem Fenster eines Krämerladens las man: „Dein Name, Louise, erfreuet uns Alle; Wir jauchzen bei Deiner Herankunft mit Schalle. Wir haben Dich jeßund frohlockend gesehen; Gott, lasse die Reise beglückt fortgehen!“

Ein Schustermeister hatte seine Poesie auf acht Fenster wie folgt verteilt: „Der König Christian regieret mit Gott in Segen. Prinz Friedrich tritt recht in seines Vaters Wagen. Louise will mit Lieb und Treu den Prinzen pflegen. Sophia Magdalen wird stets das Herz dran hängen. Gott, geb dem Königs-Stamm op ewig Arben (Erben) tol! Vivati wol dänisch is! De Schoster is mit froh. Et freut sid Stadt und Land, hüt mat id keenen Schoh. So recht! De König leert sin trues Iphoe!“

Ein am Markt in der Hauptwache Arrest verbüßender Soldat hatte am Fenster ein Wacht haus abgebildet; durch ein Gitter war ein an Hand und Fuß geschlossener Arrestant zu sehen, welcher den Kopf auf die Hand stützte; darüber stand: „Getrost, betrübtes Herz! Es wird alles gut werden. Gh' ich es mich versee, War die Erlösung nahe“.

Ein plattdeutsches „Scheeper-Stüddchen“ (Schäferlied) wurde zu Ehren der Brautleute in Glückstadt bei dem Drucker Papp gedruckt. Wir teilen aus demselben die letzten Strophen mit, in denen der Dichter seine und seiner Mitbürger Glück- und Segenswünsche zusammenfaßt:

„Hemmel, schüdde Dienen Segen  
So, as eenen warmen Regen  
Dewer unsen Kronprinz ut  
Un sien leeve Engels-Brut.  
Der Prinzessin Louise,  
De so smud, so kloof, so wiese,  
Dat man een sold Hemmels-Kind  
Kuhm noch mehr op Eeren findt.  
Kröne se mit Dienen Gaven,  
Dat se sid beständig laaven  
An een anner, of an Di;  
Mat se alles Kummerz fri.  
Dat se künftig so gedhen,  
Dat ut ehrer küschen Erhen  
En lütj Prinz all övert Jahr  
In den Kinner-Wagen fahr.  
Gib Süm alle Jahr nich minner,

Dit se Kind und Kinnes-Kinner  
 Hüpig um sik loopen seht  
 Un mit groter Lust erteht;  
 Lat se überall Vergnügen,  
 Lust un Wohlfahrt to Jüm fögen,  
 Gib Jem endlich Kron un Tron  
 Un noch mehr tom Ehren-Lohn.  
 Schenke diüssen hohen Paare,  
 Wenn et syn kann, hunnert Jahre,  
 Un gib Jüm an eenem Stüd  
 Veelmal hunnert dusend Glück!  
 Lat den hartenleeben Vader  
 Unsen König, den Verahder,  
 Un de leevste Königin  
 Of noch lange munter syn,  
 Gib den dührsten Prinzehinnen  
 Alles, wat na Ehren Sinnen,  
 Lat des Königs Hus bestahn,  
 Bet de Welt schall unnergahn,  
 Denk des Markgrafs of in Gnaden,  
 Lat der Markgräfin niks schaden  
 Gemme! sprick: dit schall geschehn  
 Un Du schast mi dankbar sehn!"

Der Markgraf, dessen in der letzten Strophe gedacht wird, war der Schwager vom Vater des Kronprinzen, Christian des VI. Dieser Schwager war ein Hohenzoller, der auf Drage bei Hohenasperg als königl. Administrator, Statthalter und Generalgouverneur von Schleswig-Holstein residierte. Drage war vor 1626–1734 im Mitbesitz von Breitenburg und kam dann an das dänische Königshaus. Das alte Rankausche Herrenhaus wurde abgebrochen und an dessen Stelle ein Schloß erbaut (das erst 1745 ganz fertig war), das „Friedrichsruh“ genannt wurde und in welchem angeblich 99 Zimmer waren. Hier führte der Schwager Markgraf Friedrich Ernst von Brandenburg-Culmbach eine fürstliche Haushaltung. Diese einstigen Bewohner des Schlosses ruhen in der Kirche zu Hohenasperg. Das Schloß ist längst abgebrochen. Als Kronprinz Friedrich mit seiner Louise von Itzehoe abreiste, wird seine erste Station zweifellos Drage gewesen sein.

Und nun zum Schluß noch eine Bemerkung, um den Leser vor dem Irrtum zu schützen, daß die oben mitgeteilten Fensterinschriften und Verse ein zutreffender Maßstab für die Kulturhöhe Itzehoer, überhaupt unseres Landes, um die Zeit des fürstlichen Besuches sei.

Die Mitte des 18. Jahrhunderts, mehr noch der Schluß desselben, war die Zeit des Rokoko, die ihre Domäne freilich nur im hohen Adel (nicht im Bürgertum) hatte, hier aber die reichsten Blüten entfaltete und als Vorläufer der klassischen Periode zu bezeichnen ist, die in Goethe, Schiller, Wieland, Herder, Lessing usw. kulminierte.

Auch in Itzehoe war, als Kronprinz Friedrich mit seiner Louise hier weilte, in den oberen Ständen, vorzüglich im Adel, eine hohe Geisteskultur vertreten, von deren hiesigen Vertretern wir bereits die zwei vorzüglichsten nannten: von Dsenburg und von Ohnar. Um diese eleganten, weltmännisch gebildeten, vor-

urteilsfreien Vertreter der Adels- und Geistesaristokratie gruppierte sich eine Reihe schöner, lebensfroher und geistvoller Damen, namentlich des hiesigen Klosters, von denen mehrere Gemahlinnen schleswig-holsteinischer Adelige und schönggeistige Repräsentantinnen ihrer Zeit wurden.

## Die Burg in Itzehoe

Es mögen 20 Jahre her sein, als eines Tages ein junger Student im ersten Semester ins Rathaus kam, sich als Student der Archäologie (Alttertumskunde) vorstellte und bat, sich die hiesige von Karl dem Großen 810 gegründete Burg ansehen zu dürfen. Ob ein Kastellan da sei und ob es Eintritt koste? Ihm käme es hauptsächlich auf Inschriften im alten Burggemäuer und Gebälk an. Als ihm bedeutet wurde, daß von der Burg nur der Platz, wo sie gestanden, vorhanden sei, meinte er, er werde dennoch etwas finden; denn er kenne sich auf diesem Gebiet aus.

Da weitere Belehrung hier nicht am Platze war, wurde dem Forscher ein Stadtdiener mitgegeben, der ihm den Platz zeigte, wo einstmal die Burg war. Nach einer Viertelstunde kam er, zwar nicht mit Inschriften, aber um eine wertvolle geschichtliche Erfahrung reicher, zurück.

Nichts, auch rein gar nichts, ist von der Burg Karls des Großen übrig geblieben. Es gibt keine Beschreibung, keine Zeichnung, keinen Grundriß davon.

Und doch möchte man sich gerne eine Vorstellung davon machen.

Die Burg wird wie andere Burgen Karls des Großen ausgesehen haben. Es ist nützlich, dem Schriftsteller Felix Dahn zu folgen in seiner „Erzählung aus der Zeit Karls des Großen. Bis zum Tode getreu“. Diese Erzählung, der Königin von Rumänien, Dichterin Carmen Sylva, zugeeignet, spielt in den dichten Waldungen um Itzehoe und beschreibt unsere Burg auf Seite 40 wie folgt:

„Die Burg Esesfeld erhob sich auf einem Hügel, den Uebergang über die Furt beherrschend und die wenigen Hütten des früher offenen Ortes überschauend, die sich verstreut an dem Flusse hinzogen. Die Feste war vor allem im Außenbau vollendet worden, um sie gegen einen Handstreich der Dänen zu schützen; die Gräben waren hinreichend ausgetieft und durch das hineingeleitete Wasser des Flusses gefüllt, der Wall von der ausgegrabenen Erde hoch aufgeschüttet, gestampft und oben durch Pfahlwerk gefestigt und gekrönt. Im Innern dagegen war noch gar manches unfertig, als die kleine Besatzung, schleunigst aus den nächsten friesischen und sächsischen Gauen aufgeboden, den schmalen vierkantigen Turm und die paar Wohnräume bezog; dieselben Mannschaften hatten, in den Hütten der Fischer und Bauern eingelagert, die Bauleute während ihrer Arbeit beschützt, auch selbst, je zur Hälfte sich ablösend, mit Hand angelegt. In dem mittleren der drei Stockwerke des Wachturmes lag die Halle, der Wohnraum des Befehlshabers; das Erdgeschloß des Turmes und seine Arbauten enthielten Stallungen für die Rosse. Die Halle zeigte an der Ostseite in dem von rauhen Feldsteinen zusammengesetzten Boden eine mannsbreite viereckige Oeffnung, in welcher die vielsprossige Leiter lehnte, welche die Treppe ersetzte; durch einen breiten Quaderstein war das Loch zu schließen. Der Turm zeigte ungefähr in Mannshöhe vom Boden vier schmale

Ritzen, mehr Schießscharten als Fenster, aber genügend, den Ausblick über die ganze flache Landschaft zu gewähren; in das dritte, höchste Stockwerk unter dem Balkendach gelangte man aus dem zweiten ebenfalls nur durch eine Leiter und eine Oeffnung in dem Holzboden jenes Dachraumes“.

Bei auf einem alten Stadtbild von 1800 „auf der Burg“ ein einzelstehendes Haus steht und sich auf Befrager: sagen läßt, dies sei das „Burghaus“, dann hat er zwar eine richtige Antwort bekommen, muß sich aber hüten, dies Burghaus als einen Teil der ursprünglichen Burg Kaiser Karls des Großen zu halten. Das Burghaus war ein Wohn- und Verwaltungshaus, welches noch im Jahre 1814 40 Mark Miete einbrachte. Bei der Einäscherung Itzehoers durch die Schweden 1657 blieb es heil, es war aber sehr altersschwach. Der dänische König Friedrich III. wollte es schon 1650 abbrechen und die Abbruchmaterialien in der Festung Glückstadt verwenden. Da baten aber Bürgermeister und Rat, der König möge das Haus als geschichtliches Denkmal noch stehen lassen, was denn auch geschah, bis 1658, in welchem Jahre das baufällige Gebäude abgetragen wurde.

Auf der Burg hatten Bürgermeister und Rat nichts zu sagen, denn die Burg war landesherrlich; kaiserlich, als Kaiser Karl sie gründete, später gräflich und königlich. Es wohnte jedoch weder ein Kaiser noch ein König auf der Burg. Sie wurde regiert und verwaltet durch einen Beauftragten, einen Vogt, der allerdings selbst da wohnte oder einen Vertreter hatte. Daß die Burg in der Neustadt von jeher etwas für sich war, wissen ja noch die ganz alten Itzhoer; denn noch bis 1861 hatte die Stadt da nichts zu sagen. Die Burg gehörte zum Amt Steinburg und unterstand dem Amtmann des Amtes Steinburg. Sie war eine Kommüne für sich, die sogenannte Burgkommüne, und kam erst 1861 mit der Klosterlichen und der Breitenburgischen Kommüne zur Stadt.

Was heute Wallstraße ist, war ursprünglich ein Wall. Zwischen dem Wall und der Stör befand sich ein Graben, in den man von der Stör aus Wasser laufen ließ. Ein weiterer Schutz der Burg waren Zugbrücken.

Da um die Zeit, als Kaiser Karl der Große die Burg anlegte, Elbe und Stör noch nicht durch Deiche gebändigt waren, die Flut somit zu jeder Tide das Burggebiet hätte übersfluten können, mußte der Burgplatz erst aufgehöhht werden, was denn auch geschehen ist bis zu 6 Meter Höhe. Bei Neu- und Reparaturarbeiten trifft man daselbst auf große Feldsteine und Bohlen, Zeugen der ursprünglichen Bauten.

Da die Burgbesatzung Lebensmittel haben mußte, siedelten sich alsbald um die Burg herum und namentlich außerhalb derselben Kaufleute und Handwerker an.

Wie sich nun im Laufe der Jahrhunderte von 810 an die weitere Entwicklung vollzogen hat, kann urkundlich nicht geschildert werden.

Im Jahre 1238 hatte die jetzige Neustadt unter dem Schutze der alten Burg jedoch eine derartige Bedeutung erlangt, daß der Schauenburger Graf Adolf IV. derselben das Lübsche Recht verlieh und sie dadurch zur Stadt erhob. Durch das Lübsche Recht erlangte die neue Stadt Selbstverwaltung und eigene Gerichtsbarkeit, wie Lübeck. Die königliche Burg gehörte nicht zur neuen Stadt und zum Lübschen Recht, auch nicht, was heute Altstadt heißt. Je mehr die Burg im Laufe der Zeit ihre Bedeutung als Verteidigungswerk verlor, desto mehr wurde sie Wohnplatz, namentlich auch für Adelige, denen ein Leh'n auf der Burg vom Landesherrn verliehen wurde. Auch kauften und bauten Adelige sich daselbst an, genossen Steuerfreiheit und waren im Besitze der hohen und niederen Gerichtsbarkeit. Ferner wurden Grundstücke vom Landesherrn an die Lübsche Stadtgemeinde verkauft, wohl auch verschenkt.

Da die Bewohner, namentlich Gewerbetreibende, auf der Burg zu den Lübschen Abgaben nicht beisteuerten, erhob die Stadt nicht selten Einspruch, wenn sich auf der Burg etwa ein Schlachter niederlassen wollte. Wer aus der Lübschen Stadt nach der Burg zog und gleichwohl im Lübschen Verdienst suchte, wurde mit schellen Augen angesehen.

Nähegelegen von der noch dort stehenden Maschinenfabrik sind nur kleine Anfänge späterer Betriebe in anderen Stadtteilen daselbst entstanden, so in dem Gebäude am Burggang hinter Jvens eine Tapetenfabrik, später eine Oel- und Seifenfabrik von Carl Hirschberg (anfänglich ein Kessel). Dies große Gebäude war dann später, was alte Itzhoer noch erinnern, Kornspeicher für die Garnison.

Adelige wohnen nicht mehr auf der Burg, Behörden sind auch nicht da vertreten, aber biedere, betriebsame Handwerksmeister, so Tischlermeister Julius Schmidt, selber bereits ein Stück Burggeshichte, denn er ist Vertreter der Tischlerfamilie Schmidt in der vierten Generation in demselben Hause auf der Burg. Sein Urgroßvater kam 1813 aus dem Hannoverischen herüber, vielleicht mit so vielen anderen, die vor Napoleon Bonaparte aus ihrer hannoverschen Heimat über die Elbe flüchteten. Auf ihn folgte der 1847 hier verstorbene Tischlermeister Kurt Heinrich Schmidt und auf diesen der alte Itzhoer noch wohlbekannte Meister Johann Matthias Schmidt, hier 1887 gestorben. Und heute hütet, wie bereits gesagt, der auch schon 68 Jahre alte Julius Schmidt die Erinnerungen an die ihm vorausgegangenen drei Geschlechter und deren Erzählungen aus alter Zeit.

Wir gehen den Burggang auf der anderen Seite hinab, als wenn wir über die Drehbrücke gehen wollten. Ehe dieselbe gebaut werden konnte, mußte erst ein großes vornehmes Haus abgebrochen werden, das dem Bürgermeister Friedrich Johann Heinrich Rötger gehörte. Den Herrn haben alte Einwohner noch gekannt. Er wurde 1837 Bürgermeister, 1852 aus politischen Gründen entlassen, Justizrat und Gerichtshalter hierselbst, von 1854 bis 1866 Abgeordneter der holsteinischen Stände.

Wer nun schon recht alt ist, hat auch noch den Vater dieses Rötger gekannt, den Detlev Heinrich Rötger, ebenfalls Bürgermeister in Itzehoe, und zwar von 1815 an bis 1837, in welchem Jahre er abdankte. Sein Oelporträt, gemalt von dem Porträtmaler Schneider-Dresden und gestiftet von der Stadtvertretung, schmückt den Ständesaal. Einen dritten Bruder Rötger wollen wir nur der Vollständigkeit halber erwähnen, es war der 1769 in Glückstadt geborene und 1852 in Bülow als Kriminaldirektor verstorbene Andreas Nikolaus Rötger.

Judem wir nun die Wallstraße entlang gehen und suchen, wo wir bis zu einem ferneren Gange unsere Glücksgaloschen absetzen können, ruft uns Malermeister Heinrich Appuhn, Wallstraße 24, an und sagt: „Die können Sie bei mir sicher einstellen und zwar in der besten Stube, wo eine Studerverzierung an der Decke Sie interessieren wird. Sehen Sie, da ist ganz deutlich ein Hahn modelliert. Mein Haus soll ehemals einem vornehmen Bewohner gehört haben, nämlich einem Rittmeister von Hahn aus der hiesigen dänischen Garnison. Ob der Hahn sein Wappen gewesen ist, kann ich nicht sagen, jedenfalls ein etwas eigenartiges Wappensfeld“.

## Unser Rathaus

Wir ziehen unser Glücksgalochen wieder an und begeben uns in denselben am 7. August (nach unserem Kalender am 17. August) 1657 auf die Nordoer Höhen, um von da aus zu beobachten, wie von der klösterlichen Feldschmiede die Schweden eine glühende Kugel nach der andern in die Neustadt werfen. Wir gewahren, daß bald die Flammen aus dem Rathausdach schlagen und das ganze Gebäude in ein Flammenmeer hüllen.

Der in Asche gelegte Bau hatte ehemals eine größere Front, als der jetzige; er nahm fast die ganze Marktplatzseite bis zur früheren Wache, der heutigen Kastellanwohnung, ein und hatte am Ende auch einen spitzen Turm.

Eben um die Ecke der heutigen Kastellanwohnung wohnte zur Zeit des Brandes ein Peter Blund, dessen Haus mit der Rückseite dem Rathause zugekehrt war. Seine Frau Anna rettete, wie Bürgermeister und Rat anerkannten, „unterschiedliche, diese Stadt hochbetreffende Schriften und Briefschaften“. Es wird sich zweifellos um plattdeutsche und lateinische Pergamenturkunden gehandelt haben, die in einer kleinen Eichenkiste aufbewahrt wurden und wichtige Stadtprivilegien, so auch die Urkunde über die Verleihung des Lübschen Rechts an die Stadt vom Jahre 1238, enthielten. Zum Dank für Rettung dieser Papiere sollte Frau Anna Blund auch eine Günstgenießerin. Sie wartete auf eine solche Günstgenießerin ein Jahr, zwei Jahre usw. bis 1673, also volle 16 Jahre, als sie bereits Witwe war; da lösten auf Frau Annas Ersuchen Bürgermeister und Rat und das Rächtmänner-Kollegium ihr Versprechen ein: „Frau Annas Haus in der Kapellenstraße, welches bis dahin für  $\frac{1}{2}$  Haus galt, sollte vom 30. Juni 1673 an nur für  $\frac{1}{4}$  Haus oder eine Wube städtische Abgaben zahlen und zwar bis zu ewigen Tagen“. Da wird Frau Anna Blund sich sehr gefreut haben!

Nach 40 Jahren konnte das „aus der Asche hinwiederum restaurierte und neuaufgerichtete Stadt- und Rathaus“ am 26. Januar nach dem alten Kalender 1697 eingeweiht werden. Es ist derselbe Bau, wie man ihn heute sieht, wenn man sich vorher den 1893 hinzugekommenen Stagenaufbau und den Zementputz wegdenkt. Die Baugelder waren durch Beihilfe verschiedener hoher Patronen und geneigter Freunde, durch Beisteuer der Ratsherren von je 150 Mark Lübsch und Beitrag der Bürgerschaft zusammengebracht.

Die Bauausführung wurde dem Maurermeister Hans Martens verdungen. Die Steine wurden im Hannoverschen gekauft. Hans Martens suchte sie mit aus, bekam die Reisekosten aber nicht ersetzt.

Er sollte für das Vermauern der großen Steine 4 Mark 8 Schilling Lübsch je 1000 und der kleinen Steine 3 Mark 4 Schilling Lübsch je 1000 bekommen. Er mußte zwei Bürgen stellen, Johann Schröder und Hinrich Sander, und sich mit seinem ganzen Hab und Gut verschreiben. Der Bau wird etwa 2 Jahre gedauert haben, denn der Bauvertrag wurde den 21. März 1695 geschlossen.

Am 26. Januar 1697 alter Zeitrechnung fand die Einweihung statt. Der erste Bürgermeister Hermann Schmiedling hielt eine Rede, in der er der Vergangenheit gedachte und für die Zukunft Gottes Segen ersuchte. Jedem Ratsmitgliede wurde ein Schlüssel zum Rathause überreicht. Nach dem Bürgermeister hielten noch der zweite Bürgermeister und der erste Ratsverwandte eine Ansprache.

Wir begeben uns in unseren Galochen 41 Jahre später abermals nach dem Rathause, um daselbst am 15. September 1738 einer neuen Feier beizuwohnen. Es waren nämlich 500 Jahre verflossen, seit der Stadt das Lübsche Recht, also Stadtgerechtigkeit, erteilt war.

An dem gedachten 15. September wurden morgens 7 Uhr neun kleine Kanonen abgefeuert, sodann drei Lobgesänge vom Turm der Nikolaitapelle am Markt geblasen. Um 9 Uhr erschollen wieder neun Kanonenschüsse, worauf sich die Bewohner der Stadt und die Fremden nach dem Rathause begaben, wo um 10 Uhr der Markgraf Friedrich Ernst von Brandenburg-Sulmbach, der Schwager des dänischen Königs Christian VI., als Generalgouverneur und Statthalter von Schleswig-Holstein mit Gemahlin und Gefolge sich einfand. Der Markgraf wohnte auf Drage bei Hohenaspe. Nun wurden die Glocken geläutet, neun Kanonenschüsse gelöst und Vokal- und Instrumentalmusik aufgeführt. Darauf hielt der erste Bürgermeister Dr. Elers eine Rede, der wiederum Konzert und Musik folgten. Als die hohen Herrschaften das Rathaus verließen, erklangen wieder Kanonenschüsse und Glockengeläute. Abends war die ganze Stadt illuminiert. Außerhalb der Neustadt wurde ein Feuerwerk abgebrannt, die in der Stör ankernden Schiffe waren aneinandergelegt und mit Flaggen und Wimpeln reich versehen.

Wir überhütschen jetzt in unseren Galochen einen Zeitraum von 143 Jahren und feiern in den Septembertagen 1881 die Loge des Kaisermanövers im Rathause mit, wo links vom Treppeneingang (heute Stadtkasse) das Empfangszimmer war. Im Ständesaal hielt der alte Kaiser Wilhelm offene Tafel, im Ständehaus zu ebener Erde war die Kaiserküche eingerichtet und in einer Altensammer im Ständehaus befand sich die Kaiserliche Silberkammer. Die Büros waren aus dem Rathause entfernt und in dem später abgebrochenen Schulgebäude der ehon-aligen Lateinschule an der Schulstraße untergebracht. Am Fuß der Rathausstreppe waren zwei in altdeutsche Tracht gekleidete Herolde postiert.

Bei der Feier im Jahre 1738 gehörte Holstein, also auch Itzehoe, dem Heiligen Römischen Reiche deutscher Nation an, unterstand aber mit Schleswig zusammen dem dänischen König- Herzog Christian VI.; im Kaisermanöver von 1881 war Schleswig-Holstein als preußische Provinz ein Teil des Deutschen Reiches unter Kaiser Wilhelm I.

Unser Rathaus ist dann seit vielen Jahren ein stiller, aber beredter Zeuge der städtischen Wandlung und Entwicklung gewesen. Bei der Feier im Jahre 1738 zählte die Lübsche Stadtgemeinde nur reichlich 2200 Einwohner. Seitdem hatte die Stadt sich geredt und gestreckt und die städtischen Aufgaben hatten sich vermehrt; das Rathaus jedoch war nicht mitgewachsen und demzufolge viel zu klein geworden. Dem Raummangel wurde durch einen Stagenaufbau abgeholfen, wie wir ihn heute alle kennen.

Als das alte Dach heruntergenommen wurde, um dem neuen Platz zu machen, mußten auch die beiden Kugeln vom Dach entfernt werden, in denen sich Kupferkapseln mit Schriftstücken aus dem Jahre 1697 befanden. Aus diesen Schriftstücken, Pergamenturkunden, ging hervor, daß der Rat (Magistrat) damals aus folgenden Herren bestand: 1. Bürgermeister Hermann Schmiedling, 2. Bürgermeister Georg Pflug; Senatoren: Johann Thomsen, Georg Vock, Johann Kode, Christian Albrecht Schomaker, Paul Steffens und Marx Thorade. Die Vertreter der Bürgerschaft, die Rächtmänner, hießen: Paul Lucht, Hans Schuld, Hinrich Pape, Claus Vielenberg, Detlef Pape, Peter Schmidt, Marx Schmidt, Johann Schwarzkopf.

Es kosteten 1697: 1 Tonne Roggen 4 Mark 8 Schilling, Weizen 7 Mark, Gerste 1 Mark, Hafer 1 Mark 12 Schilling, Buchweizen 3 Mark 4 Schilling, Erbsen 4 Mark 8 Schilling und Bohnen 3 Mark 8 Schilling Lübsch.

Am 29. April 1893 wurde der Stagenaufbau gerichtet. Ein mächtiger Kranz und ein reicher Flaggen Schmuck prangten als muntere Zeichen der Feier auf dem Dache. Meister und Gesellen umstanden ihre Aichtropfäen, die Stadtvertretung und Bürger hatten auf dem Marktplatz Aufstellung genommen und eine weit hin schallende Rede vom Dache (Herr Nebendahl jun.) gedachte des höchsten Bauherrn, ohne den alles Bauen umsonst, Sr. Majestät des Kaisers, des Magistrats, des Stadtverordnetenkollegiums, des Stadtbaumeisters Kröger, der Bürgerschaft, der Arbeiter am Bau und erbat von Gott einen glücklichen Fortgang des bis hierher geförderten Baues.

Als der Stagenaufbau gerichtet wurde, zählte die Stadt 14 000 Einwohner.

Und ferner nach 17 Jahren abermals eine Rathausfeier: die Elfhundertjahrfeier, die ja noch den meisten jetzt Lebenden in heller Erinnerung ist. Das waren Jubeltage, als man vom 18. bis 21. Juni 1910 den Tag feierte, da vor 1100 Jahren der Frankenkaiser Karl der Große die Burg wider die Dänen durch den sächsischen Grafen Egbert gründen ließ!

Aus Anlaß dieser Feier verfaßten Herr Professor Dr. Reimer Hansen-Oldesloe im Auftrage der Stadtvertretung ein wissenschaftliches Werk über die Geschichte der Stadt Itzehoe und der Weimarer Bauvat Bruno Gelbo ein historisches Schauspiel „Kaiser Karl in Itzehoe“ und die sich mit verbindendem Text anschließenden historischen Bilder.

Der Glanz dieser Jubeltage hat seine Leuchtkraft bis heute noch nicht verloren und junge Frauen und rosige Mädchen, die damals in den historischen Bildern mitwirkten, erzählen heute mit Begeisterung ihren Kindern von der bunten Herrlichkeit der Elfhundertjahrfeier, bei der sie mitwirkten. Die Bürgerschaft aber war veranlaßt, bei dieser Feier Rückblicke zu tun.

Wie weit konnten die ältesten Leute noch sich vergangener Zeiten erinnern? Welche Bürgermeister lebten noch im Gedächtnis? Es waren dies: Detlef Heinrich Rötger, der zum 1. April 1837 abdankte, dann sein Sohn und Nachfolger Friedrich Johann Heinrich Rötger, der auf Ansuchen 1849 entlassen wurde, Gustav Poel von 1852 bis 1868 Bürgermeister und Julius Hermann Friedrich Kiene, der von 1860 bis 1867 Polizeimeister war und dann hier selbst Amtsrichter wurde. Man erinnerte sich, nachdem wir preussisch geworden, des kommissarischen Bürgermeisters Koch 1868 bis 1870 und des Amtsrichters Dohrn, der aus Uetersen kam, hier von 1870 bis 1879 amtierte, sein Amt niederlegte und sich hier als Rechtsanwalt niederließ, dann des Bürgermeisters Steemann, der Amtsrichter in Nortorf war, hier von 1878 bis 1881 fungierte und dann nach Flensburg verzog, um dort Rechtsanwalt zu spielen.

Steemanns Nachfolger war dann Steinbrück, der vorher besoldeter Stadtrat in Frankfurt a. O. war und in seiner 30jährigen Amtszeit der hiesigen städtischen Verwaltung sein Gepräge gab. Ein altpreussischer Beamter, wie er im Buche steht. Gewissenhaft, leidenschaftlich fleißig und wenig geneigt, an den Erfolgen seines Wirkens andere teilnehmen zu lassen. Wenn andere Leute feierten, so an den großen Festtagen, pflegte er die für diese Tage aufgeschobenen Berichte zu schreiben, die sich selten durch Kürze, oftmals aber durch Stacheligkeit und ägende Schärfe auszeichneten.

Seine Gründlichkeit und sein Wissen waren bei den oberen Behörden, bis ins Ministerium hinein, bekannt und geschätzt. Wiederholt ist es vorgekommen, daß Gesetzesentwürfe, die dem Oberpräsidenten zur Begutachtung zugingen, auch ihm, gleich anderen tüchtigen Verwaltungsbeamten der Provinz, zur vertraulichen Begutachtung zugingen. Seine Ausführungen hatten dann, wie man zu sagen pflegt, Hand und Fuß. Daß er bei seiner Gründlichkeit und Widerspruch nicht sägkenden Eigenart in den Sitzungen nicht selten scharfem Widerstand begegnete, ist verständlich, so namentlich, wenn der Stadtverordnete Tischlermeister Casper Simonson sich gereizt fühlte, mit der geballten Faust auf den Tisch häute, „unerhört“ rief und Steinbrück entgegnete: „Ich halte es nun zwar nicht für nötig, Herr Simonson, daß Sie zur Bekräftigung Ihrer Ausführungen mit der geballten Faust auf den Tisch des Hauses hauen, aber gleichwohl nehme ich es Ihnen nicht übel; denn ich weiß ja, daß Sie als Tischlermeister zur Holzbearbeitungs-Vereinsgenossenschaft gehören!“

Steinbrücks Verwaltungstätigkeit wurde auch dadurch anerkannt, daß ihm bezw. dem Magistrat wiederholt — ich meine, fünfmal — Regierungreferendare zur Beschäftigung überwiesen wurden, die sicherlich alle mit Befriedigung an ihre hiesige Beschäftigung zurückdenken mit Ausnahme vielleicht des einen, dessen Abschied sich etwas tragisch gestaltete.

Angetan mit Chapeau claque und Glattehandschuhen hatte sich derselbe mittags im Rathause beim Bürgermeister und in den Büros verabschiedet, um noch an demselben Tage seinen Wiedereintritt in die Regierung in Schleswig zu melden. Vor dem Verlassen des Rathauses hielt er es für zweckmäßig, noch einmal nach dem Hofe zu gehen, weil er dahin einen Vertreter nicht schicken konnte. Auf dem Hofe spielten zwei kleine Knaben eines Rathausbeamten mit ihrem Karnickel. Aus Furcht, der fremde Mann mit dem schwarzen Zylinder könnte ihnen ihr Karnickel nehmen, schlichen sie sich wie Max und Moritz an die Tür des Geheimkabinetts und legten einen Ueberfall davor. So, nun sich' du man, unser Karnickel kriegst du doch nicht! Nach geraumer Zeit guckt der Zylindermann durch das herzförmige Loch der Tür, ballert an diese und ruft: „Jungs, macht auf!“ Aufmachen? Jawohl, der will ja nur unser Karnickel haben! Sie fassen dieses bei den Ohren an, schleppen es nach der Diele des Ständehauses und machen die Tür fest zu. So, da kann er nicht herein! Aber, er konnte auch nicht heraus. Netze Aussicht! Die Uhr war eins, das Rathaus geschlossen und die Beamten kamen erst um drei Uhr wieder. Zum Glück wußte der Gefangene, daß er Zigarren bei sich hatte! Er suchte sich eine Habanna aus, schnitt die Spitze ab und wollte ansteden. Aber, er hatte keine Zündhölzer, was ebenso schlimm war, als wann er Zündhölzer und keine Zigarren gehabt hätte. Der Nachbar, Bäckermeister Wilhelm Struwe, hielt mit Gesellen und Lehrlingen Mittagschlaf, war also vorerst durch Rufen nicht zu wecken. Wiederholtes Rufen, Klöten, Klopfen machte endlich einen Lehrling wach, der über die Planke kletterte und die Gefangenenbefreiung vornahm.

Bis zur nächsten feierlichen Veranstaltung im Rathause brauchen wir nur ein Jahr zu warten, nämlich bis 1911, in welchem Jahre die Nachbargemeinde Sude eingemeindet wurde. Durch diesen Akt stieg die Gesamtbevölkerung auf 3345 Personen bis auf 20 000. Das Stadtgebiet erweiterte sich um 546 Hektar 4 Quadratmeter.

Auf Anregung einer großen Anzahl Suder Bürger wurde die Tatsache der vollzogenen Eingemeindung durch einen Fackelzug gefeiert, der unter zahlreicher Beteiligung am 31. Oktober 1911 von Sude aus durch die Straßen der Stadt

nach dem Marktplatz führte. Hier übergab der frühere Gemeindevorsteher Holm als Sinnbild der Aufgabe der Selbständigkeit der früheren Landgemeinde Sude mit einer Ansprache dem Bürgermeister einen großen Schlüssel. Der Herr Landrat und sämtliche Mitglieder der städtischen Kollegien nahmen von der Freitreppe des Rathauses die Ansprache entgegen, auf die der Bürgermeister antwortete; sodann setzten sich der Landrat und die Mitglieder der städtischen Kollegien an die Spitze des Zuges, der in Wönnfeldts Gasthof in Sude sein Ende fand und mit einem Kommerz beschlossen wurde.

Es wurde bei dieser Gelegenheit dankend der helfenden Tätigkeit des Landrats Pahlke gedacht, dessen Bemühungen das Zustandekommen der Eingemeindung wesentlich mit zu danken war.

Einstweilen nehmen wir von unserem Rathause Abschied. Ueber dasselbe schrieb mir 1914 der nunmehr verstorbene Geheime Justizrat Posselt in Preetz (Sohn des früheren hiesigen Klosterhndikus Markus Posselt): „In Ihrem Ikehoeer Rathause ist das einzig Kunstvolle das Portal, dessen breite Pilaster von Hausstein mit hohen Reliefs von Blumen, Blättern, Trauben, Früchten und Granatäpfeln geschmückt sind. Ueber dem Rundbogen des Portals ist das Stadtwappen und der von zwei großen springenden Löwen gehaltene Namenszug des Königs Christian V. (1670—1699) von Hausstein mit vergoldeter Krone angebracht“.

Welche Rathausfeier ist nun noch zu erwarten? Noch stehen feindliche Soldaten zu Tausenden und Abertausenden auf deutschem Boden. Wenn der letzte Franzose unser Land verlassen haben wird, dann ist Anlaß, zu feiern; dann mögen die Glocken läuten, dann mag vom Turm geläutet werden: Nun danket alle Gott! Dann mag ein Fackelzug durch die Straßen ziehen und von der Rathausstreppe und vom Marktplatz gesungen werden:

Deutschland, Deutschland über alles,  
Ueber alles in der Welt,  
Wenn es stets zu Schutz und Trutze  
Brüderlich zusammenhält!

## Die Abhaltung von Bällen im Rathause

Zunächst müssen wir uns das Rathaus anders denken. Einen Stagenaufbau hatte es nicht und ein Ständehaus mit einem großen Saal gab es auch nicht. Wo nun das Ständehaus steht, befand sich ein städtisches Gebäude, in dem der Pächter des Rathauskellers wohnte.

Zur Abhaltung von Bällen wurde der kleine Saal rechts vom Treppeneingang und das danebenliegende heutige Botenzimmer benutzt. Die links vom Treppeneingang gelegenen Räume (heute Kasse) werden ja als Garderoben- und Vorratsräume an den Festabenden mit benutzt sein.

Der Magistrat veranstaltete die Bälle nicht, sondern der Gerichtsdienner, welcher zur Aufbesserung seines Einkommens das Privilegium hatte, an den beiden Jahrmärkten, also Frühjahrsmarkt und Herbstmarkt, je einen Ball im Rathaussaale zu veranstalten, der von der ganzen Bürgerschaft, Hoch und Niedrig, besucht wurde. Vorher ergingen Einladungen, die abzulehnen nicht für fein galt.

Die Tanzlust war hier vor 100 Jahren sehr rege. Schrieb doch der hiesige Gerichtsaktuar Jägermann 1837: „Zum Tanze herrscht hier eine leidenschaftliche Liebhaberei, worin man es denn auch zu einer ziemlichen Fertigkeit gebracht hat. Alle Kinder ohne Ausnahme bis zu der niedrigsten Klasse hinab suchen hierin eine Fertigkeit zu erlangen, daher man auch Kinder von 7 bis 8 Jahren die schwersten Tänze mitmachen sieht, und nicht selten mischen sich Personen, die über den Sommer ihres Lebens hinaus sind, in die munteren Reihen der frohen Jugend“.

Das Mindest-Eintrittsgeld zu solchem Rathausball betrug 4 Schilling Kurant.

Auch dem Pächter des Rathauskellers wurde 1827 zugestanden, im Rathaussaale Bälle zu veranstalten.

Der Magistrat empfand jedoch das Gefühl der Unschicklichkeit, den Gerichtsdienner sein Einkommen durch Veranstaltung von Bällen erhöhen zu lassen, und berichtete demgemäß an die Regierung. Die schleswig-holstein-lauenburgische Kanzlei zu Gottorf genehmigte daher, daß dem Gerichtsdienner Käßler eine Gehaltszulage von 53/3 Talern zuteil werde, wofür er auf die Jahrmarktsbälle verzichten mußte. Dies war 1824, also nunmehr vor 100 Jahren. Nur den Ball an Königs Geburtstag durfte der Gerichtsdienner nach wie vor veranstalten.

Auf solchem Ball ging es mitunter hoch her. Altem Herkommen gemäß hielt auf demselben um Mitternacht der Bürgermeister eine Anrede, wonach von den Anwesenden auf die Gesundheit des Königs getrunken und ein Festlied gesungen wurde. Dann nahm der Tanz wieder seinen Fortgang und dauerte bis gegen 4 Uhr.

Bürgermeister war hier vor 100 Jahren Detlef Heinrich Rötger, der von 1815 bis 1837 amtierte und dessen Selbstbild im Magistratszimmer hängt.

Wie heute, so wurde auch früher bei derartigen festlichen Gelegenheiten nicht nur getrunken, sondern auch gegessen. Vor 150 bis 200 Jahren gab es in Ikehoe einen Stadtkoch, der das Privilegium besaß, bei Hochzeiten, Ballfestlichkeiten und sicherlich auch bei Königs-Geburtstagsfeiern im Rathause zu dienen und außerdem für Reisende eine Garfküche zu halten.

Am 6. Oktober 1690 erschien vor dem Rat ein Johann Sar und produzierte ein ihm vom König allergnädigst erteiltes Privilegium als Stadtkoch. Dies Privilegium wurde verlesen und Sar darauf vom Senat als Stadtkoch angenommen unter der Bedingung, daß er lübischer Bürger werde und die Lasten der Stadt mittrage. Am 6. Oktober des folgenden Jahres 1691 wird der auf der königlichen Burg wohnende Stadtkoch Hans Bud vorgefordert und mit ihm wegen der Freiheit des Kochens in der lübischen Stadt ein Abkommen getroffen, daß er dafür jährlich 8 Taler an die Stadt zahlen solle. Auf der königlichen Burg konnte der Koch nicht leben, er mußte seine Kochkunst schon auf den lübischen Stadtteil ausdehnen.

Bei einer großen Hochzeit von mehr als 50 Personen war das Honorar des Kochs 6 Taler.

In besonderem Auf muß der Stadtkoch Marcus Loost gestanden haben, der ein Kochbuch herausgab, welches 1776 in Lübeck in 10. Auflage erschien, 710 Rezepte und 52 Regeln für Herstellung von Konfitüren enthielt.

Ich schlage vor, an einem vom Stadtkoch Marcus Loost aus Anlaß des Frühjahrsmarktes im Rathaussaal servierten Festessen teilzunehmen.

Nach der Speisenfolge gibt es und wird nach Vorschrift bereitet:

1. Eine Lebersuppe. Das Kochbuch sagt darüber: Man nimmt eine ge-  
kochte Kalbsleber oder ein Stück davon, fein gerieben, in einem Topf mit Wein  
zu einem dünnen Brei gerührt, durch ein Tuch oder Sieb gestrichen, mit fein-  
gehackten Zitronenschalen, Zucker, Zimt, Korinten, ein wenig Safran durch-  
gekocht, mit einigen Eidottern abgelegt und gesalzen. Entweder dick oder dünn,  
nach Belieben. Hinein tun in Würfel geschnittenes und gebratenes Weißbrot.

2. Frikassée von Kalb. Man nimmt kleine Kalb, Haut abziehen, aus-  
nehmen, in kleine Stücke schneiden, gelbbraune Butter machen, mit feingehackten  
Zwiebeln, ein wenig Gewürz, die Kalb dazu tun, durchschwitzen lassen, wenn  
nötig, ein wenig Nasses daran, damit durchkochen und zuletzt mit Eiddottern,  
Weinessig, Salz und gehackter Petersilie ablegieren und sämig machen.

3. Schnepfen, gebraten. Sie werden nicht ausgenommen, die Weine  
rückwärts über und dann inwendig nach unten bei den Keulen durchgebogen und  
kreuzweise zusammengesteckt, die Haut vom Hals und Kopf abgezogen, Hals ein-  
mal herumgedreht und den Schnabel oben in die Brust gesteckt (solches tut man  
bei Krammetsvögeln und Lerchen), bei Schnepfen dreht man auch einmal den  
Hals herum und steckt den Schnabel durch die Keulen, als wenn man Flügelwerk  
aufspießt, dann auf kleine Spießchen gesteckt, an einen Spieß gebunden und ge-  
braten; unter die Schnepfen werden geröstete Semmelscheiben in die Bratpfanne  
gelegt, damit das Eingeweide, welches herausbrät, darauf fällt. Wenn man an-  
richtet, legt man das Brot unter die Schnepfen.

4. Quark-Kuchen. Man nehme 4 Pfund süßen Quark, presse ihn die  
ganze Nacht, wenn zu trocken, etwas Rahm hinzu tun, dann 11 Eier (7 ganze  
und von 7 nur das Gelbe). Dann von dem Quark ein paar Löffel voll in eine  
tiefe Schüssel tun, denselben mit einem ganzen Ei und einem Dotter ganz fein  
reiben, bis ein dicker feiner Brei entsteht. Auf diese Weise fährt man fort, bis  
aller Quark verbraucht ist. Nun alles zusammentun und mit  $\frac{1}{4}$  Pfund fein ge-  
riebenen Zucker wieder zusammenreiben. Dann hinzu 6 Löffel voll geschmol-  
zene Butter, gestoßenen Zimt, einige Lot in feine Striemen geschnittene Man-  
deln, ein gut Teil Korinten, alles wohl durchrühren, damit es ein geschmeidiger  
Brei wird, und nun in einer Form gebaden.

5. Nührei mit Äpfeln. Man nehme abgeschälte mürbe Äpfel,  
schneide sie in 4 Teile, nehme die Kernhäuser heraus und zerlege sie dann in  
dünne Scheiben, die mit Butter und Zucker ein wenig abgeschwitzt werden, bis sie  
mürbe sind, nun so viele Eier in die Pfanne schlagen, als nötig sind. Hat man  
die Eier zu Nührei abgerührt, tut man die Äpfel hinzu.

6. Leberzuckerte Kirschchen. Schönen weißen Zucker kochte man so steif,  
daß er gleich hart wird, wenn man einen Tropfen auf einen Teller fallen läßt.  
Dann schöne frische Kirschchen eine nach der andern hineingestunkt, geschwind wie-  
der herausziehen und aufhängen; dann ist man sie als Nachtisch.

Wir wollen ehrlich bleiben und bekennen, daß nicht der Stadtkoch Marcus  
Looft dies Menu zusammengestellt hat, sondern wir selbst in der Annahme, daß  
es den Beifall der geehrten Leserinnen finden werde.

An Weinen aus dem Rathskeller ist auch kein Mangel, wir brauchen dem  
Stadtkoch Marcus Looft nur einen Wink zu geben.

Und nun, Herr Stadtmusikant, ein wenig Tafelmusik.

Am 29. Oktober 1690 wurden Chr. Scop und J. Chr. Janzen für den  
Fall, daß Meister Chr. Knölden mit Tode abgehen sollte, zu Stadtmusi-  
kanten erwählt und mit Handschlag auf folgende Punkte verpflichtet:

1. sollen beide friedlich und scheidlich miteinander leben,
2. sollen sie bekommen 10 Taler und einen Baum (Brennholz),
3. sollen sie haben alles, was beim Umgang auf Hochzeiten und anderem  
Aufwarten verdient wird zur Verteilung unter sich.
4. Sie sind verpflichtet, eine Woche um die andere alle Abend wie gewöhnlich  
vom Turm zu blasen.
5. Beide Stadtmusikanten müssen mit ihren Gesellen und Jungen alle  
Sonntag nach der Predigt vom Turm blasen.
6. Sie müssen ferner, so oft es erfordert wird, alle Fest- und Sonntage in  
der Kirche mit ihren Leuten aufwarten.
7. Wenn einer von ihnen mit dem Tode abgehen sollte, ist und verbleibt der  
Ueberlebende allein Stadtmusikant und genießt auch allein das Ein-  
kommen.
8. Alles ist aber nur dahin zu verstehen, daß Vorstehendes erst eintritt nach  
dem Tode des Chr. Knölden. Auch wird vorbehalten, obengenannte Bene-  
fizien zu mehren oder zu mindern.

Die Stadtmusikanten waren steuerfrei.

Seit 1790 haben Mitglieder der Familie Semler das Amt des Stadt-  
musikanten innegehabt. Die älteren Izehoer konnten sich ohne Musikus Semler  
überhaupt keine Musik denken; Semler und Musik waren eins.

Die letzte Vertreterin dieser Musikfamilie hier selbst war das verstorbene  
Fräulein Emma Semler, die Klavierlehrerin, deren Kunst noch von mancher  
Izehoerin als Schülerin gepflegt wird.

Der Vater von Fräulein Semler, den alten Musikus Semler, haben ältere  
Izehoer ja noch sehr gut gekannt, nicht aber dessen Vater, den Musikus Paul  
Julius Ernst Semler, der 46 Jahre alt am 21. März 1827 hier verstarb. Der-  
selbe war dreimal verheiratet, zunächst mit Margareta geb. Deckmann. Aus  
dieser Ehe stammten zwei Kinder; dann mit Amalie geb. Friedrichsen, von der  
eine Tochter abstammte, und zuletzt mit Margareta geb. Kugel. Aus dieser Ehe  
stammten sechs Kinder.

Dem sehr beliebten Verstorbenen wurde im „Izehoer Wochenblatt“ ein  
poetischer Nachruf gewidmet, aus dem folgende Strophen mitgeteilt sein mögen:

„Der Tonkunst großer Meister ist verstorben,  
Im herrlichen Beruf entwich sein Geist;  
Ein bess'res Leben war für ihn beschieden,  
Wo er verkündet die Schidung Gottes preist.  
Wir klagen laut und sehen mit Bedauern  
Die Mutter mit neun Kindern um ihn trauern.  
Auf, Freunde, bringt teilnehmend eine Gabe  
Des Mitgeföhles den Verlass'nen dar!  
Weißt Semler eine Träne noch am Grabe,  
Der unser achtungswerter Bruder war,  
Der durch die schöne Kunst so oft uns rührte;  
Anbetung dem, der ihn hinüber führte!“

## Unser Ständehaus

Wohl jeder Gegenwärtig-Izehoer weiß, daß wir ein Ständehaus haben, aber nur wenige kennen die Veranlassung seines Baues und dessen ursprüngliche Bestimmung, weil persönliches Erinnern nicht so weit zurückreicht und geschichtliche Belehrung nicht immer zur Hand ist. Man muß sich 100 Jahre im Geiste zurückversetzen und sich gegenwärtig halten, daß Schleswig-Holstein kein Teil des dänischen Gesamtstaates und der dänische König nicht auch unser König, sondern nur unser Herzog war, denn Schleswig-Holstein befand sich nur in Personal-Union mit dem dänischen Staate. Dieser behandelte die Herzogtümer wie Stiefkinder, indem er sie im Steuer-, Finanz- und Banwesen im Vergleich zum Königreich aufs empfindlichste schädigte und benachteiligte. Schleswig-Holstein, halb so groß wie Dänemark, mußte doppelt soviel Grundsteuer aufbringen, wie dieses. Als 1813 die finanzielle Zerrüttung des dänischen Staates zum teilweisen Staatsbankrott führte, sah es politisch traurig aus: Kriege nach außen, Notstand im Innern. Es fehlte an barem Gelde; man fabrizierte Papiergeld, das, weil es durch Silber nicht eingelöst werden konnte, in seinem Werte sank. Die Beamten darboten bei ihrer großen papiernen Gage, die Kapitalisten wurden arm, weil die Schuldner ihre Schulden in fast wertlosem Papiergeld abbezahlten; manchen milden Stiftungen drohte der Untergang; aller Handel mit dem Ausland stockte; die Not und der allgemeine Unwille stiegen täglich. Um dem Notstande abzuweichen, wollte die Regierung in Kopenhagen das umlaufende Papiergeld einziehen und nur eine Geldsorte, das Reichsbankgeld, gesetzmäßig sein lassen. Da aber bares Geld nicht im Lande war, gründete man eine neue Zettelbank, die Reichsbank, welche ermächtigt wurde, bis zu einem bestimmten Betrag ihre Zettel in Umlauf zu setzen. Das nötige bare Geld aber, welches zur Deckung der Zettel erst in der Reichsbank sein mußte, war nicht vorhanden und mußte erst beschafft werden. Es wurde dadurch beschafft, daß man auf alle urbaren Ländereien nach dem Brandtaxwert zur Grund- und Benutzungsteuer und auf die Gebäude nach dem Brandtaxwert eine Abgabe von 5 Prozent des Wertes legte, die als erste Hypothek protokolliert werden mußte. Solche Forderungen der Reichsbank an das Grundeigentum hießen Bankhaft oder die gezwungene Anleihe. Schleswig-Holstein, halb so groß wie Dänemark, mußte das Vielfache an Bankhaft aufbringen, wie dieses. Zum Beispiele statt vieler: das Haus Viktoriastraße Nr. 2 (wo nun das Hamburger Engros-Lager ist) gehörte einer Madame Wittrod; es wurde mit 201 Reichsbanktalern 58 Schilling Bankhaft belegt. Madame Wittrod konnte die Bankhaft nicht zahlen und mußte sie mit 6¼ Prozent verzinsen. Als 1815 Bürgermeister Nötger das Grundstück erwarb, zahlte er die Bankhaft.

Die Ländereien des Gutes Pünstorf wurden zu 15 920 Reichsbanktalern taxiert; 5 Prozent Bankhaft davon machten 955 Reichsbanktaler 19 Bankschillinge. Der Erbpächter Justitiarius Gerichtshalter Scheel konnte die Bankhaft nicht zahlen und mußte sie mit 6¼ Prozent, also mit 62 Reichsbanktalern 8 Schillingen verzinsen. Im Jahre 1822 konnte Scheel Pünstorf nicht halten und machte Konkurs. (Vergl. meine Druckchrift: „Das Gut Pünstorf“.)

Jedermann fühlte die finanzielle Bedrückung. Die Wissenden, die ihre Einsicht auf dem Wege wissenschaftlicher, geschichtlicher Forschung erlangt hatten, erläuterten den Sachverhalt durch Wort und Schrift namentlich im „Izehoer

Wochenblatt“. Der nationale Kampf gegen Dänemark war zukünftig unvermeidlich. Und um den kommenden Kämpfen die Spitze abzubrechen, erschien 1831 das „Allgemeine Gesetz für Schleswig-Holstein wegen Anordnung von Provinzialständen“. Die Ausführung des Gesetzes wurde 4 Jahre, bis 1835, verzögert. Nun wurden nicht etwa für die Herzogtümer gemeinschaftliche Stände, sondern solche für das Herzogtum Schleswig und das Herzogtum Holstein getrennt eingeführt, für Schleswig in der Stadt Schleswig und für Holstein in dem kleinen Izhoe, welches 1835 in allen vier Kommunen nur 5495 Einmwohner zählte. Die holsteinischen Stände hätten nach Kiel gehört; man fürchtete in Kopenhagen jedoch den Einfluß der Kieler Universität.

Nun mußte in Izhoe ein Ständehaus geschaffen werden. Man wählte dazu neben dem Rathaus ein Gebäude, in dem der Pächter des Ratsweinstellers wohnte. Das Haus wurde abgebrochen und in den moorigen Grund eine Menge starker Pfähle gerammt. Auf den Pfahlrost kamen als erste Grundlage behauene Felsen. Der Grundstein wurde im Frühjahr 1831 durch den dänischen Staatsminister Graf Konrad zu Ranzau unter der Eingangstür gelegt, wobei er und der Diakonus Burghardi Neben hielten. Am 24. Juni 1835 wurde der Bau vom dänischen König in Augenschein genommen. Am 1. Oktober 1835 fand die erste Sitzung der holsteinischen Ständeversammlung statt, welche von dem königl. Kommissar Konferenzrat Höpp eröffnet wurde. Als Alterspräsident fungierte der Geheime Konferenzrat Gay Lorenz Graf von Brodorsff, der auch eine Rede hielt. Vor Jahren hat der Enkel des Geheimrats, Graf Brodorsff-Ablesfeldt auf Nischeberg, der Stadt das Bild seines Großvaters geschenkt; es ist ein Schwarzbrud unter Glas und Rahmen und hängt im Ständesaal. Der ersten Sitzung im Ständesaal ging ein Gottesdienst in der Laurentiikirche voraus, in welchem der Generalsuperintendent (heute müßte es ja Bischof heißen) Herzbruch über 1. Petri 2, 17: „Lut Ehre jedermann, habt die Brüder lieb, fürchtet Gott, ehret den König“ die Predigt hielt. Nach dem Gottesdienst begab sich die ganze Versammlung in Prozession nach dem Ständehause. —

In den Jahren, in denen in Izhoe die holsteinische Ständeversammlung tagte, war hier auch konstitutionell der Mittelpunkt deutschen Lebens. Die deutsche Gesinnung dieses Parlaments hat zu vielen harten Kämpfen zwischen Izhoe und Kopenhagen geführt, in deren Verlauf auch einmal das „Izehoer Wochenblatt“ wegen seiner treudeutschen Haltung unterdrückt wurde.

Im Ständesaal kämpften vor einem Menschenalter Männer mit Kraft, Mut, aber auch mit Würde um dasjenige Gut, welches uns Schleswig-Holsteinern von je heilig war: ein Schleswig-Holstein, up ewig ungedeckt und seine Selbständigkeit gegenüber den willkürlichen dänischen Uebergriffen. Es gab kein Links und kein Rechts, keine Internationalität; alle Abgeordneten kämpften um ein und dasselbe Ziel.

Der Gefühlsperspektive des Izhoeer Kleinbürgers aber, der abends bei der langen Pfeife vor seiner Tür die Ständeberichte im „Izehoer Wochenblatt“ las, entsprach es, wenn seine Knaben auf der Straße sangen:

„In Izhoe, seggt he,  
An'e Stör, seggt he,  
Sitt de Lüüd des Abens vör de Döhr, seggt he,

Un de Stänn, seggt he,  
Op de Bänk, seggt he,  
Krieg di Geten, seggt he,  
Un Gedrünt.

Was die Ständeversammlung verhüten sollte, den Konflikt mit Dänemark wurde nicht erreicht; 1864 kam die Auseinandersetzung. Die neuen Herren wurden in Schleswig Preußen, in Holstein Oesterreich. Als der österreichische Statthalter Freiherr von Gablenz die holsteinische Ständeversammlung am 2. Juni 1868 auf den 11. Juni nach Itzehoe berief, war das eine tatsächliche Kriegserklärung an Preußen. Dessen Antwort war, daß seine Truppen aus Schleswig am 7. Juni mit der Eisenbahn nach Rendsburg kamen, die Eider überschritten. Rendsburg, Kiel und Itzehoe besetzten und die Ständeversammlung auseinanderporen.

Die Würfel waren gefallen. Es folgte Königgrätz. Schleswig, Itzehoe und sein Ständehaus waren nun preussisch und der Ständesaal hatte fortan andere Aufgaben zu erfüllen. Er war zeitweilig Ausstellungsraum, Wahllokal, Schwurgerichtssaal, Schule und Festsaal bei Kaisers Geburtstag. Seine vornehmste Verwendung fand er 1881, als um Itzehoe das Kaisermanöver stattfand und der alte Kaiser Wilhelm im Ständesaal offene Tafel hielt, an der auch Bayern, Belgien, China, Frankreich, Großbritannien, Japan, Italien, Oesterreich, Rußland, Sachsen, Serbien, Schweden-Norwegen und Spanien vertreten waren.

Damals sang Paul Trebe:

„Un is dat hier of nich so grot  
Un nich so fien, als in Berlin. —  
Man frischen Moth, dat hett keen Moth,  
Man all mit rin! man all mit rin!  
Un wat du kannst, nu wies dat ens  
För Schleswig-Holstein stammverwandt  
Du warst nu mal de Residenz  
Bun't grote dütsche Vaterland!“

Heute hat unser Ständesaal abermals eine andere Aufgabe zu erfüllen: er ist Sitzungssaal der städtischen Kollegien; er dient also nicht staatlichen und nicht höfischen, sondern kommunalen Zwecken im Rahmen der Städteordnung. Er gibt seinen von der Bürgerschaft gewählten Vertretern, mögen dieselben in ihren weltpolitischen Anschauungen auseinandergehen, Gelegenheit, wie die Ständeabgeordneten vor 100 Jahren, mit Mut, Kraft, aber Würde vereint Kommunalpolitik zu treiben zum Besten unseres Gemeinwesens.

Sollte auch unsere Stadtvertretung einmal die Lust antwandeln zu singen, dann wird sie sicherlich wählen:

„Schleswig-Holstein, meerumschlungen“

und das vom Reichspräsidenten Ebert zur Nationalhymne erhobene

„Deutschland, Deutschland über alles,  
Ueber alles in der Welt!“

## Die Polizeiverwaltung in Itzehoe in früherer Zeit

Vor 100 Jahren beschränkte sich die hiesige Polizeiverwaltung auf den Lübschen Stadtteil; die drei anderen Kommunen hatten ihre Polizei für sich, die in der Klosterkommune vom Verbitter, in der Breitenburger Kommune vom gräflich breitenburgischen Oberinspektor und in der Burgkommune vom Amtmann des Kreises Steinburg ausgeübt wurde. Daß die getrennte Verwaltung in den räumlich zusammenhängenden vier Stadtteilen zu Kompetenzkonflikten führen mußte, ist klar und wurde auch als großer Mangel empfunden. Aber eine Einigung und Vereinigung herbeizuführen, war nicht leicht, weil man dann seine Machtbefugnisse aufgeben und zu den Kosten der gemeinsamen Polizeiverwaltung mehr beitragen sollte, als bisher nötig war.

Aber auf die Dauer war die Trennung nicht aufrechtzuerhalten und so wurde dann nach vielfachen Verhandlungen von dem dänischen König Friedrich VI. (unserem Herzog) unterm 29. September 1829 das „Regulativ für die Verwaltung der Polizei nebst Instruktion für das Polizeigericht und den Polizeimeister in den verschiedenen Gerichtsbarkeiten der Stadt Itzehoe“ erlassen. Radikal war die Sache jedoch noch nicht durchgeführt, weil „dem Kloster die Ausübung der Polizei auf dem Klosterhof bis weiter unter den näheren Bestimmungen vorbehalten wird, daß der Klosterhof regelmäßig des Abends um 11 Uhr geschlossen und dem Polizeimeister ein Schlüssel zu dem Klosterhofe eingehändigt, und in Fällen der Nacheile und Verfolgung der Verbrecher und Polizeikontravenienten der städtischen Polizei kein Hindernis in den Weg gelegt werde.“

Wie sich nun bezüglich des Klosterhofes die Sache praktisch gestaltet hat, kann ich aus Erfahrung nicht sagen. Ich denke, dies an einem Beispiel klarmachen zu können.

Gesetzt den Fall, in der Breitenstraße habe Nachtwächter Unruh sein Revier. Unruh, 60 Jahre alt und am Tage Arbeiter, hockt im Kellereingang des Hauses Nr. 32, früher „Friedrichsbrunn“, und lauert auf einen Einbrecher. Wichtig, da klinkt eine Fensterscheibe. Unruh kommt hoch und rennt, soweit seine sechzigjährigen Beine es vermögen, hinter dem Einbrecher her bis zu dem Gang zwischen Fahrradhändler Granz und dem „Bumkrog“. Der Einbrecher, ein flinker Mensch, turnt über die verschlossene Pforte und verschwindet nach dem Klosterhofe.

Na, die Sache ist nicht so schlimm; denn nach dem Regulativ vom 29. September 1829 hat der Polizeimeister einen Schlüssel zur Pforte. Polizeimeister ist seit 1830 Oluf Friedrich Freiherr von Eggers. Unruh hin und zieht an der Nachtlode. Herr von Eggers sieht im Nachthemd aus dem Fenster und fragt, wer da sei. „Das bin ich, Herr Polizeiverwalter, Nachtwächter Unruh; mir ist eben einer ausgeeilt und über die Pforte nach dem Klosterhof gewitscht; wollen Sie nicht so gut sein und mit Ihrem Nacheileschlüssel herunterkommen, damit wir ihn wiederkriegen?“ Wir setzen nun weiter den Fall, der Herr Polizeimeister wolle so gut sein, zieht sich an, kommt herunter, geht mit Unruh nach dem Gange zwischen Granz und dem „Bumkrog“ und schließt auf. Da begibt sich nun, was Unruh nicht erwartet hat, daß der Ausgeneigte da nicht

steht und auf seine Verhaftung wartet, sondern einfach dreisterweise verschwunden ist. Jetzt den Klosterhof absuchen, ob der Ausgeneigte vielleicht sich im Gebüsch des Gartens der Frau Priörin oder in einem andern Garten versteckt habe, das geht nicht an; von Absuchen steht nichts in dem Regulativ, nur vom Nachhelfen und ein Zutwiderhandeln gegen die Bestimmungen des Regulativs könnte einen Kompetenzkonflikt mit dem Kloster herbeiführen. Also schließt der Polizeimeister die Pforte wieder zu, geht, da die Uhr erst 1 ist, nach Hause und zu Bett; Anruh geht wieder in die Breitestraße, setzt sich wieder im Kellereingang auf die Lauer und wartet auf einen zweiten Einbrecher, der diese Nacht aber nicht mehr kommen will.

Vor Erlass des Regulativs von 1829 war die Ausübung der Polizei, namentlich die Verfolgung von Verbrechern um so schwieriger, als die Häuser der vier verschiedenen Jurisdiktionen vielfach durcheinander im Gemenge lagen, ja, daß es Häuser gab, die zur Hälfte lübisch, zur Hälfte klösterlich oder breitenburgisch waren. Es soll vorgekommen sein, daß ein Verfolgter ins Hinterhaus, das im klösterlichen lag, flüchtete und der verfolgende Polizeibeamte nicht wagen durfte, vom lübischen Vorderhause aus die Verhaftung vorzunehmen, weil er auf Klostergebiet Amtshandlungen nicht vornehmen durfte. Die hintere Hälfte des Gartens eines Hauses in der Breitestraße lag in breitenburgischer, der vordere Teil in lübischer Jurisdiktion. Die Grenze zwischen Itzehoe und Sude ging quer durch den Dampfkessel der Falk & Schüttchen Gerberei in der Feldschmiede. Hinter der Zementfabrik liegt die Grenze zwischen Itzehoe und dem Kloster eben oberhalb der Eisenbahnbrücke. Wenn nun in der Stör eine Leiche antrieb und vom Schiffer dieselbe am Stäckwerk oder sonstwo festgebunden wurde, dann pflegte der Schiffer die bezügliche Meldung bei der städtischen Polizei zu machen. Dort wurde dann durch genaues Befragen festgestellt, wo, ob eben oberhalb oder unterhalb der Eisenbahnbrücke die treibende Leiche festgebunden sei. Meistens stellte es sich dann heraus, daß für den Fundort die klösterliche Polizei zuständig sei. Der Schiffer wurde dann nach dem Klosterhof zu Syndikus Bosselt mit seiner Anzeige geschickt. Syndikus Bosselt pflegte in solchen Fällen nicht eben im Klüsterkon zu sprechen und rief zur Verblüffung des anzeigenden Schiffers: „Das ist nicht meine Leiche! Die haben Sie durchgeschifft! Durchgeschifft!“ Er wollte damit sagen, der Schiffer habe die Leiche soweit bei der Brücke im Strom dirigiert, bis sie in den klösterlichen Polizeibezirk kam. Es nützte dem Syndikus alles Lamentieren nichts; seine Leiche mußte er behalten.

Die Grenze gegen Breitenburg geht am Münsterdorfer Deich eben oberhalb der Scheune hinter dem Delftor-Schulhaus über die Stör.

Nun hatten wir einmal einen Büroangestellten, der im Sommer und im Winter barfuß in den Stiefeln ging und ein Spaziergänger war, der es mit dem Dichter und Schriftsteller J. G. Seume hätte aufnehmen können. Seume ging, wie sich der Leser erinnert, im Jahre 1802 von Leipzig über Dresden, Prag, Wien, Venedig, Rom, Neapel nach Syrakus auf Sicilien und zurück und beschrieb diese Fußreise als „Spaziergang nach Syrakus“. So weit brachte unser Büroassistent es nun nicht. Aber in der Mittagspause spazierte er schnell nach Münsterdorf oder Breitenburg und abends nach Glückstadt, wo er schnell noch in der Elbe badete. Genug, unser Assistent sieht eines Mittags, als er wieder einmal nach Münsterdorf spaziert war, bei der Scheune am Münsterdorfer Deich etwas im Störschilf sich schaukeln, das ihm verdächtig schien. Er fischt es heraus als Leiche eines neugeborenen Kindes. Diese wickelt er in eine Zeitung, rennt damit nach dem Rathause und legt sie dem zuständigen Beamten aufs Pult. Als

dieser kommt, ist die erste Frage, wo, ob oberhalb oder unterhalb der Scheune die Leiche aufgefischt sei. Das konnte er so genau nicht mehr sagen. Und nun mußte erst ein Polizeibeamter mit ihm nach dem Deich, um die Fundstelle genau zu bezeichnen. Ja, da hatten wir die Sache: es war Breitenburger Gebiet und der Amtsvorsteher zu Breitenburg für die Amtshandlung zuständig. Der Büroassistent wollte die Sache gut machen und die Leiche dahin tragen, wo er sie aufgefischt hatte, was unzulässig war. Und so ließ sich nach telefonischem Benehmen die hiesige Polizeiverwaltung vom Amtsvorsteher Breitenburg für die nötigen Amtshandlungen ermächtigen.

Da die Erledigung von Strassachen mit Arbeit und nicht selten mit Kosten verbunden war, war es menschlich, wenn die drei anderen Kommunen der lübischen gelegentlich einen unangenehmen Fall gern überließen, wohl auch Bettler usw. sachte über die Grenze hüteten.

In Sude hatte der Amtsvorsteher Wilhelm Rusch seinen alten braven von Fehrn, der in Sude aufgegriffene Bettler nach dem Rathause zur Vernehmung bringen und dann nach dem Amtsgericht führen mußte. Es war einmal im Winter und Glatteis, v. Fehrn brachte einen Bettler, der vernommen wurde. Die Papiere des Festgenommenen wurden mit dem Vernehmungsprotokoll in ein großes Kuvert getan und v. Fehrn zwecks Ablieferung auf dem Amtsgericht mitgegeben. v. Fehrn kam mit seinem Bettler bis zur Bergstraße (die früher noch viel steiler war). Da nun hinaufzukommen, war nicht so einfach, namentlich für den alten v. Fehrn. Dies sah der Bettler und mitleidig, wie auch Bettler sein können, jagte er: „Alter, fassen Sie mich an, so, stützen Sie sich auf Ihren Stock; geben Sie doch das große Kuvert her, das hindert Sie ja nur!“

So, nun ging es auch ganz gut bis vor das Amtsgericht. Ob v. Fehrn nun so ein bißchen nach hinten ausgerutscht ist, oder der Bettler ihm einen leisen Schubs gegeben hat, ist nie festgestellt worden. Während v. Fehrn sich auf dem Glatteis abmühte, das Gleichgewicht zu behalten, glitschte unser Bettler mit dem Kuvert leichtfüßig davon und ist v. Fehrn nicht wieder zu Gesicht gekommen. Dieser machte von dem Vorfall pflichtschuldigt im Rathause Anzeige.

Betteln wurde nach dem mehrfach erwähnten Regulativ das erste Mal mit dreitägigem, das zweite Mal mit zweimal fünftägigem Gefängnis bei Wasser und Brot geahndet.

Dem Polizeimeister waren untergeordnet zwei Polizeidiener, ein Obernachtswächter und acht Nachtwächter. Die Nachtwächter hatten zugleich als Gassenwächter die spezielle Aufsicht über Vagabunden und Bettler. Sie erhielten jährlich an Gehalt 125 Taler, der Oberwächter 170 Taler und 28 Taler Kleidergeld, jeder Polizeidiener 170 Taler und 33 Taler Kleidergeld.

Die vier verschiedenen Kommunen mußten zu den Polizeikosten nach folgendem Maßstab beitragen: zu jeder Summe von 60 Talern zahlte die lübische Stadt  $39\frac{1}{2}$ , das Kloster  $15\frac{1}{2}$ , Breitenburg  $4\frac{1}{10}$  und der Burgdistrikt  $1\frac{1}{10}$  Taler.

Für die polizeiliche Gerichtsbarkeit wurde ein Polizeigericht angeordnet mit dem Polizeimeister als Vorsitzenden und vier Beisitzern aus den vier Jurisdiktionen.

Die Gebühren in Sachen, die vor das Polizeigericht gehörten, wurden unter die Mitglieder desselben geteilt.

Das Polizeigericht hatte jede Woche eine Sitzung und mußte die Polizeivergehen summarisch untersuchen. Es war zuständig in allen Vergehungen, die eine Geldbuße von 16 Talern und eine Gefängnisstrafe bei Wasser und Brot von zweimal fünf Tagen nicht überstieg. Vom Polizeigericht ging die Berufung

an das Holsteinisch-Lauenburgische Obergericht. Der Polizeimeister war verpflichtet, auf den Nichtplätzen bei Hinrichtungen usw. persönlich gegenwärtig zu sein, um Ordnung zu handhaben und Unjug abzuwehren.

Die exekutiven Funktionen der Polizeiverwaltung übte der Polizeimeister allein aus. Er wurde vom König ernannt und war keiner Ortsobrigkeit unterworfen.

Das Regulativ von 1829 war ein bedeutender Fortschritt. Die Polizei von früher hat sich so gewandelt, daß die wenigsten ihre heutige innere Organisation und die einzelnen Exekutivbeamten kennen.

Vor 40, 50 Jahren kannte man nur die Polizeibeamten *Bauz*, *Hübner* und *Hansen*. *Bauz* war aus dem Altonaer Polizeidienst übernommen. Er soll in jüngeren Jahren ein ausgezeichnete Kriminalist gewesen sein. Er war besonnen, taktvoll, konnte sehen und nicht sehen und packte feste zu, wo es galt. Selber kinderlos, doch sehr kinderlieb, wurde er in allen Familien den kleinen Kindern gegenüber als Kinderschreck verwandt; „*Bauz kommt*“ war der Gipfel der Drohung. *Bauz* und *Polizei* waren synonyme Begriffe.

*Hübner* fehlte die Kardinaltugend des Polizeibeamten: überlegene Ruhe. Wie oft hat die Stadt ihm eine Brille ersetzen müssen, die in dem von ihm provozierten Kampf bei Verhaftungen in Stücke ging! Er war ein leidenschaftlicher Jäger und phantasierender Erzähler von Jagdgeschichten, in denen er es unter 100 000 Hasen und 80 bis 100 Tigern und Löwen nie tat. Sein Jagdeifer brachte ihn mit den Jagdgesetzen in Konflikt. Um der Bestrafung zu entgehen, legte er sein Amt nieder und ging nach Nordamerika zu seiner dort verheirateten Tochter *Amanda*. Dort soll er Löwen und Tiger auch nur im Zirkus gesehen haben.

*Hansen* war Däne, weniger für den Polizei- als Botendienst geeignet. Als Däne konnte er keine Ordnung halten zwischen *der*, *die* und *das*. Um nun aber doch mitunter das Richtige zu treffen, entschied er sich ein für allemal für „*die*“ und hieß nun selber bald nicht anders denn „*die Hansen*“.

Die Allgemeinheit charakterisierte sich die drei Herren mit folgendem Vers:

„Gefährlich ist's, den *Bauz* zu reden,  
Verderblich ist des *Hübners* Zahn;  
Jedoch, der schrecklichste der Schrecken,  
Das ist „*die Hansen*“ in seinem Wahn.“

Alle drei sind längst verstorben.

## Aus Itzehoes alter Gerichtsbarkeit

### I.

Es war im September 1800, als die Witwe *Krahn* mit ihrem losen Mund längs dem Hohlentwinkeltieg ging, dort *Peter Rodewoldt* und *Frau Lahn* begegnete und beiden vertraulich erzählte, als wenn sie es gesehen hätte: „Eben hat die *Frau von Paul Hansen* auf *Apotheker Spallhavers* Land auf dem *Paaschburger* Kump *Wurzeln* (*Karotten*) aufgezoogen“. Das war einmal wieder, wie so oft, gelogen. *Frau Hansen* erhielt von der Verleumdung Kunde. Ihr Ehemann ging aufs *Rathaus* und machte Anzeige. Ordentliche Gerichte gab es damals nicht, weil Verwaltung und Justiz nicht getrennt waren.

Nach dem alsbald angestellten Verhör wurde die *Krahn* für schuldig befunden und zu 12 Stockschlägen auf öffentlichem Markte verurteilt, welche Strafe vom *Armenvogt* vollstreckt wurde.

Alle, die früher unter der bösen Zunge der *Krahn* gelitten hatten, freuten sich über diesen Denktettel und bouteten denselben als Gesprächsstoff an Straßenecken und auf Höfen tagelang aus, was die *Krahn* vielmehr schmerzte, als die 12 Hiebe.

Sie wollte sich das nicht gefallen lassen, sondern an den König *Christian VII.* in *Kopenhagen* „supplicieren“, damit sie einen *Armenanwalt* zu ihrer Verteidigung bekäme, den sie aber nur zugewiesen erhalten konnte, wenn sie arm war. Dies bezeugten ihr zwei Einwohner aus der *Breitenburgischen* Kommüne.

Die Beschwerde ging beim König ein, der den Magistrat zum Bericht aufforderte. Der Magistrat ließ nun vorerst durch die *Armenvorsteher* feststellen, ob die *Krahn* wirklich arm sei. Die *Armenvorsteher* bescheinigten, daß dies nicht zutrefte, denn die *Frau* habe eine Bettdecke mit einem *Dabelsteiner* Ueberzug, 2 Unterbetten, 2 Kissen und 1 Bettlaken, außerdem bekomme sie Unterstützung aus der *Armenkasse*. Der Magistrat schickte nun dieses Attest mit dem Vernehmungsprotokoll dem König ein.

Der König entschied: Wenn auch das Peitschen im Gefängnis gesetzlich sei, so solle der Magistrat aber berichten, woher er die Berechtigung nehme, auf öffentlichem Markte Stockschläge austheilen zu lassen. Der Magistrat antwortete: Das Peitschen mit einer *Karbatzche* sei ja nach der königlichen Verordnung vom 8. August 1775 bei leichten Vergehen zulässig. Fasse man diese Verordnung im weitesten Sinne auf, dann könne man wohl sagen, daß das Peitschen mit einer *Karbatzche* auch das Schlagen mit einem Stock einschließe. Tatsächlich sei die *Krahn* aber garnicht mit einem Stock, sondern mit einer erst für diesen Zweck eigens angeschafften *Karbatzche* (*Lederpeitsche*) gezüchtigt worden. Es sei eben in dem Urteil der Kürze halber der richtige Ausdruck nicht gewählt worden.

Uebrigens sei die an der *Frau* vollzogene Züchtigung als zweckmäßig zu bezeichnen, weil die *Krahn* wegen *Holzdiebstahls* bereits eine Strafe erlitten habe und der Magistrat von der Regel ausgehe: „*qui non habet in aere, luat in corpore*“ (wer nicht mit Geld bezahlen kann, bezahle oder büße am Körper).

Keine Strafe sei in solchen Fällen zweckmäßiger und von solchem Eindruck, als das *Auspeitschen* mit einer *Karbatzche* auf öffentlichem Markte. Der Magistrat erinnere nur daran, daß hier in *Itzehoe* das öffentliche *Topfwerfen* am *Neujahrsabend* mit keinem Mittel, auch nicht durch hohe Geldstrafen, zu bekämpfen gewesen. Da habe man es mit dem *Auspeitschen* versucht und das *Werfen* mit *Töpfen* und *Flaschen* an *Fenster* und *Lüren* habe aufgehört. Wenn der Endzweck der Polizei, die Aufrechterhaltung guter Ordnung, erreicht werden solle, müsse der Polizei die Befugnis zustehen, eine in den Gesetzen zwar nicht zugelassene, aber darum nicht minder zweckmäßigere Strafe anzuwenden.

Ja, der Magistrat wolle freimütig bekennen, daß er bei groben Polizeiverbrechen auch ohne spezielle königliche Erlaubnis von der Strafe des öffentlichen *Auspeitschens*, so namentlich wegen des *Topfwerfens*, Gebrauch gemacht habe. Wegen der guten Wirkung solchen *Ruchtmittels* fürchte der Magistrat daher auch nicht, sich des Königs *Mißfallen* zugezogen zu haben.

Scheinbar ist das auch nicht geschehen.

Weitere Bescheide liegen in der Sache nicht vor.

Es ist aber anzunehmen, daß Frau Krahn in der Folge ihren losen Mund wird gezügelt, und der Magistrat das Auspeitschen nur in den Fällen wird verfügt haben, wo es gesetzlich zugelassen war.

## II.

Itzehoe hatte, wie andere Städte von Bedeutung, einen Scharfrichter. Die Witwe des letzten hiesigen Scharfrichters, Goscheroth, wohnte noch 1809 in dem alten Frohnhause in der Schmiedestraße.

Für den Scharfrichter wurde den 12. März 1698 von Kopenhagen aus folgende Tax-Ordnung erlassen:

Einen Kopf mit dem Schwerte abhauen . . . . .	10 Reichstaler
Einen Kopf mit dem Beile abhauen . . . . .	8 "
Eine Hand oder Finger abhauen . . . . .	4 "
Einen Kopf und eine Hand an den Pfahl zu schlagen . . . . .	4 "
Einen zu hängen . . . . .	10 "
Einen wieder vom Galgen herunterzuholen . . . . .	4 "
Einen ganzen Körper auf das Rad zu legen und den Pfahl einzugraben und zu setzen . . . . .	7 "
Einem Arme und Beine in Stücke zu schlagen und ihn auf das Rad zu flechten . . . . .	14 "
Einen toten Körper aus der Stadt zu fahren . . . . .	2 "
Einen Körper in die Erde zu graben . . . . .	3 "
Einen zu vierteilen und auf das Rad zu legen . . . . .	12 "
Für einen jeden Griff mit glühenden Zangen . . . . .	2 "
Einen zu brandmarken . . . . .	4 "
Einen am Pranger zu stäupen (mit Ruten züchtigen) . . . . .	5 "
Einen aus der Stadt zu stäupen . . . . .	7 "
Einen zu relegieren oder Stadt und Landes zu verweisen . . . . .	4 "
Einen Körper zu verbrennen . . . . .	10 "
Paßquillen oder dergleichen zu verbrennen . . . . .	3 "
Namen an den Galgen zu schlagen . . . . .	2 "

Graben oder Kessel, Zangen, Brenneisen, Blöcke, Alexte, Pfähle, Räder, Nägel, Schleifen mit zugehörigen Pferden, Seile, Stricke und andere dergleichen Instrumente hatten sich die Scharfrichter selbst zu beschaffen gegen den gewöhnlichen jährlichen Lohn.

Des Scharfrichters Amt war es auch, die Namen von Deserturen an den Galgen zu schlagen. Solche Namen waren nämlich auf einem Brett verzeichnet, welches angenagelt wurde, wofür es 2 Reichstaler gab. Als nun einmal in Glückstadt 77 Namen von Deserturen auf die angegebene Weise bekannt zu geben waren, verlangte der dortige Scharfrichter 77mal 2 Reichstaler, zusammen 154 Reichstaler. Das war aber dem König Friedrich IV. von Dänemark zu viel. Er verfügte unterm 27. März 1725, daß der Glückstädter Scharfrichter solch ungerimte und unbillige Forderungen nicht stellen dürfe, denn solche Leistungen seien dem Kraghischen Regiment, dem die 77 entlaufen waren, nicht zuzumuten.

Der Scharfrichter zählte gleich den Abdeckern zu den unehrlichen Personen, besaß aber gleichwohl Ansehen, wurde „Meister“ genannt und im Lübschen Recht in dem Titel „Von den Frohnen und Scharfrichtern“ in seinem Ansehen geschätzt; so in dem Falle, wenn ihm sein Handwerk mißglückte, er nicht gleich den Kopf auf einen Streich abhieb oder einem seiner Knechte ein Mißgriff passierte. Wer

da gegen den Scharfrichter aus der Zuschauermenge aufmucken oder sich gar an ihm vergreifen wollte, hatte den Tod durchs Schwert verwirkt. Die zwei großen hiesigen Nichtschwerter sind vor etwa 40 Jahren leihweise an das Altonaer Museum abgegeben, wo sie zu sehen sind.

Da, wie erwähnt, dem Scharfrichter die Vollstreckung des Urteils nicht immer gleich auf den ersten Hieb gelang, er vielmehr wiederholt zuhaden mußte, verordnete der dänische König Christian VII. unterm 30. März 1779, daß die Enthauptungen nicht mehr mit dem Schwert, sondern mit dem Beil stattfinden sollten. Das sei auch keineswegs schimpflicher, wie bisher. Das Schimpfliche sei vielmehr das unehrliche Begräbnis, wenn auf ein solches im Urteil erkannt sei.

Bis zum Jahre 1809 kam es noch immer vor, daß der Scharfrichter in Begleitung von Kollegen in der Nacht vor der Hinrichtung zu dem Verurteilten ging, sich ihm vorstellte, die Hoffnung aussprach, daß er sich bekehrt haben werde, und ihn tröstete, „daß ihm der Tod nicht schwer fallen solle“. Dann schloßte er dem Verurteilten Hemd und Weste an Halse mit einem Messer auf, befestete diese Kleidungsstücke wieder mit Bändern zusammen und schnitt ihm die Nackenhaare ab.

Das königlich holsteinische Obergericht in Glückstadt machte solchem Verfahren des Scharfrichters durch Verbot vom 6. Juni 1809 ein Ende.

Während der französischen Revolution vollführte man die Hinrichtung beifällig, damit es mehr beschickte, mit einer Kopfabhadmaschine, dem Fallbeil oder der Guillotine, und schnitt nicht nur den Verurteilten, sondern bereits vorweg den Verdächtigen bei ihrer Verhaftung die Nackenhaare ab. „Nach Robespierres Sturz 1794 trugen alle feinen Leute in Paris sich a la victime, auch die nicht im Gefängnis gefesselt und nicht die Toilette zur Hinrichtung erlitten hatten (hinten weggeschoren)“, bemerkt Lothar Bucher, die rechte Hand Bismarcks, in seinem spärlichen literarischen Nachlaß.

Wenn ich heute diese Haarnackenschür als neueste Mode bei unseren jungen Leuten sehe, so kommt mir dieselbe als Ueberschrift zu einem der blutigsten Kapitel der französischen Geschichte vor, zu den Jahren 1792—94, in denen unterm Fallbeil die Menschenköpfe rollten, als ob es Kegelkugeln wären.

Der städtische Galgen stand bei Lübschen Brunnen. Die Aufrichtung eines neuen Galgens fand mit einer großen Feierlichkeit statt. Die Bürger mußten bei derselben mit Gewehr in Prozeßion marschieren, die Lübschenkammer Pferde und Wagen stellen zur Hinausschaffung der Geräte. Auch wurden einige Tonnen Bier hinausgeschafft.

Als im Jahre 1646 in Glückstadt ein Verbrecher zur Auspeitschung verurteilt worden war, man daselbst aber keinen Frohn oder Büttel hatte, der die Ausführung zu übernehmen hätte, bat man den Magistrat in Itzehoe, ob man ihnen unseren Frohn nicht für die Vollstreckung leihen wolle. Das geschah denn auch, aber es mußte Kaution gestellt werden, daß wir unseren Frohn auch heil wiederkriegen. Eine Reise von Itzehoe nach Glückstadt war nämlich vor 300 Jahren nicht ohne Gefahr wegen der schlechten Wege und der Gefahr der Verraubung.

In Holstein, also auch in Itzehoe, galt die Lex Carolina, d. h. die peinliche Halsgerichtsordnung Karls V., denn Holstein gehörte zum Heiligen Römischen Reich deutscher Nation und der dänische König war nur vom deutschen Kaiser mit Holstein belehnt und unser Herzog, nicht unser König.

In der genannten Lex Carolina lautete Punkt 109: „Item, so jemandt den Leuten durch zauberey schaden oder nachtheil zufügt, soll man straffen vom Leben zum todt, und man soll solche straff mit dem Feuer tun“. Diese Bestim-

mung richtete sich gegen die *Hexen*, die also verbrannt werden sollten. Als die Hexenprozesse längst nicht mehr stattfanden, ehnten die Jungens und Halb-wüchsiges das Hexenbrennen hier im Bilde noch immer nach, wobei es dann toll herging. Man schleppte Brennmaterial zu einem Scheiterhaufen zusammen, steckte denselben in Brand und verbrannte auf demselben mit Fenerswut und Geheul ein gräßliches Hexenbild, mit dem man erst längs den Straßen fuhr. Dasselbe Schauspiel sollte auch am Abend des 30. April 1717, also vor 200 Jahren, stattfinden. Dies erfuhren die hiesigen drei Prediger, die durch Pastor Kirchhof einen Brief an den Bürgermeister sandten mit der Bitte, diesem Unfug zu wehren, den Scheiterhaufen wegzunehmen und die Versammlung zu vertreiben. Es wird das geschehen und ferner nicht mehr vorgekommen sein.

Früher, sagen wir vor 300 Jahren, wurden die drei hiesigen Zugbrücken in unruhigen Zeiten hochgezogen, die Brückentore aber jeden Abend geschlossen, im Winter von abends 6 Uhr an; von da an konnte man nur durch eine kleine Seitenpforte ein- und austreten, natürlich nur mit Wissen des Torwächters.

Es waren damals schlimme, unruhige Zeiten. Der umwohnende Adel mißachtete den Bürger und verübte manchen Frevel gegen denselben. Es war in der Nacht vom 7. auf den 8. November 1611, als in den Straßen der Altstadt ein Höllenlärm entstand, als ob feindliche Truppen einzögen. Es wurde geritten, gelaufen, geschrien und gegen die Becken der Barbiers aus Pistolen geschossen. Nach der Neustadt bewegte sich die Rotte nicht. Die Brücke war hochgezogen und das Tor geschlossen. Aber den folgenden Abend wurde die Sache ärger. Es kamen da hereingesprengt Hans von der Wische, Hieronymus Pleß, Hennicke von Ahlesfeldt und Hieronymus Blohm. Jeder hatte noch einen Mann hinter sich auf dem Pferde und neben den Pferden liefen Weiläufer. Alle waren mit Büchsen, Gewehren, Speißen und Fleischgabeln versehen. Sie kamen vor der Langen Brücke an, deren Tor geschlossen war, und begehrten Einlaß, den der Torwächter abschlug. Da schickte Hans von der Wische seinen Diener vor, der ganz unschuldig tun und höflich bitten mußte, das Tor doch aufzumachen, denn die Adligen wollten nur eben durch die Stadt reiten und sein Herr wolle für etwaigen Schaden haften. Der Wächter ließ sich betören und machte auf. Kaum eingelassen, ging der Spektakel los. Unter Geheul und Geschrei galoppierten sie vor das Rathaus, tummelten sich da auf ihren Pferden und verteilten sich, als ob es zum Angriff gehen sollte. Im Rathaus war Sitzung und Licht, da der Deichgraf da eine Versammlung abhielt. Gegen die erleuchteten Fenster richtete Hennicke von Ahlesfeldt seine Pistole. Als ein Stadtdiener ihm wehren wollte, richtete er sein Pferd und seine Pistole gegen diesen. Bürger, die vor die Tür traten, um zu sehen, was los wäre, wurden mit der erhobenen Pistole ins Haus gejagt. Ein zweiter Stadtdiener, Wohler Schöff, bewaffnete sich im Rathaus mit einer Fleischgabel (wie solche bei Festlichkeiten beim Braten am Speiß gebraucht wurden), um Friesden zu stiften, wurde aber von zwei oder drei Schüssen erschossen. Man nahm die Uebelthäter fest, da sie sich weigerten, ihren Namen zu nennen, und berichtete umständlich an den König. Zwei Ratspersonen mußten den Bericht persönlich überbringen. König Christian IV. antwortete den 28. November, „daß er solchem cyclopischen Unwesen zuzusehen nicht gewillt sei, die vom Adel verwirne und sie wieder beim Kopf kriegen werde, auch sie des verübten Frevels gebühlich Entgelt empfinden lassen werde, wozu es ihm (so Gott will) an guten Mitteln nicht mangeln solle“.

Verwarnt waren die Uebelthäter also. Ob ihnen sonst noch was geschehen ist, konnten wir nicht feststellen. Es kam hier das der Stadt 1288 verliehene Lübsche

Recht in Betracht, nach dem zu richten dem Magistrat durch Privileg von 1257 gestattet war. (Die *Lex Carolina* von 1532 wurde offiziell erst 1614 in Holstein eingeführt.)

Die zutreffende Bestimmung des Lübschen Rechts nach „Titulus Octavus. De Homicidio (vom Mordschlag) Punkt IX“ lautete: „Welcher beschuldigt wird, in dieser Stadt Weichbild um Wunden oder Mordschlag, kan man ihn dessen überzeugen mit zween ehrlichen Männern, daß er in der That schuldig erkannt und überwunden werden. Kan man aber diese drey Stücke, oder eins von denselben, auff ihn nicht bringen, so mag er sich mit seinem Eide purgiern: Da er auch Zeugen haben würde, daß er der Zeit anderswo gewesen, dann an dem Ort, da der Mord geschehen, so ist er der Bezichtigung oder Verdachts ledig und loß“.

Sollten wir Kinder des 20. Jahrhunderts mit beschränktem Urtheil der Selbstsucht versucht sein, mit vorschnellem Urtheil uns über die Gerichtsbarkeit früherer Zeiten zu erheben, so würden wir den Gang der geschichtlichen Entwicklung nicht erkennen und verkennen, daß wir Schuldner früherer Jahrhunderte sind.

## Ein Kriegsschiffsbau in Izehoe in früherer Zeit

Wenn wir diesem Bau zusehen wollen, müssen wir unsere Glücksgalosehen wieder anziehen und uns in denselben in das Jahr 1609 und auf den Izehoer Schweinebrook begeben. Da sehen wir denn, daß eine große Sandwurt aufgefahen und auf dieser ein Gebäude errichtet wird. Die Meister und Aufseher, die wir nach diesem Bau befragen, tun sehr geheimnißvoll und sprechen leise. Wir kriegen aber soviel aus ihnen heraus, daß der dänische König (also damals unser Herzog) Christian IV. auf dem Brook ein Kriegsschiff bauen lassen wolle, so ein Orlogsschiff mit 48 Kanonen. Er hätte es erst in Krempe bauen lassen wollen, fürchte aber, daß so große Schiffe nicht längs der Kremper Au kommen könnten, die damals noch nicht die heutige Schleiße bei Vorsfleth hatte und in der die Flut ungehindert bis an die Stadt kommen konnte.

Der König hätte das Schiff ja in Kopenhagen oder sonstwo in Dänemark bauen lassen können, aber die Schweden sollten es nicht wissen, mit denen er bald im Kriege lag. (1611—1613.) Das war ein Leben auf dem Brook!

Die Arbeiter aus der Kremper- und Wiskermarsch wurden nach dem Brook kommandiert, um zu arbeiten und bekamen 7 Schilling Tagelohn. Die Bauern mußten mit ihren Gespannen kommen. Ab und zu kam der König, um sich nach dem Fortgange des Baues umzusehen. Er logierte sich dann bei Walzer (Walthesar) von Ahlesfeldt auf Heiligenstedten mit seinem Gefolge ein.

Als nun so ungefähr 3 Jahre an dem Schiff gebaut und es fertig war, kamen die Matrosen, so gegen 200. Die 48 Kanonen wurden hinaufgebracht und festgemacht und, damit die Besatzung unterwegs zu essen hatte, für etwa 500 Mark Brot, Fleisch und sonstige Lebensmittel an Vord gebracht.

Das Schiff sah schmuß aus! Das sollten die Schweden nur ahnen! Es bekam den schönen Namen „*Marellös*“.

Nun kam die Abfahrt. Was irgend gehen konnte, war auf dem Brook versammelt. Sieh', wie der Danebrog da stolz von der Mastspitze herunterflaggte! Aber, mit des Geschickes Mächten ist kein ew'ger Bund zu flechten, und das Unglück schreitet schnell!

„Makellos“ kam nur halb bis nach Heiligenstedten, da fiel das Kriegsschiff am 4. August 1612 zwischen Sude und Walzer von Ahlesfeldts Schloß um!

Was nun? Liegen bleiben konnte es nicht; aber, wie es wieder hoch zu kriegen?

Nachdem man nun Kluge und die Klügsten Leute angehört hatte, kam man zu dem Entschluß, die Stör um das Schiff herum abzdämmen. Ja, so mußte es gehen. Aus Segeberg und Rendsburg wurde das nötige Holz angefahren und nun ging man daran, um das Schiff einen Deich zu bauen. Die Bauern aus den beiden Marschen mußten Gespanne stellen. Ueber Bezahlung wurde nicht gesprochen.

Dem König in Kopenhagen wurde von Zeit zu Zeit über den Stand der Sache berichtet.

Eines Tages, am 16. April 1613, kam er selbst und wohnte natürlich wieder bei Walzer von Ahlesfeldt; aber nicht er allein, nein, seine ganze Dienerschaft, sein ganzes Gefolge mit. Alles, was für diesen großen königlichen Haushalt gebraucht wurde, mußten die Marschen hinliefern: Schinken, Ferkel, Hühner, Tauben, Eier, überhaupt alles, was so ein Königshofhalt nötig hat.

Von Bezahlung war nicht die Rede. Heu und Stroh für die Pferde und Wagen, 10, ja mitunter 20 am Tage, waren zu liefern und zu stellen. Wenn der König bisweilen abreiste, aber wiederkam, dann mußten noch mehr denn 20 Wagen auf Heiligenstedten gestellt werden. Von Bezahlung aber war nicht die Rede.

Das war auf die Dauer nicht auszuhalten und die Bauern organisierten die Wagengestellung in der Weise, daß der Hausvogt die nötigen Wagen anfordern mußte und diese gegen Bezahlung gemietet wurden.

Als man den Damm oder Deich um das Kriegsschiff fertig hatte, wurde das Wasser um das Schiff herum ausgefüllt in die Stör hinein und das Schiff nun genau besehen und untersucht. Geschütze und anderes Schwergut waren bereits heruntergeschafft.

Bevor man den Damm um das Schiff baute, hatte man dieses dadurch ausgerichtet, daß man im Schiffe und in zwei Reihen um das Schiff herum zahlreiche leere Weinfässer festgemacht hatte, die das Schiff heben und tragen halfen. Als es endlich wieder schwamm (es war 65 Ellen lang und 16 Ellen breit), konnte die Reise Ende Juli 1614 nach Kopenhagen losgehen.

Da es aber in der dänischen Marine nie ein Schiff „Makellos“ gegeben haben soll, ist anzunehmen, daß man das Schiff umgetauft hat und zwar in den Namen „Nelleblad“ (Nesselblatt). Und wenn das richtig ist, dann soll es dasjenige Schiff sein, welches im Jahre 1644 in einem Seegefecht gegen den schwedischen Admiral Wrangel bei Lolland an Grund kam, worauf sich die Holländer desselben bemächtigten, nachdem die Besatzung mit Booten an Land gekommen war.

Christian IV. ist derjenige von den dänischen Christians, auf den die Dänen am meisten stolz sind. Seine Regierung war auch für die Dänen ruhmvoll. Er war ein weitsehender, tatkräftiger Fürst, der in allen wichtigen Angelegenheiten, die er betrieb, mit größtem Eifer eingriff. Den Elbstrom wollte er von der drückenden Uebermacht Hamburgs befreien und gründete die Elbestadt Glückstadt.

Christian IV. hat 60 Jahre regiert, von 1588 bis 1648, die ersten 9 Jahre allerdings unter Vormundschaft seiner Mutter Marie von Mecklenburg; 1596, 19

Jahre alt, wurde er gekrönt. In Itzehoe ist er wiederholt gewesen, wenn auch nur auf seiner Durchreise nach Glückstadt, wo er ein Schloß hatte bauen lassen. Glückstadt war eine seiner Lieblingshöpungen, für Itzehoe aber eine Unglücksstadt, die uns während des 30jährigen Krieges unendlich viele Trappendurchzüge und Einquartierungen brachte. Glückstadt, dies künstliche auf Elbischel entstandene Gebilde, wurde als Festung, und Königsstadt begünstigt und hatte die höchsten Behörden in seinen Mauern.

Als des Königs Gemahlin Anna Catharina von Brandenburg gestorben war, verheiratete er sich mit Kirstine Mund, einer Amtmannstochter in Storsör. Das paßte nun nach den Landes- und Hausgesetzen ja eigentlich nicht zusammen, aber Christian kehrte sich nicht daran. Die Kinder, die er mit Kirstine hatte (7 Töchter und 1 Sohn) waren daher auch keine Prinzessinnen und Prinzen mit Erbberichtigung in der Thronfolge, aber richtige Königsfinder waren sie doch.

Die Mutter von Kirstine war eine geschäftskluger Frau, die gerne und mit Erfolg Handel trieb in Grundstücken. Das mochte Christian auch gerne und so haben Schwiegermutter und Schwiegerjohn manches Handelsgeschäft zusammen gemacht, wobei nur der beiderseitige Vorteil, nicht die Verwandtschaft, den Ausschlag gab.

Wenn der König auf Reisen war (und das kam sehr oft vor), dann mußte Kirstine immer mit. Natürlich hatte die auch ihre Dienerschaft, wie der König, und alle zusammen quartierten sich nun bei einem adeligen Amtmann oder einem andern, der es leisten konnte, ein. Der Gastgeber bekam dann gelegentlich den Elefantorden, das auch was wert war und Ansehen gab.

Seine Töchter wollten natürlich auch gerne gut verheiratet werden. Seiner zweiten Tochter mit Kirstine, Sophie Elisabeth, suchte er schon einen Mann aus, als sie erst 10 Jahre alt war. Sie sollte den Gouverneur von Glückstadt und Amtmann des Amtes Steinburg, Herrn von Penz, haben. Die Verheiratung fand schon statt, als die Braut erst 15 Jahre alt war. von Penz war eine stattliche Erscheinung und sprachengewandt. Aber mit seiner Sophie Elisabeth hatte er kein Glück. Daß sie nicht schön, dazu auch noch verwachsen war, konnte noch hingehen; aber sie war heftig, eigenwillig, mißgünstig, gewalttätig und pisachte ihren Mann, wo sie konnte; ja, einmal hat sie eine Pistole genommen und auf ihn geschossen! Wäre er nicht gebückt aus dem Zimmer geflüchtet, hätte sie ihn wohl niedergeschossen. Es ist nicht zu verwundern, daß unter solcher unwürdigen Behandlung von Penz schließlich sich dem Trunk und anderen Weibern ergab. Der Mann kam so weit herunter, daß er tobsüchtig wurde und gefesselt werden mußte.

Als der König schon lange Jahre mit Kirstine verheiratet war und schon 8 Kinder mit ihr hatte, scheint er ihrer überdrüssig geworden zu sein; denn sonst hätte er sie nicht bei ihrer Mutter abgeladen und Wiebke Kruse zu sich genommen.

Wiebke war eine schöne Bauerntochter aus Föhnden bei Bramstedt und diente in Bramstedt (bei Wrist). Als Christian IV. nämlich nach Segeberg fuhr, wo Verhandlungen stattfinden sollten über seine Führung der protestantischen Truppen im 30jährigen Krieg, kam er durch Bramstedt und sah die schmutzige Wiebke da an der Bramau-Brücke Wäsche spülen. Er fing mit ihr ein Gespräch an und sagte, sie wäre für seine Frau (Kirstine) ganz passend, ob sie die Stelle wohl annehmen wollte. Ja, das wollte Wiebke, und ehe wir es uns versehen, ist Frau Kirstine bei ihrer Mutter und Wiebke nun immer mit Christian auf Reisen.

Auch mit Wiebke hatte der König Kinder, nämlich zwei, eine Tochter und einen Sohn; aber seine Frau war sie nicht. Der Tochter Elisabeth Sophie gab der König den schönen Namen Fräulein Gildenlöwe und der Sohn Ulrich trat beim Militär ein, wo er eine hohe Stelle später bekam.

Fräulein Gildenlöwe wurde groß und hätte auch gerne einen Mann gehabt. Für sie besorgte der König den Claus von Ahlesfeldt, der eine hohe Stellung beim Militär hatte; er war Generalmajor. Sie hätten ja nun allesamt zufrieden und glücklich sein können, wenn sie hätten wollen; aber sie wollten nicht. Es dauerte nicht lange, da standen die beiden Schwäger von Penz und Claus von Ahlesfeldt auf gespanntem Fuße miteinander, vermutlich durch den Einfluß ihrer Frauen und wohl namentlich durch den der von Penzschen, die ja so'n Ekel war und sogar auf ihren Mann schloß.

Das Zerwürfniß zwischen den beiden Schwägern wurde so groß, daß es in Kiel in einem Duell ausgetragen werden sollte. Da trat aber Christian IV. dazwischen und sagte, von solch' Duellerei wolle er nichts wissen, sie könnten sich aussprechen und dann vertragen. Bei einem Duell könne leicht einer sein Leben einbüßen und dann habe er einen Schwiegersohn weniger und eine seiner Töchter habe keinen Mann.

Das Duell unterblieb und die Versöhnung wird bei einer Tafelrunde des Königs festgelegt worden sein.

Zur Tafelrunde des Königs gehörten außer dem Schwiegersohn Claus von Ahlesfeldt, Heinrich Ranbau auf Schmoor, Cai Ahlesfeldt, Diederich Ahlesfeldt und Caspar Buchwaldt. Bei solcher Tafelrunde ergöhte sich der König an grobkörnigen, saftigen Späßen und dem tiefen Schluck aus großen Krügen. Diese seine Trinkgenossen erhielten alle den Elefantorden.

Christian kaufte 1631 den Stedingshof in Bramstedt und nannte ihn nun das Gut Bramstedt.

Der Königs Wiebke wohnte auf dem Gut in Bramstedt bis zu seinem Tode, der am 27. Februar 1648 erfolgte.

Noch an demselben Tage wurde sie von König Friedrich III., dem Sohne Christian IV. und Anna Catharina von Brandenburg, aus dem Schloß entfernt und in einer kleinen städtischen Mietwohnung untergebracht; die schöne Wiebke, die 18 Jahre mit dem König zusammengeliebt hatte! Als sie diese Behandlung nicht lange überlebte, wurde sie beschämend dürftig beerdigt. Noch bis in die Jetztzeit geht Wiebke Kruse als die „böse Wiebe“ um, die ihre Gutsangehörigen schlecht behandelt haben soll. Das soll jedoch nicht der Wahrheit entsprechen und sich auf die Tochter von Wiebke und Claus von Ahlesfeldt beziehen, die Sophie Amalie hieß.

Eine Bramstedterin, Fräulein Professor Johanna Meistorf (daselbst den 17. April 1829 geboren), die im Jahre 1873 Kustos des schleswig-holsteinischen Museums für vaterländische Altertümer in Kiel wurde, hat vor 60 Jahren ein Lebensbild von Wiebke Kruse und ihrem Lebensschicksal entworfen. (Bemerkt sei noch, daß Fräulein Professor Johanna Meistorf nach dem Tode ihres Vaters, eines Arztes, mit ihrer Mutter nach Itzehoe übersiedelte und hier die Schule von Fräulein Wöbber besuchte.)

Der Leser wolle aus dieser Darstellung entnehmen, daß es nicht immer wünschenswert ist, eine Königstochter zu heiraten, um glücklich zu werden; denn

„Das Glück des Lebens findet man  
(Sofern man es finden kann)  
Nicht auf dem Thron und nicht in Gärten;  
Kannst du vom Himmel es erbitten,  
So sei dein eigener Herr und Knecht;  
Das ist des Mittelstandes Recht!“

## Wie sich das Jahr der Erhebung 1848 in Itzehoe abspielte

Druck erzeugt Gegendruck und so erfolgte, als der dänische König Friedrich VII. die Herzogtümer Schleswig-Holstein in Dänemark einverleiben und eine Gesamtstaatsverfassung einführen wollte, die Bildung der schleswig-holsteinischen provisorischen Regierung und deren Proklamation am 24. März 1848 vom Kieler Rathaus. Polizeimeister war damals in Itzehoe Gustav Poel und Bürgermeister Friedrich Johann Heinrich Rötger.

Schon am folgenden Tage, am 25. März, war Sitzung im Rathaus, wo man beschloß:

1. die provisorische Regierung anzuerkennen;
2. die hauseingeseffene Bürgerschaft hat aus ihrer Mitte 40 tüchtige Bürger zu wählen, die dem Achtmänner-Kollegium (Stadtverordneten) beizugeben sind. Diese Versammlung tagt ohne Unterbrechung im Rathaus in je vierstündigen Schichten;
3. die drei andern hiesigen Kommunen sind zu veranlassen, gleichfalls die provisorische Regierung anzuerkennen und in die Versammlung zu 2 fürs Kloster 2, für Breitenburg 1 und fürs Burgrecht auch 1 Person zu deputieren;
4. die an die königlichen Kassen zu zahlenden Gelder sicherzustellen fürs Land;
5. die Entscheidung betreffs der dänischen Garnison bis Nachmittags 3 Uhr zu vertagen in der Erwartung, daß entweder ein Mitglied der provisorischen Regierung aus Kiel oder eine Militärperson aus Rendsburg herüberkommen werde, um das Nötige zu veranlassen;
6. eine Deputation nach Rendsburg zu schicken zwecks Übergabe von Gewehren und Nachrichtgabe von diesseitiger Anerkennung der provisorischen Regierung.

Auf den Vorschlag von Bürgermeister Rötger wurden folgende sechs tüchtige Bürger bezeichnet, welche die zu 2 erwähnten 40 auszuwählen sollten. Diese sechs Bürger waren Claus Martens, Peter Sigg, Schwend, Rahlf, Janzen und Argen.

Die erste vierstündige Sitzung fand bereits denselben Nachmittag von 3 bis 7 Uhr statt, an der auch der Senator Peter Samuel Schönfeldt, der Besitzer der „Itzehoer Nachrichten“, teilnahm.

Am folgenden Tage (26. März) beschloß man, die Herren Carsten Heinrich Meyer und Julius Schmidt nach Hamburg zu schicken, ob sie dort wohl 300 Gewehre und 30 Jägerbüchsen möglichst umsonst und wenn das nicht gehe, für eine billige Leihgebühr bekommen könnten.

Am 27. März beschloß man, Kaufmann Jansen und den Kämmererbürger Reinhold loszuschicken, die Chausseegelder zu erheben; ferner, die fremden Gesellen ohne Arbeit aufzufordern, die Stadt zu verlassen.

Am 28. März wurde Major Fries aufgefordert, die Einübung der Bürgerbewaffnung zu übernehmen, sofern Waffen da seien oder Nachricht käme, daß man welche bekommen würde.

In dieses Freikorps der Bürgerbewaffnung sollten alle diejenigen eingereiht werden, welche im Gebrauch der Feuerwaffen geübt und zum regelmäßigen Dienst exerziert werden, zugleich auch sich verpflichten wollen, im Fall feindlichen Ueberfalls die Stadt zu verteidigen. Diesem Korps wurde nun noch eine besondere Abtheilung angefügt, bestehend aus Gesellen (die dann nicht von den Meistern entlassen werden durften) und aus sonstigen Einheimischen.

Der Bürger Claus Martens stellte die hier vorhandene Menge Blei und Pulver fest: bei den Kaufleuten Schnell 20, Dohrn 150, Agen 150, Jansen 50, Brader 20 Pfund Pulver.

Am 29. März wurde im Rathhause bekanntgegeben, daß Major Fries, falls er nicht selbst Marschordre zur Armee bekäme, die Bürgerbewaffnung unter Zuziehung des ehemaligen Wachtmeisters Holling einüben wolle und daß Polizeidiener Ohde bereit sei, in der Woche Kugeln zu gießen; daß 100 Gewehre vorhanden seien; daß Tischlermeister (späterer Auktionator) Schröder ein Verzeichniß derjenigen eingereicht habe, die in ein Büchsenkorps eintreten wollten, und daß sich empfehle, damit etwas geschehe, vorläufig eine Schießbahn einzurichten.

Da es noch immer nicht gelingen wollte, noch mehr Gewehre zu beschaffen, beschloß man, aus Mitteln der vier hiesigen Kommunen 500 Reichstaler für die Bürgerbewaffnung zu verwenden; ferner wurde auf Antrag des Bürgermeisters Rötger genehmigt, daß die Stadt sich durch Vertreter der provisorischen Regierung vorzustellen habe. Deputiert wurde Bürgermeister Rötger. Derselbe sollte gleichzeitig bei der provisorischen Regierung beantragen, den hiesigen Handwerkern Bestellungen für das Militär zusammen zu lassen, so namentlich den Sattlern, Schustern, Schneidern, Schlossern usw., und ferner anfragen, ob die Regierung nicht überzählige Gewehre für Itzehoe habe.

In einer ferneren Sitzung wurde mitgeteilt, daß in der ganzen Stadt nur 370 Pfund Pulver wären, nicht genug für besondere Fälle, und daß, wenn Waffen angeschafft, es auch eine notwendige Folge sei, bei Zeiten auf die Munition Rücksicht zu nehmen.

Am 30. März wurde in der Sitzung der Aufruf der provisorischen Regierung vom 28. März zur Bildung freiwilliger Korps verlesen und beschloffen, den Aufruf drucken zu lassen und zu verteilen.

Es hat von jeher an allen Orten immer Persönlichkeiten gegeben, ohne die eine Sache, wenn sie populär werden sollte, nicht zu machen war. Zu diesen Persönlichkeiten gehörten hier 1848 der Bäcker und Kornhändler Peter Sigg (der Vater von Karl, Dr. und Lina Sigg, der späteren Frau Hermann Lages) und der Kaufmann Claus Martens im Sandberg. Diese beiden Herren wurden

denn auch in erster Linie mit zugezogen, namentlich bei der Bürgerbewaffnung, die nach dem Aufruf der provisorischen Regierung für die Sicherheit der Stadt, für Aufrechterhaltung der Ordnung, überhaupt für Unterstützung der Obrigkeit bei Aufläufen, Feuerbrünsten usw. zu sorgen hatte.

Peter Sigg wurde Oberst bei der Bürgerbewaffnung und hielt auf ein straffes demokratisches Regiment. Demokratische (wenn man will, republikanische) Freiheits- und Gleichheitsideen hatten von den Köpfen Besitz ergriffen. Aus Paris kamen Nachrichten über die dortige Februar-Revolution, ja, man erinnerte sich der großen französischen Revolution von 1789 und der weltbewegenden Schlagwörter: „Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit“. „Bürgermeister und Rat“ wurde umgetauft in „Kommunalrat“ und statt Herr hieß es nun ein für allemal Bürger.

Standesunterschiede gab es nicht, weder berufliche noch gesellschaftliche: „Wir sind alle gleich und nur Bürger, lediglich Bürger“. Als daher die Aerzte Dr. Glajek, Dr. Claußen, Dr. Meyer und der Lehrer und spätere Küster Schröder (Vater von unserm früheren Pastor Schröder) ein Gesuch einreichten, man möge sie mit Rücksicht auf ihren Beruf vom Wache, Patrouillen- und Postendienst befreien und ein Kommissionsmitglied es für gerechtfertigt hielt, diese „Herren“ vom Dienst zu dispensieren, erhob sich ein energischer Widerspruch. „Was Beruf hier, Beruf da; Herr hier und Herr da; nein „Bürger“ sind wir, nichts als Bürger, und Vorrechte gibt es nicht mehr“.

Diese Verhandlungen haben mich von jeher vergnügt gestimmt und einen hübschen Gedankensprung zu den Pariser Nachtwächtern machen lassen. Die französischen Revolutionäre hatten 1789 bei Vermeidung fühlbarer Bestrafung verboten sich ferner der Bezeichnung „Herr“ zu bedienen. Da nun kein Mensch, selbst ein Pariser Nachtwächter nicht, sich gerne bestrafen läßt, so riefen die Nachtwächter in Paris (die rufen in Paris natürlich französisch):

„Hört, Ihr — Bürger, und laßt Euch sagen,  
De Klod heft tein Plan, tein heft de Klod!  
Gelobt sei Gott — — der Bürger!“

Ob dieses Nachtwächterwitzes hielt ganz Paris sich den andern Morgen den Bauch vor Lachen.

Und da nun nichts tödlicher wirkt, als Lächerlichkeit und die Herren Revolutionäre befürchteten, die Lächerlichkeit könne auch auf ihre Revolution abfärben, kam ein neuer Befehl an die Pariser Nachtwächter: „Sie möchten Gott noch einstweilen im Besitze seiner alten Titulatur belassen und ferner wieder rufen: „gelobt sei Gott, der Herr!“

Rehren wir nun zu unserm Obersten Peter Sigg zurück. Er hielt streng auf Ordnung. Der Postendienst dauerte eine Stunde und es durfte keiner seinen Posten verlassen, ohne abgelöst zu sein. Sobald der Wachkommandant die Trommel rühren ließ (was nur in dringenden Fällen geschah), mußten sich alle Mitglieder baldmöglichst vor den Wohnungen ihrer Oberführer einfinden.

Trommeln gehören zu Soldaten. Die Bürgerbewaffnung beantragte beim Magistrat, nein „Kommunalrat“, 72 Mark für vier Trommeln und als Lehrgeld für vier Tamboures, die in Glückstadt das Trommeln erlernen sollten, 45 Mark. Da die Lehrzeit 6 Wochen dauerte und das Kostgeld pro Mann wöchentlich 4 Mark betrug, kamen noch 4 mal 4 mal 6 gleich 96 Mark Kostgeld heraus, die der Kommunalrat auch bewilligen mußte. Ja, Krieg kostet Geld, und wenn es was or-

denkliches werden sollte, gehörten noch vier Pfeifer mit vier Pfeifen, zwei Signalhörner und ein Hornist dazu. Der Hornist konnte auch nicht gleich Signale blasen, das will gelernt sein: sechs Wochen mußte er lernen.

Wo nun „Baumanns Gesellschaftshaus“ ist, hatte damals ein Gastwirt Lewes die Wirtshauswirtschaft. Er bat, das Wirtshaus auch einmal bei ihm sein zu lassen. Deelmann aber, wo es bisher gewesen war, wollte es nicht verlieren, und der Kommunalrat ließ es ihm. Der Oberst Peter Sigg wandte sich schriftlich an die Stadt mit der Bitte, der Wache auf keinen Fall das Bier zu entziehen, das sie bisher bezogen habe; wenn man einwende, das Bier werde sauer, so ließe sich dem ja leicht abhelfen, man könne es ja nur der Reihe nach von den hiesigen Brauereien in Flaschen kommen lassen. Und dann wurde noch in demselben Schreiben darauf aufmerksam gemacht, daß die Bürgerwehr nicht die geringste Munition besitze, so daß sie einem etwaigen Krawall nicht die geringste Abwehr entgegensetzen könne. Krawalle seien ja durchaus nicht zu befürchten, aber Munition sei doch für alle Fälle gut, und zuletzt wurde noch gebeten, die vier unförmlich großen Trommeln ein bißchen kleiner machen zu lassen.

Weil es nun einmal hergebracht ist, daß im Kriege geschossen wird, so fingen lose Menschen an, abends und nachts auf dem Holzstump, auf dem Marktplatz, im Hohenwinkelsteig oder an sonstigen abgelegenen Stellen, wo man sich leicht in Sicherheit bringen konnte, zu schießen. Abgesehen davon, daß Pulver sowieso sehr knapp war in der Stadt, ist Schießen doch unter allen Umständen, und wenn auch nur mit losem Kraut, gefährlich. Der Kommunalrat erließ daher ein Verbot solchen Schießens. Die Aufsicht über die Gewehre und die sonstigen Bewaffnungsgegenstände wurde Tischlermeister Christian Schröder übertragen.

Wenn auch nicht wahrscheinlich, so war es doch immerhin möglich, daß Rechtsstreitigkeiten entstehen könnten und geschlichtet werden müßten. Für solche Fälle gab es beim Militär immer einen Auditeur. Für dieses Amt wählte man den hiesigen Advokaten Vorstel, den ältere Iphoeer ja noch ganz gut als Justizrat Vorstel gekannt haben. Er wohnte in Goldschmied Spliedts Haus in der Etage.

Nun wollen wir die Bürgerbewaffnung einstweilen allein lassen und sehen, was der Kommunalrat im Rathhause macht.

Am 30. März beschloß er, daß das Pulver vorläufig bei den Kaufleuten liegen bleiben könne, bis es gebraucht werde.

Zur Bestreitung der Ausgaben hielt man 900 Taler für nötig, die wie folgt aufgebracht werden sollten:

von der Stadt 590 Taler,

von dem Kloster 230 Taler,

von Breitenburg 64 Taler 15 Schillinge,

von dem Burgdistrikt 15 Taler 33 Schillinge.

Die dänischen Offiziere wurden zu Wagen für Stadtrechnung nach Rendsburg zu ihrer eigenen Sicherheit gebracht.

Bis zum 26. Juli waren die Verhandlungen im Kommunalrat von geringer Bedeutung. Am 26. Juli handelte es sich aber um Anlieferung von 60 Orhöst Brantwein an die Verpflegungskommission; 30 Orhöst hatte die Stadt schon geliefert und das Geld dafür angeliehen, für die neuen 60 Orhöst müßten die drei anderen Kommunen aber mit beitragen, beschloß man.

Am 1. August wurde nun beschlossen, die 60 Orhöst nach Rendsburg zu liefern. Der hiesige Bürger Reinhold übernahm die Hälfte der Lieferung frei Rendsburg pro Tonne 55 Mark, die andere Hälfte sollte der Wirt Jakob Tiedemann in Neuenbrook liefern. Um das Geld aufzubringen, ließ man von dem hiesigen Postmeister Johannsen 2000 Mark zu 3 Prozent Zinsen und nahm das Fehlende von den 1427 Mark, die für die Verwundeten gesammelt waren und in der Stadtkasse lagen.

Während so Oberst Peter Sigg Wache stehen und exerzieren ließ, der Kommunalrat in Schichten von je vier Stunden ohne Unterbrechung tagte und lose Burtschen alte Frauen und Kinder durch Schießereien zur Nachtzeit schreckten, hatte draußen tatsächlich der Krieg begonnen. Am 21. April war das Vorpostengefecht bei Altenhof, am 23. April wurden die Dänen aus dem Danewerk zurückgeschlagen, die Gefechte von Nübel, Düppel, Hoptrup waren gefolgt und am 26. August war ein Waffenstillstand zu Malmsø vereinbart.

Das Feuer der Begeisterung für die Exerzitionen und Waffenübungen nahm hier bald ab.

Im Westen von Schleswig-Holstein spürte man lange nichts vom Krieg.

Der hiesige längst verstorbene Viehhändler Kruse aus der Salzstraße erzählte einmal: „Als am 24. März 1848 sich in Kiel die provisorische Regierung bildete und unter dem Prinzen von Noer die Festung Rendsburg durch einen Teil der Kieler Garnison überrumpelt wurde, also im Osten und in der Mitte Schleswig-Holsteins Krieg herrschte, kamen Julius Sievers von Grüntal und ich am folgenden Tage, also am 25. März, ohne Ahnung von den kriegerischen Ereignissen, mit 90 dänischen Schweinen, von Norden kommend, in Rendsburg an. Wir trieben unsere Schweine ruhig durch Rendsburg weiter und wunderten uns, was da los sei. An der Westküste war erst recht nichts von Krieg zu spüren. Handel und Wandel ging seinen Weg“.

Inzwischen ging das Jahr 1848 zu Ende. Man hatte auch in Iphoe gelernt, die Mäße über die Stadtgrenzen zu erheben und auf die deutsche Nationalversammlung in Frankfurt a. M. zu richten.

In Altona hatten die Stadtkollegien eine Resolution beschlossen betreffend die Anerkennung der deutschen Reichsverfassung und die Aufhebung der Personal-Union Schleswig-Holsteins mit Dänemark. Bürger und Oberst Peter Sigg regte an, daß Iphoe das Gleiche beschließe. Nach gründlicher Beratung wurde dann von der ganzen Stadtvertretung einstimmig beschlossen:

„Daß wir die Anerkennung der deutschen Reichsverfassung zur Ordnung unserer staatlichen Verhältnisse für das einzig entsprechende Mittel erachten und daher deren Durchführung zu erstreben bereit sein wollen, daß wir, um den Anschluß der Herzogtümer an Deutschland in vollständiger Weise möglich zu machen, die Aufhebung der Personal-Union mit Dänemark wünschen und uns mit einer Petition an die Statthalterschaft des Inhalts wenden wollen, beim Frieden mit Dänemark die Aufhebung der Personal-Union zu bewirken“.

Heute wissen wir, daß bei einer andern politischen Konstellation nur ein Bismarck die schleswig-holsteinische Frage lösen konnte.

## Vater Lück und der Abzug des dänischen Militärs aus Itzehoe

Wie tief verankert im Gedächtnis der alten Itzehoer der Advokat Lück ist, über den wir schon berichteten, beweisen mündliche Bezeugungen und zwei an mich gerichtete Zuschriften aus der Stadt.

In der einen wird gesagt: „Wer sollte Vater Lück nicht kennen? Als eines Tages 1848 eine Kompagnie Schleswig-Holsteiner am Hause von Vater Lück vorbeimarschierte und Lück mit langer Peife und im Schlafrock vor die Tür trat, um sich des Vorbeimarsches zu erfreuen, rief der befehlende Offizier: „Augen links! Senkt die Fahne vor diesem deutschen Manne!“

Diesen Befehl haben alle Itzehoer als Ehrung empfunden und ihn noch lange zur eigenen Genugtuung immer aufs neue erzählt.“

In der zweiten Zuschrift heißt es: „Sie würden nicht mir allein, sondern allen Alten von damals einen Gefallen tun, wenn Sie die Stunden einmal wieder möchten aufleben lassen, in denen 1863 die Bundesstruppen hier einzogen und die Dänen abrückten“.

Das mag nachfolgend geschehen, nicht aus eigenem Miterleben, sondern nach den Aufzeichnungen eines Itzehoer Augenzeugen.

Vorausgeschickt muß ich die Bemerkung, daß am Weihnachtsabend 1863 die Bundesstruppen (6000 Hannoveraner und 6000 Sachsen) die Elbe überfuhren und holsteinischen Boden betraten, von ihnen aber erst am 2. Weihnachtstage, den 26. Dezember, sächsische Dragoner hier einrückten.

Der in nachfolgendem Bericht von dem Augenzeugen genannte Advokat Rave war der Vater des verstorbenen, an der Breitenburger Straße wohnhaft gewesenen Menschen Oberingenieurs Hans Rave.

Der Augenzeugenbericht lautet:

„Der geistige Tag (26. Dezember) war ein Wendepunkt im politischen Leben unserer Stadt. Schon am Abend vorher ward bekannt gemacht, daß um 10 Uhr morgens dem Erbprinzen von Augustenburg als Herzog Friedrich VIII. auf dem Marktplatz gehuldigt werden solle. Aber das dänische 11. Bataillon, welches hier in der letzten Zeit lag, war um 10 Uhr noch nicht ausgerückt, hielt den Marktplatz besetzt und hatte Ordre, nicht eher abzuziehen, als bis die Helme der sächsischen Dragoner sichtbar würden. Das Volk wogte ungeduldig auf den Straßen; man liebte Proklamationen an die Straßenecken, welche die Offiziere vergeblich zu beseitigen suchten. Hin und wieder ward sogar eine schleswig-holsteinische Fahne sichtbar. Um Reibungen vorzubeugen, sandte der Magistrat dem heranziehenden Korps sächsischer Dragoner eine Stafette mit der Bitte entgegen, daß wenigstens eine kleine Abteilung ihren Marsch beschleunigen möchte. Das Volk war übrigens gutmütig genug, den dänischen Soldaten, welche die ganze Nacht hindurch auf den Beinen gewesen waren, große Quantitäten Bier zu verabreichen. Endlich zeigten sich in der Ferne einige sächsische Offiziere, und in demselben Augenblick ließ der Major seine Truppen ausrücken. Zu ihrer Sicherheit begleiteten sie etwa 20 Bürger mit weißen Armbinden. Das Volk, welches in dichten Massen Spalier bildete, sagte den Soldaten höchst gemüthlich Adieu, und diese zogen unter dem Schmutz hundert, teils deutscher, teils schleswig-holsteinischer und sächsischer Fahnen ohne Sang und Klang — hoffentlich auf Nim-

merwiedersehen — zum Tore hinaus. Der Fanatismus der Offiziere gab sich leider noch durch einige Rohheiten kund, indem sie beim Ausmarsche an mehreren Häusern Fensterscheiben teils mit dem Säbel einschlugen, teils mit Kugeln einwarfen.

Gleich darauf rückte die Vorhut der Sachsen und etwas später das ganze Korps von 300 Mann von der andern Seite in die Stadt ein, unter dem Jubel der Tausende, welche den Markt und die Breitestraße bedeckten. Es schien, als ob die ganze Stadt auf den Beinen wäre. Um 2½ Uhr nachmittags ward die Fuldigungsfeier auf dem Markte vollzogen. Advokat Rave, von lauten Beifallsäußerungen begrüßt, redete die Menge von der Treppe des Rathhauses an, erklärte in kurzen, ergreifenden Worten den Zweck der Feier, verlas eine von den Senatoren und dem Deputiertenkollegium der Stadt unterzeichnete Adresse an den Herzog, in welcher der Vertreter der Stadt, in der Voraussetzung, daß die Bevölkerung diesen Schritt anerkennen werde, dem Herzog Friedrich VIII. treu und gehorsam zu sein, Gut und Blut zu opfern verspricht, und empfing die Bestätigung durch ein tausendstimmiges Ja und ein dreimaliges Hoch auf den Herzog. Die Liedertafel schloß in würdiger Weise dies Fest mit dem Viede: „Ein feste Burg ist unser Gott“, welches das Semlerische Musikkorps begleitete, und die Menge zerstreute sich nach einem begeisterten Hoch auf Herrn Rave. Abends war die Stadt illuminiert, ein anhaltender Regen störte aber den Genuß.

Auf das am selben Tage an den Herzog Friedrich VIII. gerichtete Telegramm ist folgende telegraphische Antwort des Herzogs an die Bürger der Stadt Itzehoe eingetroffen:

Gotha, den 26. Dezember.

Den Bürgern meiner getreuen Stadt Itzehoe sage ich meinen herzlichsten Dank für ihre Vaterlandsliebe und Treue. Meine heißesten Wünsche sind mit meinen Schleswig-Holsteinern.

Friedrich.“

## Nochmals der Abzug des dänischen Militärs aus Itzehoe

„Da muß ich Ihnen doch auch noch einmal was erzählen“, sagte ein alter Itzehoer zu mir. „Ich war Ostern vorher konfirmiert und ein Junge von reichlich 13 Jahren, als am 26. Dezember 1863 die Sachsen hier einrückten und die Dänen abrüden sollten. Das war was für uns. Von Politik verstanden wir Jungens ja nichts. Einige von uns sagten, wir würden nun sächsisch werden, und andere behaupteten, hannöversch, und diejenigen, die ganz kluge Väter hatten, erklärten, wir würden nun wohl herzoglich und der Herzog werde dann König werden und dann wären wir ebenjogut ein Königreich, wie Dänemark.“

Das Verhältnis des dänischen Militärs, welches in Bürgerquartieren lag, zur Bürgerschaft war ein gutes. Weshalb auch nicht? Die dänischen Soldaten waren gutmütige Menschen, wie wir Itzehoer es ja auch sind, und taten einander nichts zuleide. Im Schleswigschen wird die Sache wohl anders gewesen sein, wo die Beamten die Deutschen gewaltsam zu Dänen machen wollten.

Wir Jungens liefen am 26. Dezember in den Straßen auf und ab und konnten die Zeit nicht abwarten, bis Sachsen kämen. An verschiedenen Stellen der Stadt wurden Aufrufe an die Eckhäuser geklebt, in denen aufgefordert wurde, Uhr 10 auf dem Marktplatz zu sein, um Herzog Friedrich von Augustenburg zu

huldigen. Da sahen wir Jungens nun, wie drei dänische Soldaten in voller Bepackung zum Ausmarsch bereit die Straßen entlang gingen und mit ihrem Bajonett die Aufrufe von den Häusern abheben oder zerfehen mußten. Mit dieser Arbeit nach ihrer Meinung fertig, marschierten sie nach dem Marktplatz nach der Wache zurück, zwei vorne, einer hinten. An diesen Hintermann machte sich ein Fuhrmann aus der Neustadt ganz kameradschaftlich heran und sprach: „Na, Si reist nu wull aff? Na, denn kamt gut to Hus!“ Dabei schlägt der Fuhrmann, ein Schelm von jeher, mit der rechten Hand dem Soldaten so recht treuherzig zum Abschied auf den Tournister; — aber eigentlich nicht auf den Tournister, sondern auf den Aufruf für Herzog Friedrich, welchen er dem Marschierenden mit der rechten Hand auf den Tournister gebakt hatte. Mit diesem Aufruf zog der Ahnungslose nun zur Wache. Unser Fuhrmann aber hatte das Bewußtsein, für die Gesamtsituation einen passenden Ausdruck gefunden zu haben.

### Itzehoe als Residenz des Deutschen Reiches und seine Gäste im Kaisermanöver 1881

An den Neumertagen des 1. und 2. August d. J. (1925) hier selbst haben viele auswärtige Besucher sich der glanzvollen Itzehoer Festtage im Jahre 1881 erinnert und bei ihren Wanderungen durch die Straßen der Stadt bald vor diesem und bald vor jenem Hause fragend stillgestanden: „Wer wohnte von den fremden Offizieren damals doch hier? War es ein Japaner, ein Chinese oder ein Russe? Ich möchte wohl wissen, wieviele fremde Offiziere hier damals einquartiert waren und wo sie wohnten.“ Wir wollen diesem Wunsche nachkommen und dies um so lieber, als es das erste Mal ist, daß solche Mitteilung öffentlich erfolgt. Es wohnten hier:

Seine Majestät der Kaiser und König Wilhelm I. auf Westerhof bei Geheimrat von de Vos, Generaladjutant General der Kavallerie Graf von der Goltz Breitenburgerstraße bei Rentier G. Fehrs, Generaladjutant Generalleutnant Freiherr von Steinäder Breitenburgerstraße bei Kaufmann Fr. Meyer, Generaladjutant und Chef des Militärkabinetts Generalleutnant von Albedyll Breitenburgerstraße bei Hauptmann (heute Major) a. D. Werner, General a la suite Generalleutnant Graf von Lehndorff Westerhof bei Geheimrat von de Vos, General a la suite Generalmajor Fürst A. Radziwill Breitenburgerstraße bei Frau Zahnarzt Reimers Wwe., General a la suite Generalmajor Graf von Waldersee Breitenburgerstraße bei Redakteur Brix, Kaiserl. russ. Flügeladjutant und Militärbevollmächtigter Oberst Fürst Dolgorucki Breitenstraße bei Buchdruckereibesitzer Pfingsten, Flügeladjutant Oberstl. v. Vindequist Paaschburg bei Tierarzt Sump, Flügeladjutant Major v. Proesigke Ende Paaschburg bei Holzbogt Matthiesen, Flügeladjutant Major von Pleffen Grüntal bei Jul. Sievers, Ordonnanzoffizier Premierleutnant Graf v. Westerholt-Gysenburg vom Hus.-Regt. Nr. 15 Paaschburg bei Zimmermeister P. Mohr, Hofmarschall Generalleutnant Graf v. Perponcher Westerhof bei Geheimrat von de Vos, Geheimer Hofrat und Hofstaatssekretär Kanzli Westerhof bei Geheimrat von de Vos, Hofrat und Hofstaatssekretär Artelt Grüntal bei Jul. Sievers, Hofstaatssekretär Pahl Grüntal bei Jul. Sievers, stellvertretender Leibarzt Generalarzt Professor Dr. Leuthold Osterhof bei Frau

Priörin von Ahlefeld, Stabsarzt Dr. Timann Osterhof bei Frau Priörin von Ahlefeld, Geheimer Hofrat und Korrespondenzsekretär Dorf Breitenburgerstraße bei Gerichtsfekretär Frauböse, Vizeoberstallmeister von Rauch Paaschburg bei Sparfassenrendant Reimers, Major Meyer Paaschburg bei Maurermeister Wichmann, Stallmeister Gebhardt Paaschburg bei Tischlermeister Quid, Stallmeister Ried Paaschburg bei Rentier Hagemann.

Vom Militärkabinett, Abteilungschef Oberstleutnant von Brauchitsch Breitenburgerstraße bei Fabrikant Christiani, Major von der Schulenburg Breitenburgerstraße bei Bauinspektor Gätjens, Geheimer Hofrat Mielenz Breitenburgerstraße bei Prokurist Brodersen, Rechnungsrat Schulz Breitenburgerstraße bei Geschwiffter Fr. von Stemann, Kanzleidiener Breitenburgerstraße bei Bleicher Keil.

Vom Geheimen Zivilkabinett, Wirklicher Geheimer Rat und Geheimer Kabinettsrat von Wilnowski Breitenburgerstraße bei Amtsrichter Dr. Stodmann, Geheimer Hofrat Wießner und ein Kanzleidiener Breitenburgerstraße bei Frau Feldmann.

Vom Auswärtigen Amt, Wirklicher Geheimer Legationsrat, Gesandter und Kammerherr von Bülow Breitenburgerstraße bei Fabrikant Msen, Chiffreur Hofrat Willisch Breitenburgerstraße bei Lehrer Fehrs, zwei Kanzleidiener Breitenburgerstraße bei Maurer Stammerjohann.

Der Kronprinz des Deutschen Reiches und von Preußen Schloß Breitenburg bei Graf Kuno zu Kankau, Chef des Stabes der 4. Armeinspektion Generalmajor Mischke Schloß Breitenburg, Generalstabsoffizier der 4. Armeinspektion Major Venke Schloß Breitenburg, Persönlicher Adjutant Major von Pfulstem Schloß Breitenburg, Persönlicher Adjutant Freiherr von Nybenheim Schloß Breitenburg, Königl. Bayerischer Ordonnanzoffizier Premierleutnant Freiherr von Hofensels vom 1. Ulanen-Regiment, Kronprinz des Deutschen Reiches und von Preußen Schloß Breitenburg, Hofmarschall und Vize-Oberzeremonienmeister Graf zu Eulenburg Breitenburgerstraße bei Fabrikant Heinrich Wessel.

Die Kronprinzessin des Deutschen Reiches und von Preußen Breitenburgerstraße, Westerhof, bei Geheimrat v. de Vos, Palastdame Gräfin v. Brühl Breitenburgerstraße, Westerhof, bei Geheimrat von de Vos, Hofdame Gräfin von Kaldeuth Breitenburgerstraße, Osterhof, bei Frau Priörin von Ahlefeld, Kammerherr Graf von Sedendorff Breitenburgerstraße bei Fabrikant Krichauff.

Großherzog von Mecklenburg-Schwerin Prinzeßhof bei Aebtissin Prinzeß Louise, Flügeladjutant Major von Quikow Prinzeßhof bei Prinz Julius, Flügeladjutant Premierleutnant von Gundlach Feldschmiede bei Arzt Dr. Wilhelm Clausen.

Vom Stabe der 2. Armeinspektion: Major von Blüdnier vom 1. Großherzogl. Mecklenburg. Dragoner-Regt. Nr. 17 Feldschmiede bei Buchhändler Ad. Nuffer, Hauptmann von Wipendorff vom 2. Garde-Feldart.-Regt. Feldschmiede bei Buchhändler Ad. Nuffer, Großherzogin von Mecklenburg-Schwerin Prinzeßhof bei Aebtissin Prinzeß Louise, Hofdame Fräulein von Malkahn Prinzeßhof bei Aebtissin Prinzeß Louise, Kammerherr von Bierregge Klosterhof bei Syndikus Poffelt.

Prinz Wilhelm von Preußen Sandkühle bei Kommerzienrat Ottens, Persönlicher Adjutant Hauptmann von Bülow Sandkühle bei Fräulein von Bülow, Prinzessin Wilhelm von Preußen Sandkühle bei Kommerzienrat Ottens, Hofmeisterin Gräfin von Brockdorff Sandkühle bei Kommerzienrat Ottens, Kammerherr Freiherr von Ende Hintern Klosterhof bei Dr. Gierberg.

Prinz Heinrich von Preußen Klosterhof bei Verbitzer Graf Reventlow, Militärischer Begleiter Korvettenkapitän Freiherr von Sedendorff Klosterhof bei Verbitzer Graf Reventlow.

Prinz Albrecht von Preußen Reichenstraße bei Major von Kraatz, Persönlicher Adjutant Major von Jagow Reichenstraße bei Major von Kraatz, Persönlicher Adjutant Rittmeister Freiherr von Schele Reichenstraße bei Major von Kraatz

Generalfeldmarschall Graf von Moltke, Chef des Generalstabes der Armee Klosterhof bei Frau von Numohr, Adjutant Oberst de Claer Klosterhof bei Frau von Numohr, Adjutant Major von Burt Klosterhof bei Fräulein von Warnstedt, Oberstleutnant Vogel von Falckenstein, Abteilungschef im Großen Generalstabe, Klosterhof bei Gräfin zu Ranbau, Kriegsminister General der Infanterie von Kameke Neuhof bei Rittmeister von Bassewitz, Oberstleutnant Wodtke, Chef der Zentralabteilung, Neuhof bei Rittmeister von Bassewitz, Adjutant Major Freiherr von Elversfeld, genannt von Deberförde-Verries, Neuhof bei Rittmeister von Bassewitz, General der Infanterie z. D. Freiherr von Wrangel Klosterhof bei Gräfin Eleonore von Broddorf, Generalleutnant von Bülow, Generalinspektor der Artillerie Sandkuhle bei Fabrikdirektor Fr. Kahler, Oberstleutnant von Schell, Chef des Stabes der Generalinspektion der Artillerie, Feldschmiede bei Brauereibesitzer Claus Wiese, Ordonnanzoffizier Premierleutnant von Gyllwitz Sandkuhle bei Fabrikdirektor Fr. Kahler, Generalleutnant von Viehler, Chef des Ingenieurkorps und Generalinspektor der Festungen, Sandkuhle bei Brauereibesitzer Chr. Buhmann, Adjutant Hauptmann Rüst Sandkuhle bei Brauereibesitzer Chr. Buhmann, Oberst von Kühlenstjerna, Traininspektor, Feldschmiede bei Bäckermeister Johs. Heesch.

Schiedsrichter: Generalleutnant Wiebe, Inspektor der 1. Fußartillerie-Inspektion, Kapellenstraße bei Fabrikant Conr. Dedmann, Major von Brittrich und Gaffron vom Großen Generalstabe Reichenstraße bei Apotheker Stinde, Premierleutnant von Moltke, aggregiert dem Generalstabe der Armee, kommandiert zum Großen Generalstabe, Reichenstraße beim Kassierer des Kreditvereins Witt, Generalleutnant von Buchberg, Inspektor der 3. Feldartillerie-Inspektion, Sandkuhle bei Kaufmann Stadtrat Raasche, Major Caemmerer vom Großen Generalstabe Klosterhof bei Klosterhofmeister Jacobsen, Hauptmann von Proizen vom Königl. Sächs. Generalstabe, kommandiert zum Großen Generalstabe, Kirchenstraße bei Schneidermeister Jauchen, Generalmajor von Verdy du Vernois, Direktor des allgemeinen Kriegsdepartements, Kirchenstraße bei Fabrikant Stadtrat Hirschberg, Major von Sid vom Königl. Württembergischen Generalstabe, Flügeladjutant, kommandiert zum Großen Generalstabe, Klosterhof bei Gräfin Charlotte von Broddorf, Hauptmann Schubert vom Großen Generalstabe Kirchenstraße bei Fabrikant Stadtrat Hirschberg, Generalmajor Sandkuhle, Inspektor der 4. Ingenieure-Inspektion, Sandberg bei Arzt Dr. Clausen sen., Major Freiherr von Schleinitz II vom Großen Generalstabe Sandberg bei Tabakfabrikant Laadmann, Hauptmann von Vof vom Großen Generalstabe Sandberg bei Kaufmann Eggert Lehmann.

Fremdherrliche Offiziere: Mit der Führung beauftragt: Major Freiherr von Spies vom 2. Großherzoglich Mecklenburgischen Dragoner-Regt. Nr. 18 Breitestraße bei Gräfinnen zu Ranbau, Premierleutnant von Hünerbein vom Husaren-Regiment Kaiser Franz Joseph von Oesterreich, König von Ungarn (Schleswig-Holsteinisches) Nr. 16, Breitestraße bei Gräfinnen zu Ranbau.

Bavarn: Oberst a la suite des Generalstabes und Militärbevollmächtigter Ritter von Ahlander Stiftstraße bei Amtsgerichtsrat Taden, Major Freiherr von Zoller vom Kriegsministerium Stiftstraße bei Senator Jansen.

Belgien: Hauptmann Gomeyria Sandberg bei Kaufmann J. A. Schnell.

China: Oberst und Militärattaché Tscheng-li-tong Breitestraße bei Fräulein Vorchert.

Frankreich: Generalmajor vom Generalstabe Mathelin Breitestraße bei Kaufmann Jul. Sternberg, Oberstleutnant und Militärattaché Comte de Sesmaisons Sandberg bei Kaufmann Azen, Kapitän von der Kriegsschule Comte de Sesmaisons Sandberg bei Frau Wwe. Azen, Kapitän und Militärattaché Colard Sandberg bei Kaufmann Kiesel.

Großbritannien: Generalmajor der Artillerie Sir Frederick Roberts Breitestraße bei Arzt Dr. Glajek, Oberstleutnant und Militärattaché Georg-Williers Breitestraße bei Kaufmann Enderz, Oberstleutnant F. Chevenix-Trench Breitestraße bei Stadtkassierer Kumpfer, Major der Artillerie Brandier Breitestraße bei Photograph Mehlert.

Japan: Major und Militärattaché So Kasima-Mura Breitestraße bei Zahnarzt Ehlers.

Italien: Generalmajor, Kommandeur der Infanteriebrigade Aquil, Massari Chevalier Michele Breitestraße bei Kaufmann Oeding, Oberst und Chef des Generalstabes des 2. Armeekorps Chevalier Pellouy Breitestraße bei Apotheker Huch, Oberst und Kommandeur des 7. Bersaglieri-Regiments Chevalier Baldissera Breitestraße bei Malermeister Breiholz, Major und Militärattaché Chevalier Bisesti Breitestraße bei Schneidermeister Essenwein.

Oesterreich: Feldmarschall-Leutnant, Kommandeur der 2. Infanterie-Division Freiherr von Jovanovic Kirchenstraße bei Rechtsanwalt Dohrn, Oberstleutnant vom Generalstabe Fiedler Vollwerk bei Frau Spalthaber, Major vom 10. Feldartillerie-Regiment Laigner Vollwerk bei Weinhändler Kern, Major im Generalstabskorps, Flügeladjutant und Militärbevollmächtigter Freiherr von Steininger Breitestraße bei Kaufmann Jensen.

Rußland: Generalleutnant von Rauch, Kommandeur der 22. Infanterie-Division, Gerberhof bei Holzhändler Rühmann, Oberst, Flügeladjutant und Militärbevollmächtigter von Dahler Breitestraße bei Buchdruckereibesitzer G. J. Pfingsten, Oberst Freiherr v. Stempel von den Garde-Dragonern Gerberhof bei Holzhändler Rühmann, Stabskapitän von Kusnin-Korawaeff von der reitenden Gardeartillerie Kirchenstraße bei Pastor Schröder.

Sachsen: Oberstleutnant und Militärbevollmächtigter Edler von der Planitz Sandberg bei Schlächtermeister Grabe.

Serbien: Major von der Artillerie Michael Sretschkovic Krämerstraße bei Kaufmann Claus Krohn.

Schweden und Norwegen: Oberst und Kommandeur des Schwedischen Garde-Husaren-Regiments Graf Hamilton Breitestraße bei Goldschmied Spliedt, Oberstleutnant Vogt von der Infanteriebrigade in Kristiansand (Norwegen) An der Bleiche bei Rentier Hans Nicker, Major und Militärattaché Kleen Breitestraße bei W. C. Kruse.

Spanien: Generalleutnant Don Marcelo de Azarraga Krämerstraße bei Weinhändler Ibens, Oberst und Militärattaché Don Jose Espi Krämerstraße bei Kaufmann von Senden.

Nachweisung von Militär- und Zivilbehörden: Kommandierender General des 9. Armeekorps General der Infanterie und Generaladjutant von Treschow Hinterm Klosterhof bei Justizrat Poel, Chef des Generalstabes Oberstleutnant von Unruhe Hinterm Klosterhof bei Justizrat Poel, Oberpräsident der Provinz Schleswig-Holstein Steinmann Kirchenstraße bei Landrat von Harbou, Regierungspräsident Koch Kirchenstraße bei Landrat von Harbou, Präsident des evangel.-luth. Konsistoriums Dr. Mommsen Kirchenstraße bei Landrat von Harbou, Landtagsmarschall Graf zu Rantzau-Rastorf Klosterhof bei Verbitter Graf von Reventlow, Landesdirektor von Ahlefeldt Kirchenstraße bei Landrat von Harbou, Verbitter Graf von Reventlow-Wittenberg Klosterhof, Amtssitz, Landrat von Harbou, Kirchenstraße, Amtssitz, Kommandant Major von Bezwarzowski vom Holsteinischen Infanterie-Regiment Nr. 85 Breitestraße bei Gräfinnen zu Rantzau, Adjutant Sekondeleutnant von Harbou vom 1. Thüringischen Infanterie-Regiment Nr. 31 Kirchenstraße bei Landrat von Harbou.

## Das Neuner-Denkmal in Itzehoe

„Wer am Wege baut, hat viele Meister“ und „Wer Regel schiebt, muß sich gefallen lassen, daß ihn der Regeljunge kritisiert“.

Diese Erfahrungswahrheit hat sich auch am Neuner-Denkmal erprobt. Seit seiner Enthüllung am 2. August 1925 wird es mit dem Vorurteil unvermeidlicher Parteilichkeit betrachtet und beurteilt. Es braucht in solchem Urteil nicht notwendig bewußte Parteinahme zum Ausdruck zu kommen; es färben eben unbewußt Vorliebe und Abneigung das Urteil des Betrachtenden.

Bei dem Eindruck, den das Denkmal auf den Beschauer macht, klingen neben den rein ästhetischen noch andere Töne mit, was beim Betrachten alter, klassischer Kunstwerke ausscheidet, beispielsweise bei dem Vorgehenden Fechter und dem Apollo von Belvedere. Diesen ungefähr gleichzeitig aufgefundenen Meisterwerken der altgriechischen Kunst. Vor diesen finden Vorurteil und Parteinahme keinen Platz; sie zwingen einfach zur Bewunderung.

Ein Denkmal, namentlich ein neueres, ganz unbefangen zu betrachten und zum Beschauer selber sprechen zu lassen, können nur wenige.

Mancher auch hält sich für verpflichtet, ehrenhalber zu urteilen, aus Furcht, sonst für einen Ignoranten gehalten zu werden, der nicht imstande wäre, über dergleichen eine Meinung zu haben.

Auf diese Weise entsteht ein unsicheres, schwankendes Urteil, welches sich aber berichtigen läßt, wenn man sich bemüht, den Künstler zu verstehen, der das Denkmal entworfen hat und dessen geistiges Eigentum daselbe ist.

Sein Kunstwerk will mit dem Maßstab gemessen sein, mit dem der Künstler es schuf, nicht mit einem anderen willkürlichen. Kein Mensch kann über seinen eigenen Schatten springen, sein Wesen verleugnen; auch der Künstler, der Bildhauer nicht. In seinem Werk offenbart er sich selber.

Wenn auch scherzweise, so doch treffend, hat dies „Spree-Hanns (Hans Fechner-Berlin) wie folgt ausgedrückt:

Fragt du die Lilie, die Rose,  
Warum sie, wozu sie, wieso sie;  
So fragt den Künstler ein Dummer,  
Wozu er, weshalb er, warum er.

Mancher Beschauer steht vor dem Denkmal und weiß sich mit dem Sockel nicht abzufinden, der unten spitz und oben breit ist. Er findet die alten, ihm geläufigen Stilgesetze verletzt und meint, es müsse nun ja wohl alles auf den Kopf gestellt werden, um Neues zu schaffen.

Anderer können sich mit der Denkmalsfigur nicht zurechtfinden und hätten sie anders gehabt. Wie denn? Ja, das läßt sich so nicht sagen, ist die Antwort; eben anders, vielleicht mehr lebendiger, mimisches Spiel, von allen Gliedmaßen in ihrer Bewegung wiedergegeben.

Da ist es nun zweckmäßig, daß wir den Künstler, Bildhauer Hans Jendel in Berlin-Friedenau, gebeten haben, sich zu diesen Urteilen selber zu äußern. Er schreibt uns: „Nur die Entwurfs-Skizze im Maßstab 1:10 des Neunerbundes-Denkmal ist von mir. Ihre Beschauer können sich mit der Linie des Sockels nicht befremden? Diese Form ist nach langen Versuchen gewählt, weil dadurch ein Emporheben des großen, die Reliefs tragenden Blockes erreicht wird. Die umgekehrte Form, unten breit und oben sich verjüngend, die den Beschauern wahrscheinlich von älteren Denkmälern her (1870—1910) als üblich im Gedächtnis und Gefühl sitzt, erreicht das nicht. Wir Bildhauer unserer Zeit suchen nach der Linie, die den Kampf der gegeneinandertwirkenden Kräfte des Aufstrebens und der entgegenwirkenden Last ausdrückt. Diese Last, dieser Steinblock, schwer und lastend wie die langen Kriegsjahre, trägt Reliefsdarstellungen der Kämpfe. Vorne und seitlich ein freudiges Draufgehen und an der Rückseite die Todesruhe der zusammengeschossenen Batterie.“

Meine Auffassung des Artilleristen (der Denkmalsfigur) geht dahin: Ein junger Mann, ein ganzer Kerl, ganz Ruhe und Kraft, bereit, auf jedem Posten, auf den er gestellt wird, bis zum Letzten auszuhalten. So, wie sie 1914 mit dem Neuner-Regiment ins Feld zogen, wie sie vor 2000 Jahren den heimischen Hof verließen und erobernd über die Alpen gingen und wie sie immer wieder die Heimat ansenden wird!

Das habe ich in meiner Skizze ausgedrückt. Solche Skizze ist freilich nur ein Keim, aus dem mit viel Liebe und schwerer Mühe etwas Großes entwickelt werden kann. Wäre mir die Ausführung übertragen worden, so hätte ich dies in der Skizze Angeedeutete im großen Modell verstärkt und klar zum Ausdruck gebracht“.

Die vom Neunerbund herausgegebene Denkschrift bemerkt bezüglich des Denkmals: „Mit dem 1. Preis von 1000 Mark wurde der Entwurf des Bildhauers Herrn Hans Jendel, Berlin-Friedenau, ausgezeichnet. Der Wettbewerb hatte außerdem noch eine ganze Anzahl sehr guter Arbeiten gebracht, die allerdings zum Teil von den Bedingungen des Preisauschreibens abwichen. Der preisgekürnte Entwurf des Herrn Hans Jendel wurde zur Ausführung bestimmt und zu freier Verfügung angekauft.“

Die Herstellungs-kosten waren von dem Künstler auf 24 000 Mark veranschlagt. Nach längerem Schriftwechsel mit dem in der Schweiz weilenden Künstler gelang es, seine Forderung schließlich auf zirka 16 000 Mark herabzudrücken.

Inzwischen hatte aber die seit dem Ende der Inflation einsetzende Geldknappheit die Sammlung von Beiträgen für das Denkmal derartig ungünstig beeinflusst, daß auch bei diesem Preis an eine Ausführung des Denkmals vorläufig gar nicht zu denken war. Um so eifriger setzte der Vorstand seine Bemühungen fort, die Finanzierung des Denkmals trotzdem sicherzustellen. Bei dieser Arbeit kam ihm ein vor etwa drei Monaten gegebenes Angebot der Itze-

hoer Bildhauerfirma F. Kolbe sehr zufrieden, die einen wesentlich niedrigeren Preis forderte, als der preisgekrönte Bildhauer. Die bildhauerischen Arbeiten wollte die Firma F. Kolbe durch den Hamburger Professor Dehler ausführen lassen."

Nun steht das Denkmal seit dem 2. August fertig da. Unsere Ausführungen sollten daselbe lediglich dem Beschauer näher bringen, eigene Kritik aber fernhalten, wozu uns auch der Beruf fehlt.

Der Beschauer soll sich nicht nur gegenwärtig halten, was der Künstler ihm zu sagen hatte, sondern auch den Denkmalsplatz zu sich sprechen lassen. Es ist der alte, erste Friedhof, auf dem bis 1762 alle Beerdigungen stattfanden. Es sollen, wie auf Grund der Kirchenbücher geschätzt wird, etwa 4500 Leichen da bestattet sein.

Dem Denkmal gegenüber strebt die Friedenszeiche von 1870—71 zum Himmel und seitlich steht unser Gotteshaus, die St. Laurentii-Kirche. Wenn nun der Betrachtende im Anschauen des jungen Kriegers da oben auf dem Postament im schmerzlichen Erinnern an den gefallenen Sohn, den verschütteten Schwager, den vermissten Bruder und den verstümmelt einhergehenden Jugendfreund versucht sein sollte, ob solchen Jammers mit seinem Gott zu hadern, dann klingt vielleicht aus dem nahen Gotteshause unter Orgelklang Gemeindegesang verjöhnend bis zum Denkmal hinüber:

„Nun danket alle Gott mit Herzen, Mund und Händen,  
Der große Dinge tut hier und an allen Enden,  
Der mächtig uns erhält und von der Kindheit an  
Uns so viel Gutes tut, mehr, als man rühmen kann“.

## Die Stör in früheren Zeiten

Als es in früheren Jahren Eisenbahnen, Chausseen, überhaupt ausgebaute Landstraßen noch nicht gab, hatten die Wasserwege, die Flüsse, also auch unsere Stör, eine weit größere Bedeutung wie heute, da sie die einzige Verkehrsstraße bildeten, über die die Landesherren verfügten, indem sie bald fördernd, bald hemmend in den Verkehr auf diesen Wasserstraßen eingriffen. Bei solchen Eingriffen war nicht das Interesse der Allgemeinheit, sondern lediglich entweder das eigene Sonderinteresse oder das Interesse des zu begünstigenden Landesteils oder vielleicht nur einer einzelnen Stadt maßgebend.

Als am 13. Januar 1260 die Grafen Johannes und Gerhard der Stadt Itzehoe das Stapelrecht verliehen, wurde lediglich Itzehoe, als den Landesherren Grafen Johannes und Gerhard treu ergeben, auf Kosten der Allgemeinheit begünstigt.

Das Privilegium des Stadtrechts sollte zur Hebung und Aufbesserung der Stadt dienen, indem es den Verkehr von der andern Seite der Stör hierher lenkte.

Zusolge dieses Privilegs mußten alle von der Elbe und der Wilsterau störauf kommenden Schiffe ihre Waren in Itzehoe löschen und den hiesigen Bürgern und Fremden zum Kauf anbieten und feilhalten. Wurden sie ihre Waren hier nicht los und wollten sie versuchen, sie höher hinauf, in Kellinghusen oder in Arpsdorf abzusetzen, dann hing es von Bürgermeister und Rat ab, ob er ein Schiff weiterfahren lassen wollte. Eigenmächtig konnte ein Schiff nicht weiter kommen, denn oberhalb des Delftors lag ein Baum quer über der Stör, der erst gegen eine

Abgabe beseitigt werden mußte. Es ist augenscheinlich, daß solche Hemmungen der Allgemeinheit nachteilig sein mußten und großen Unwillen erregten. Itzehoe aber hielt an seinem Vorrecht zähe fest und paßte genau auf, damit die Schiffer ihre Waren nicht vorher, ehe sie nach Itzehoe kamen, ausladen und verhandelten, etwa in Sude, Heiligenstedten, Kasenort; denn der Handel und der Verdienst daraus sollten eben Itzehoe zugute kommen. Auch das Kloster durfte nie direkt, nur durch Vermittlung von Itzehoe Waren auf der Stör beziehen.

Es ist menschlich, daß die Gelegenheit, zu schmuggeln, eifrig gesucht und benutzt wurde.

Natürlich mußte infolge des Stapelrechts hier ein reger Schiffsverkehr, viel Handel und Wandel, viel Arbeitsgelegenheit entstehen. Um die gelöschten Waren, namentlich Korn und Holz, hier lagern zu können, mußten Speicher erbaut und Kornböden gemietet werden. Die Kornträger verdienten guten Tagelohn beim Abtragen. So strifte, wie gewollt, ließ sich das Stapelrecht jedoch nicht durchführen. Wegen der vielen Uebertretungen und Klagen wurde das Privileg in mehreren Punkten abgeschwächt. So wurde gestattet, daß Schiffe aus Glückstadt, Wilster, Krempe oder sonstigen Ortschaften mit ihrer Holzladung frei durch den Störbaum fahren durften, wenn der Schiffer eine eidliche Versicherung bei sich führte, daß mit seiner Ladung kein Handel getrieben werden, sondern dieselbe zu eigenem Bedarf oder eigenem Bedarf des Verfrachters dienen solle.

Sand, Net und Stroh durften frei den Störbaum passieren. Wenn ein Glückstädter Schiff mit Korn von Kellinghusen herunterkam und nachwies, daß dieses zu eigenem Bedarf in Glückstadt verwandt werden solle, wurde es frei durchgelassen. Die landesherrlichen Schiffsladungen waren frei, auch konnte Graf Heinrich zu Ranzau auf Breitenburg sein Saatkorn und Waren für eigenen Bedarf frei beziehen. Auch wurde erlaubt, daß Krempe Salz nach der oberen Stör, Wilster Käse störabwärts und Dithmarschen die nötigen Hölzer für Deichbauten längs der Stör schiffen durften. In besonderen Fällen gab man wohl auch besondere Erlaubnis, so, wenn es sich um gemeinnützige Veranstaltungen, wie Kirchenbauten, handelte.

Wenn Bürgermeister und Rat eine Schiffsladung beschlagnahmten und verkauften, dann teilten sie sich in den Erlös. Das gab 1728 Anlaß zu einem Streit. Ein Mönchlicher hatte Eisen durchschiffen wollen und war dabei abgefaßt worden. Das Eisen wurde beschlagnahmt und sollte zugunsten von Bürgermeister und Rat verkauft werden. Da erhoben die Kammereibürger Einspruch, sie wollten, daß zwei Drittel des Erlöses in die Stadtkasse fallen sollten. Man einigte sich auf je die Hälfte. Für zukünftige Fälle wurde nun bestimmt, daß die Hälfte des Erlöses in die königliche und die andere Hälfte in die Stadtkasse falle. Die Klagen über die Verkehrsbeschränkungen durch das Stapelrecht mehrten sich von Jahr zu Jahr, bis es endlich, als überlebt und nicht mehr zeitgemäß, den 16. Juli 1846 aufgehoben wurde.

Schiffahrt ist schon in den frühesten Zeiten von Itzehoe aus betrieben worden, so namentlich nach der Hannoverischen Küste, nach Holland und in der Nordsee zum Fischfang. Im Jahre 1597 gab es hier 22 handeltreibende Schiffe. Der Handel in Itzehoe litt sehr durch die ungleichen Bölle. So war z. B. die Regierungsstadt Glückstadt zum Teil frei von Bollen; die Wilster- und Krempe-marsch und die Reichsgrafschaft Ranzau mit Elmshorn genossen Befreiungen, so daß manche Waren billiger in Glückstadt und Elmshorn waren als in Itzehoe. Dies alles (die verschiedenen Bölle und das Stapelrecht) waren arge Hemmungen für den Verkehr.

Am Ende der Veststraße (zwischen Kaffee Mohr und Pianohandlung Eggers) war an der Stör die „alte Winde“, d. h. eine Schiffs- und Liegestelle, an der die Schiffe durch eine Winde festgemacht wurden. Auch befand sich da ein *Poll-pachaus*. Vor etwa 40 Jahren befand sich in diesem Packhaus eine Schule, die bei Hochwasser schleunigst verlassen werden mußte. Vielleicht ist der heutige Leser auch noch durch das Wasser vor der Schule gestieft und hat sich gefreut, daß es nun mindestens drei bis vier Tage Ferien gab, bis die Schule wieder trocken war. Zu Anfang des vorigen Jahrhunderts wurde von Ithoe aus (von 1817 bis 1824) Walfischfang betrieben. Man sah, daß die Glückstädter Grönlandfahrer gute Geschäfte machten und wollte das nun in Ithoe nachmachen. Ja, selbst Neuenkirchen und Beidenfleth rüsteten je ein Schiff auf die Grönlandfahrt aus. Wer hat nicht hier und da in der Marsch und auch bei Ithoe große Walfischknochen in Gärten als Toreingänge aufgestellt gesehen? Diese Knochen brachte man von der Reise mit, wenn man sie abgespeckt hatte. Der Speck wurde dann hier ausgebraten zu Tran. Die Tranfischerei war vor dem Delftor am Stördeich, wo man den Platz und die Gebäude der ehemaligen Siemannschen Oelmühle gelaufen hatte. Damals wurden noch Tranlampen gebrannt.

Die Regierung begünstigte den Walfischfang, indem sie alle militärpflichtigen Reserven frei ließ, wenn sie mehrere Jahre hintereinander die Fahrt nach Grönland mitmachten, damit es nicht an der erforderlichen tüchtigen Mannschaft zur Besatzung der Schiffe fehle. Also auch von Ithoe aus wurde der Walfischfang betrieben, und zwar zuerst mit dem Dreimaster „Gustav“, der mit der Ausrüstung auf 60 000 Mark zu stehen kam. Die erste Fahrt war recht günstig und man kaufte im folgenden Jahre noch die „Perseverantia“ hinzu, wozu die Regierung 7320 Mark für die Ausrüstung beisteuerte. Aber die folgenden Jahre brachten meist Verluste, so daß 1824 der Betrieb eingestellt wurde, denn ein Geschäft war nicht zu machen. Mancher Ithoer wird einen der letzten Grönlandfahrer aus dem Kreise noch gekannt haben. Ich meine den alten prächtigen Kapitän Johann Mehn. Er war lange Jahre Führer eines großen Schiffes der Alsenischen Flottille. Mit ihm hatte ich einmal ein heiteres Erlebnis. In meiner nebenamtlichen Tätigkeit als stellvertretender Vorsitzender des Königl. Seemannsamtes hatte ich die Mannschaften der hier ein- und abfahrenden Seeschiffe an- und abzumustern, was mir namentlich im Herbst Gelegenheit bot, die heimkehrenden Kapitäne über die Ergebnisse der letzten Reise zu befragen. Eine solche Unterhaltung war jedoch schwer im Gang zu bringen; denn so ein richtiger Seemann ist schweigsam und hält des Erzählens nicht wert, was der Landbewohner für ein Ereignis ansieht. Es war in den 80er Jahren und im November. Entsetzliche Stürme wehten und die Zeitungen und Rettungsstationen meldeten schwere Schiffsbrüche. Ende November kam mein früherer Grönlandfahrer Johann Mehn mit seiner aus 11 Mann bestehenden Mannschaft an, um abzumustern. Ich sah, daß er um die Zeit der schlimmen Stürme in der Nordsee gewesen sein müsse, und fragte, wie es gegangen sei. „Gut“, sagte er. „Ja, haben Sie denn nicht die letzten Stürme ausgehalten?“ „Ja, das haben wir“. „Sind Sie denn mit der ganzen Mannschaft, Schiff und Ladung heil angekommen?“ „Allerdings; ja, wenn wir die ol Bix ni hatt harrn, weern wi wull ni werer herkam“. Neugierig, welche Verwandtnis es mit der „Bix“ habe, forschte ich weiter nach und erfuhr dann, daß sie mit einer Holzladung Anfang November aus Kotka in Finnland fortgefahren waren. In der Nordsee habe ein entsetzlicher Sturm mit Windstärke 12 geweht. Sie hätten keinen Kurs

halten können und wären bis zum 60. Grad n. Br. abgetrieben, die Decklast sei teils geworfen, teils über Bord gespült; ihren Untergang hätten sie vor Augen gesehen. In dieser Not habe er, was er immer für unseemannisch gehalten und noch nie angewandt habe, insonderheit auf Anraten seines Steuerannes, eine „Delbix“ genommen, die Beine unten zusammengebunden, mit Del gefüllt, auch oben zusammengebunden und dann mit einem Pflöcken hundertfach durchlöcherl. Ein Junge wäre mit der Bix aufs Bugspriet geklettert und habe sie dort an einem Tau befestigt. „An wat ik min ganz Leben ni glöb heff, de See war ruhig“.

Sie hatten nach harten Kampftagen endlich die Doggerbank erreicht und waren mit großen Schäden an Schiff und Ladung nach 21 Kampftagen in Elbe und Stör eingelaufen.

Der hiesige Schiffsverkehr erreichte im Jahre 1912 seinen Höhepunkt. Es liefen in dem genannten Jahre in den hiesigen Hafen ein 4319 Schiffe und ebenso viele aus, darunter 182 Seeschiffe. Im Sudeer Hafen belief sich die Zahl der ein- und auslaufenden Schiffe auf je 360, im folgenden Jahre 1913 jedoch auf 1538. Die Firma Alsenische Portland-Zementfabriken hat ihre eigenen Hafenanlagen, in die 1912 587 beladene und 1807 leere Schiffe einliefen. Der Ausgang belief sich in demselben Zeitraum auf 2239 beladene und 155 leere Schiffe.

Der Warenverkehr im hiesigen Hafen erstreckte sich auf folgende Waren-gattungen: Zuder, Steintohlen, Zement, Ton, Getreide und Futtermittel, Mehl, Kaffee, Stückgut, Reis, Kies, Gips, Gipssteine, Delfuchen, Salz, Steine, Holz, Düngestoffe, Dachpfannen, Dachpappe, Kapsaat, Koks, Obst, Bier, Kreide, Leinwaden, Sonnenbänder, Lauge, Ziegel, Möbel, Ziegelsteine.

Unsere Stör ist vor etwa 100 Jahren einmal von einem S. Torliß wie folgt besungen worden:

Sie macht noch immer ihre Winkelzüge,  
Beigt sich bald voll, bald leer;  
Auch ist sie alt und wenn ich mich nicht trüge,  
Schon von der Sündflut her.

Doch macht sie noch sehr jugendliche Streiche  
Und sprengt oft Deich und Damm;  
Wirft außerhalb von ihrem sonstigen Bereiche  
Umher mit Schlud und Schlamm.

Ihr Wasser ist nicht sonderlich zu loben,  
(Ich bin kein Wasserfreund),  
Und was ich bei ihr sah von Fische-Proben,  
Ist nicht weit her, wie's scheint.

Nach Wein darf man an ihrem Strand nicht fragen,  
So wie am Rhein und Ro.  
Ich weiß nur dies zu ihrem Ruhm zu sagen:  
Sie fließt durch Ithoe.

Es stimmt, daß uns're Stör ein klein Gebilde  
(Die Größe es nicht tut),  
Sie fließet doch durch glückliche Gefilde  
Und an ihr wohnt sich's gut!

## Grönlandfahrer und Walfischfänger

In meinem vorigen Artikel „Die Stör“ erzählte ich, daß es hier vor 100 Jahren und noch später Grönlandfahrer gegeben habe und daß ihre Transbrennerei an der Stelle sich befand, wo nun die abgebrannte Füllschersche Dampfmühle steht; daß zu den Grönlandfahrern auch der frühere Alsenische Kapitän Johann Mehn gehört habe, der in seinen letzten Jahren hier bei Schiffsbaumeister Jack auf dem Brook wohnte und dessen biederes, freundliches Seemannsgesicht vielen Isehoern noch in freundlicher Erinnerung ist.

Dieser Johann Mehn hatte zwei Brüder, Christian und Claus, die beide gleich ihm Grönlandfahrer und Walfischfänger waren. Alle drei Brüder sind längst tot. Eine Tochter von Claus wohnt hier in der Lindenstraße Nr. 40 im Stadtteil Süde. Sie ist die Wittve des einstigen australischen Goldgräbers Cornelius, und um mit Klaus Groth zu sprechen, „noch orri strewi, doch lang ni mehr keen Kind“.

In der Erinnerung jedoch an ihren Vater Claus und dessen Erzählungen von seinen Fahrten, da ist sie so jung, als wenn sie dabei gewesen wäre.

Was der alte Claus Mehn so oft auf Befragen erzählte, sei hier nach erzählt. Lassen wir jedoch Kapitän Mehn selbst sprechen:

„Als junger Steuermann war ich auf dem Barkschiff „Johann Christoph“ von Elmshorn, das im Eisgang unterging und dessen Besatzung von einem Engländer gerettet wurde. Aber auch dieser kam in Sturm und Nebel zu Schaden und mußte seine Mannschaft an einen Norweger abgeben. Das war im Jahre 1854, als Kapitän Schüder mit „Johann Christoph“ die zweite Fahrt machte. Ich wurde später selber Kapitän und zwar auf dem Schiff „Stadt Altona“, auf dem ich im ganzen 33 Fahrten gemacht habe, von denen die schlimmste die im Jahre 1862 war. Es war am 13. Februar 1862, als die 49 Mann starke Besatzung angemustert wurde. Nach der Instandsetzung des Schiffes nahmen wir auf der Elbe Proviant ein, Ochsen- und Schweinefleisch, Hartbrot, Butter, Mehl, Bier und Brantwein. Am 23. Februar, an einem Sonntagmorgen, fuhren wir bei frischer Brise aus Ostfildorf die Elbe hinunter und passierten am folgenden Tage Helgoland. Am 14. März trafen wir bei 71 Grad 15 Min. n. Br. zuerst auf die Eiskante. Von Robben war nichts zu sehen. Tag und Nacht Nebel, starke Kälte und Schneetreiben ohne Aufhören bis zum 23. März, an welchem Tage wir das Schiff „Jungfer Lucia“ aus Glückstadt und am folgenden Tage die „Flora“ aus Elmshorn trafen.

Der Mann im Krähenest (Masiforb) konnte sich vor Kälte nicht bergen, und durch das Schneetreiben hindurch nichts sehen. Die Kapitäne von „Jungfer Lucia“ und „Flora“ teilten uns mit, daß auch sie noch nichts gefangen hätten. Es hieß also, abwarten. In den nächsten Tagen erlegten wir mit der Kugelhüchse die ersten blauen Robben und ein paar Klappmützen (alte Robben). Dann aber setzte von neuem Sturm und Schneetreiben ein, daß wir nicht zehn Schritt voraussehen konnten, und dabei kamen wir nun in das dicke Packeis, in dem uns das Noth brach. Gegen Abend wurde die Luft etwas sichtiger und der Auszichtsmann im Krähenest meldete Robben, die in solcher Menge das Eisfeld bedeckten, daß es schwarz aussah. Nun hieß es, sich fruten. Alle sieben Schalupen wurden eiligst zu Wasser gelassen und in denselben an die Eiskante gerudert.

Es war leider schon etwas spät, bereits 5 Uhr, aber bis 9 Uhr bekamen wir doch noch 154 Robben. Den andern Morgen ging die Jagd schon um 5 Uhr wieder los, aber Sturm und Schneetreiben hinderten uns, denn es war nichts zu sehen, sodaß wir an unser Schiff zurück mußten. Um 9 Uhr waren sechs Schalupen da mit 40 Robben, aber Schalupe 7 mit sechs Mann Besatzung fehlte. Wo war das Boot? Wir fuhren mit unserm Schiff an der Eiskante entlang auf die Suche in gräßlichem Sturm und einem Schneegestöber, welches jede Sicht unmöglich machte. Wir beratschlagten, was zu machen sei, und kamen zu dem traurigen Resultat, daß Schalupe 7 im Sturm untergegangen sei mit unseren Kameraden. Die Möglichkeit, daß sie sich könnten auf das feste Eis gerettet haben, hielten wir für ausgeschlossen. Und dabei kamen wir selber mit unserm Schiff immer mehr in die Gefahr, vom Eise zerdrückt zu werden. Wir arbeiteten uns bei schrecklichem Sturm und hohem Seegang endlich frei, bekamen aber erst am 9. April wieder Sicht und begaben uns nun wieder auf die Suche nach Schalupe 7.

Am 10. April fanden wir wieder ein Eisfeld mit einem Robbenlager, in dem wir gute Beute machten, denn wir kriegten vormittags 9 bis abends 8 Uhr 360 Robben, ebensoviele erbeuteten wir den 11. April. Am 12. April gab es 80 und Sonntag, den 13. April, 200 Robben. Wir konnten sehen, daß um uns herum noch sechs andere Schiffe dem Fang oblagen. Am 14. April wurde es hell und klar. An diesem Tage bestand unsere Beute in 103 Robben.

Nun wollte sich die Jagd nicht mehr lohnen. Es setzte auch wieder Sturm mit Schneetreiben ein und so singen wir unsere Arbeit auf dem Schiff an mit Abspeden. Die Robbenfelle wurden eingesalzen und 36 Fässer mit Robbenspeck gefüllt. Neuer Sturm setzte ein; wir setzten Sturmsegel und steuerten in die offene See. Als der Wind nun abblaute, fuhren wir den 18. April nochmals bis an die Eiskante. Am 20. April war der erste Ostertag, eben vor Mittag trafen wir den Grönlandfahrer „Wefer“ aus Bremen, auf dem Westermeyer Kapitän war. Sie riefen uns an und teilten uns mit, daß unsere 6 Mann von der untergegangenen Schalupe 7 bei ihnen an Bord wären. Sie hätten sie am 11. April in einem bedauernswerten Zustande auf einem Eisfeld angetroffen. Die armen Menschen hätten schon drei Tage auf dem Eise zugebracht und den meisten von ihnen seien die Füße abgefroren, so daß sie hätten weder stehen noch gehen können.

Die sechs Kameraden waren Jochen Geher aus Neuendorf, Johann Wischmann aus Geede, Hinrich Kölln aus Kollmar, Jakob Dittmann aus Neuendorf, Hans Möller aus Bieth und Hinrich Ort aus Esen, also alle von der Krüdenau aus der Elmshorner Gegend her. Leider war Hans Möller bereits den 15. April gestorben und hatte zwischen Eiszollen und Robben sein Seemannsgrab gefunden. Die fünf Geretteten freuten sich, daß sie wieder bei uns waren.

Am Ostermontag erlegten wir 190 Robben. Wir kreuzten nun bei der Insel Jan Mahen, denn mit dem Fang war es nichts mehr, und trafen hier den Grönlandfahrer „Lucia“ aus Glückstadt, auf dem mein Bruder Johann Mehn Kommandeur war. Ich ging bei ihm an Bord auf den Ausguck und gewahrte in der Nähe noch sieben andere Schiffe.

Nun setzte wieder scharfer Frost ein, so daß wir bis zum 10. Mai im frischen Eis festfamen. Leider starb an diesem Tage Hinrich Kölln aus Kollmar. Dazu kam der schlimme Zustand von Wischmann aus Geede, dem die beiden erfrorenen

Füße hatten abgenommen werden müssen. Am 12. Mai gaben wir Kölln sein Seemannsgrab und am 16. desgleichen Kamerad Wischmann, der am 15. Mai gestorben war.

Ingrisch war das Eis aufgebrochen und hatte das Schiff freigegeben. Die Zeit für den Robbenfang war vorbei; wir machten uns nun fertig für den Walfischfang. Die Schalupen wurden instand gesetzt und die Harpunenleinen parat gehalten.

Am 16. Mai sahen wir mittags gegen 1 Uhr den ersten Walfisch. Wir setzten drei Schalupen aus und das Boot, in dem der Steuermann saß, wurde mit seiner Harpune am Walfisch fest, den wir nachmittags 3 Uhr tot an Bord unseres Schiffes hatten und der uns sechs Fässer voll Speck lieferte. Am 26. Mai lagen wir auf 79 Grad 25 Min., auf dem höchsten Punkt nach Norden.

Am 29. Mai sahen wir wieder einen Walfisch, den Diedrich Hauschildt harpunierte und der uns 10 Fässer Speck einbrachte. Den 5. Juni trafen wir den Grönlandfahrer „Flora“ aus Elmshorn, dessen Kommandeur W. Kruse uns auf unserem Schiff besuchte. Dann gab es nichts Besonderes mehr. Vom 14. bis 19. Juli schossen wir noch drei Eisbären. Die Fangzeit war eigentlich damit zu Ende und wir kreuzten noch einige Tage im Eismeer umher.

Am 1. Juli begaben wir uns auf die Rückreise, von der wir heimbrachten 1504 Robben, 2 Walfische, 3 Eisbären und 56 Fässer voll Speck.

Aber die Trauernachricht, die wir verkünden und welche die Angehörigen von uns entgegennehmen mußten! Es war an einem Sonnabend, den 12. Juli, als wir die Elbmündung erreichten und abends 7 Uhr vor der Krükan zu Anker gingen.

Im folgenden Jahre 1863 machten wir eine neue Reise, auf der wir 2111 Robben und 3 Eisbären erbeuteten. Wir konnten 52 Fässer mit Speck vollmachen. Ein Tag ist ja immer der beste Fangtag; dies war 1863 der 17. Mai, ein Sonntag, an dem wir von nachmittags 2 bis zum Montag abend 10 Uhr 804 Robben erbeuteten.

Ausnahmsweise machten wir in diesem Jahre noch eine zweite Reise nach Grönland.

Wir sollten nämlich 14 norwegische Passagiere und 50 Last Steinkohlen nach dem westgrönländischen Hafenort Iwigut bringen und eine Ladung Arholith von da zurückbringen. (Arholith ist in großen Lägern in Westgrönland vorhanden. Dasselbe gehört zu den Salzen der Aluminiumgruppe, dient zur Darstellung von Soda, Aluminium, künstlichem Marmor usw.)

Für diese Reise hatte ich 15 Matrosen angemustert. Es war aber eigentlich schon etwas spät für eine zweite Fahrt. Wir kamen mit unserer „Altona“ daher auch erst am 26. Oktober in Grönland an, nachdem wir in tollen Stürmen einen Anker und 60 Faden Kette verloren hatten. Wir wurden gegen die Schären (Klippen) geworfen, brachen den Klüverbaum, bekamen ein Deck im Schiff und mußten einen Teil der Ladung über Bord werfen.

Es gelang uns, das Schiff zu dichten und Iwigut zu erreichen. Hier nahmen wir eine volle Ladung Arholith ein und 20 Passagiere für die Rückreise an Bord. Aber, o weh! Das Schiff war inzwischen festgefroren!

Um es freizubekommen, mußten wir bei 8 Grad Kälte, Sturm und Schneetreiben das Eis um das Schiff herum 600 Schritt weit aufsägen. Viel Wasser ging über Bord und das Takelwerk war dick beeißt. Als wir nun abfahrtsbereit waren, brach ein Sturm, ja, schon mehr ein Orkan, los, in dem eine Brechsee nach der andern über Deck ging, beide Löschporten eindrückte und fortspülte. Alles

an Deck kam in Bewegung; 3 Schalupen, so sehr sie auch befestigt waren, wurden losgerissen und in lauter kleine Stücke zerschlagen. Bugspriet und Klüverbaum gingen verloren und alles Tauwerk bis auf Vormarsseil und Kranzseil wurde zerrissen.

Am 1. Weihnachtstage kamen wir mit unserer „Stadt Altona“ in Hamburg an.

Im folgenden Jahre 1864 ist mein Schiff „Stadt Altona“ zum letzten Male nach Grönland gefahren; es wurde dann nach Norwegen verkauft. Acht Jahre später, 1872, gab auch die „Flora“ aus Elmshorn die Fahrt auf und die Grönlandfahrten hatten damit ein Ende“.

Nun sind die drei Grönlandfahrer und Walfischfänger Gebrüder Mehn längst tot. Christian Mehn war Führer von „Klein Heinrich“ aus Glückstadt. Claus Mehn, den wir eben haben erzählen lassen, ist 92 Jahre alt am 27. Dezember 1910 gestorben. Seine erwähnte Tochter, Frau Witwe Cornelius, erneuert Vaters Erzählungen und Vaters Gesichtszüge in lebendigster Erinnerung, wenn sie ein heilig gehaltenes Familienbild betrachtet, auf dem der Alte als Ur-Ur-Großvater den Repräsentanten von Deutschlands Zukunft, seinen Ur-Urenkel, auf den Armen hält.

Von seinem Schiff „Stadt Altona“ ist ein getreues Modell im Altonaer Museum erhalten.

Ob zu Lebzeiten der Gebrüder Mehn auch der längst verstorbene Kapitän Peter Wulf aus Krempermoor zu den Grönlandfahrern und Walfischfängern gehörte, kann ich nicht sagen. Ich habe ihn nicht gekannt, nur von ihm gehört.

Als Peter Wulf, nachdem er während eines langen Lebens alle Weltmeere durchkreuzt und im Eismeer manchen Kampf mit Walfischen bestanden hatte, sich alt und arbeitsunfähig in seiner Heimat Krempermoor zur Ruhe setzte, ließ er den Ernst und die Poesie des Seemannslebens in seiner Erinnerung lebendig werden und stellte sich das ganze menschliche Leben als Seefahrt vor, auf der so viele Schiffbruch leiden und scheitern. Er wollte seine letzte Lebensreise als alter Kapitän im Schiff machen und zimmerte sich seinen Sarg in Schiffsform. In diesem Schiffssarg soll er auf dem Friedhof in Neuenkirchen in die Erde gebettet sein. Auf dem Leichenstein soll die vom Verstorbenen selbst verfaßte Aufschrift stehen:

„Nun fahr' ich mit meinem Schifflein hin,  
Wo ich noch nie gewesen bin;  
Ruh' aus auf meinem rechten Ohr,  
Kaptein Peter Wulf ut Krempermoor“.

## Der Izehoer Ochsenmarkt

wurde nicht immer auf Stadtgebiet, sondern seit uralten Zeiten auf Klostergebiet, dem sogenannten alten Ochsenmarktstump (dem Kirchhof gegenüber am Wege nach Klosterbrunnen), abgehalten. Das beruhte auf freiwilliger Abmachung zwischen Kloster und Stadt, weil es dieser an einem passenden Marktplatz fehlte. Das wurde jedoch von der Stadt als Ungerechtigkeit empfunden, denn durch Privileg von 1640 war der Stadt ein auf Lübscher Jurisdiktion abzuhaltender Viehmarkt bewilligt worden. Das Kloster vereinnahmte das Standgeld und verließ die Schankgerechtigkeit nur an klösterliche Eingeseffene. Im Jahre 1817 je-

doch einigten sich Stadt und Kloster, einstweilen auf 20 Jahre, dahin, daß die Stadt den Viehmarkt auf Klostergebiet beließ, das Standgeld aber zwischen Kloster und Stadt geteilt wurde, nachdem es von klösterlichen und städtischen Einnehmern an den Auftriften erhoben war. Ferner wurde festgesetzt, daß die Schankbuden nicht mehr ausschließlich an klösterliche Untergehörige vergeben werden durften. Man teilte die Budenplätze derart auf, daß von den acht besten Plätzen vier aufs Kloster und vier auf die Stadt fallen und von dem Rest  $\frac{1}{3}$  die Stadt und  $\frac{1}{3}$  das Kloster erhalten sollten. Die Stadt ließ dann ihrerseits von den gedachten vier besten Plätzen je einen dem Gerichtsdienere, den beiden Stadtdienern und dem Pächter des Ratsweinfellers zukommen.

Der heute kalendermäßig auf den 28. Oktober fallende Viehmarkt fiel ehemals laut Privileg von 1646 auf den 16. Oktober und erst nach Abschaffung des Julianischen und Einführung des verbesserten Kalenders 12 Tage später, also auf den 28. Oktober. Genau genommen hätte nach Einführung des verbesserten Kalenders unser Viehmarkt 11 Tage früher, also am 5. Oktober, abgehalten werden müssen. „Wann aber solche Zeit bekanntermaßen zum Schlachten dennoch nicht bequem“, verlangte der dänische König Friedrich IV. den Markttag auf Simon Judae, den 28. Oktober.

Die Auftriften waren früher viel bedeutender, als heute. Zum Vergleich lassen wir einige Jahresangaben folgen. Es wurden angetrieben:

1832	7000 Stück	1833	10000 Stück	1834	9000 Stück
1839	8000 Stück	1841	8000 Stück	1834	9000 Stück
1844	9000 Stück	1845	9000 Stück	1847	8000 Stück
1851	10000 Stück	1857	7000 Stück	1858	9000 Stück
1860	6000 Stück	1861	8000 Stück	1863	6000 Stück
1864	7000 Stück	1867	4000 Stück		

Nach diesem Jahre wird die Auftrift allmählich geringer. Die großen Ochsen-  
triften kamen, namentlich vor dem Ausbau des jütischen und schleswig-holsteinischen Eisenbahnnetzes, zu Fuß längs den großen Ochsenwegen aus Jütland, nach Itzehoe von Rendsburg, Sevensedt, Hohenwestedt, Blauen Lappen. Ein solcher Transport dauerte von Jütland her 11 bis 12 Tage, die Treiber auf Holzschuhen, die Begleiter mit gespickten Geldkagen um den Leib. Die Käufer in Itzehoe waren meistens aus der Wilstermarsch und aus Dithmarschen. Vormittags wurde gehandelt, nachmittags die Geldangelegenheit geregelt. Mancher Ochsenhändler kehrte mit 20 000 Dalern und mehr zurück. Das Geld, meistens Speziestaler, wurde in mit Eisen beschlagenen Kisten auf Wagen verladen. Die Käufer aber aus Dithmarschen usw. ließen ihre Geldkagen und Geldbeutel in den Wirtschaften und zahlten hier am Nachmittag aus.

Der frühere Gastwirt Peter Dohrn vor dem Deltor erzählte, daß er eine Holzkiste in seiner Schlafstube habe stehen gehabt, in die die Käufer ihre Beutel zur Aufbewahrung ohne weitere Kontrolle hineinlegten und sie sich auch da herausnahmen. Wegnehmen? Vertauschen? Kein Gedanke, sagte Peter Dohrn, es konnte ja gar kein Irrtum entstehen, da jeder seinen Beutel kannte. Es sei bei ihm nie Geld weggenommen. Der alte Gastwirt Meggers aus dem alten Dithmarscher Haus erzählte vor 50 Jahren gern, daß ein Händler aus Dithmarschen seinen vollen Geldbeutel bei ihm habe liegen lassen. Er habe nicht gewußt, wem er gehört, und habe ihn in seine Schatulle gelegt. Nachfrage war nicht gekommen. Im nächsten Frühjahr zum Frühjahrsmarkt kommt ein Händler aus Dithmarschen und sagt: „Meggers, ich habe hier vorigen Herbst meinen

Geldbeutel liegen lassen, Du hast ihn wohl aufbewahrt?“ Auf meine Frage, wieviel denn darin sein solle und weshalb er ihn nicht schon geholt habe, antwortete er, es seien 3000 Mark in Speziestaler darin; er habe hier nicht die gewünschten Ochsen bekommen können und sei gleich weiter nach Hamburg gereist, wo sein Kommissionsär ihm das Geld geliehen hätte. Mit den in Hamburg gekauften Ochsen sei er nicht wieder über Itzehoe gekommen, er habe sich einer anderen Trift angeschlossen, die 3000 Mark hätten bei ihm (Meggers) ja sicher gelegen. Das war ja auch richtig, sagte Meggers, denn Geld für ein halbes Jahr nach der Sparkasse zu bringen, war keine Mode.

## Erinnerungen eines langjährigen Standesbeamten

### I

Wer heute heiraten will, muß zum Standesamt gehen. Als es ein solches noch nicht gab, wurde gleichwohl geheiratet, aber zuweilen in unzulässiger, unerlaubter Weise, ohne Zustimmung der Eltern und Vormünder, so daß 1632 Vertreter des schleswig-holsteinischen Adels sich an den dänischen König Christian IV. mit der Bitte wandten, solchem Unfug doch nachdrücklich zu steuern. Das tat der König denn auch (derselbe, dessen Delforträt hier im Standesaal hängt) in der drastischen Sprache damaliger Zeit:

„Derwegen die vom Adel gebeten, daß wir Kindern, so ohne ihrer Eltern Consens sich durch geheime Verlöbnißen mit den Corruptoren und Raptoren verknüppelten, der Brautschaft und künftige Succession und Erbsolge in der Eltern heredität (Erbe) gänzlich abschneiden und durch heimliche Böen die causam impulsivam und antreibende Ursachen solcher verdampften Verlöbniße aufheben und abtügen möchten,..... so sollen dieselben erblos sein und keine Aussteuer haben.“

Diese Verordnung sollte sich noch fünf Jahre rückwärts, also bis 1627, erstrecken, und Prediger, die gleichwohl kopulieren würden, sollten abgesetzt werden.

Unter Corruptoren und Raptoren versteht der König Verdorrene, Rasende.

Das Mittelalter wurde vom katholischen Eherecht beherrscht, in welchem die rechtliche, sittliche und religiöse Seite der Ehe identisch waren, was in der der Ehe beigelegten Sakramentsnatur seinen Ausdruck fand.

Aus der naturrechtlichen Lehre des 18. Jahrhunderts (Jean Jacques Rousseau) zog die französische Gesetzgebung die Konsequenz und erklärte 1791 die Ehe für einen *Contrat social* (Gesellschaftsvertrag). Durch den *Code civil* von 1803, den Napoleon in die französische Rheinprovinz, die bayerische Rheinpfalz, Rheinhessen und das Oberamt Meisenheim einfuhrte, kam die Zivilehe auch nach Deutschland.

Als im Jahre 1848 die Lösung der radikalen Parteien „Trennung von Staat und Kirche“ war, wurde, von dieser Anschauung beeinflusst, die Zivilehe und die Standesbuchführung u. a. in Frankfurt a. M., Hamburg usw. eingeführt.

So ist es zu erklären, daß, wer sich aus den Jahren 1803, 1848 und später aus Köln, Frankfurt a. M. oder Hamburg seinen Geburtschein kommen läßt, eine *standesamtliche* Urkunde bekommt, wengleich es erst seit dem 6. Februar 1875 für das ganze Deutsche Reich Standesämter gibt.

Vorstehendes diene dem Leser zur allgemeinen Orientierung. Und nun mögen einige Beispiele aus meiner langjährigen nebenamtlichen Beschäftigung als Standesbeamter mitgeteilt sein.

1. Es mögen 40 Jahre her sein, als eines Tages ein 17jähriges Mädchen aus der Provinz Posen hier eintraf und gleich seinen hier bereits wohnhaften Bandsmänninnen in die Fabrik ging. Ihre Mutter war so eine Art Kammerjungfer bei der Gutsherrin, ihren Vater hatte sie nie kennen gelernt. Weil ihre Mutter verstand, aus abgelegtem Zeug der Herrin der Tochter bessere Kleider zu fertigen, wurde diese bald (sie hieß Maryken) „Schloßmaryken“ von den mißgünstigen Gespielinnen genannt. Nach der Konfirmation kam sie nach Ikehoe, weil hier bereits bekannte Mädchen von da in die Fabrik gingen. Maryken war ein rosiges Mädchen mit großen schwarzen morgenländischen Augen und einer Fülle braunen Haars, die noch für zwei andere Mädchen einen stattlichen Kopfschmuck hätte abgeben können.

Die hiesige goldene Männerjugend hatte Maryken bald ausfindig gemacht und sie wäre den Versuchungen zweifellos erlegen, wenn sie nicht in einem Orgeldreher im Hinterhause einen treuen Beschützer gefunden hätte. Dieser, eine treue Seele, aber keine Schönheit, hatte eine viel jüngere, ansehnliche Frau, die ihm eines Tages, als er sich nach Altona hinaus spielte, abhanden gekommen war. Den Rat, in den „Ikehoer Nachrichten“ einen Finderlohn dem Wiederbringer zu versprechen, wies er ab. Seine Frau hielt er für unschuldig; „er“ (der unbedrante Entführer) „müsse ihr was eingegeben haben“. Aus Haß gegen die Männerwelt nahm er gegen diese Maryken in Schutz.

Gleichwohl wäre auch diese ihm bald abhanden gekommen, denn als sie eines Tages in die Fabrik gehen wollte, sah sie hier einen Möbelwagen mit der Aufschrift „Lissa“, also aus ihrer Heimatprovinz, fahren, der das Umzugsgut einer Offiziersfamilie hierher gebracht hatte. Von Heimweh befallen, lief sie dem Wagen bis Desau nach, lehrte dann mit dem Entschluß um, ihre Sachen zusammenzupacken und dem Wagen bis Lissa nachzulaufen.

Zum Glück war der Orgeldreher heimgekehrt, der sie tröstete und sie seine Groschen und Pfennige zählen ließ.

Die Abreise unterblieb. Maryken beruhigte sich und heiratete nach kurzer Zeit einen tätigen, nüchternen Mann, mit dem sie in zwölfjähriger Ehe zehn Kinder hatte, die, wenn sie gewaschen waren, und namentlich die kleinen Mädchen, wahre Engelsköpfe hatten.

Der Mann verunglückte tödlich und gleichzeitig starb eine befreundete Nachbarin, die ihren Mann mit fünf unversorgten Kindern zurückließ.

Dies schmerzte Maryke, und da sie zu den Frauen gehörte, die ihre Menschenliebe nicht durch Worte, sondern durch Tun bekunden, so sorgte sie für diese fünf Waisen, wie für ihre zehn, kochte das Essen und stellte sich, wenn es nötig war, an die Waschbalje. So wusch sie sich in die Achtung und Liebe des Wittwers hinein und ehe ein Jahr um war, wünschte der Mann sie zur Frau. Das Aufgebot wurde vorbereitet, Maryken bekam von der Unfallversicherung eine bedeutende Abfindungssumme, aus der sie sich ein Sofa kaufte mit grasgrünem Plüschbezug, darin knallrote Rosen (das Auge will doch auch was haben) und 15 Paar Stiefel für die 15 Kinder. Der Orgeldreher riet, sich ein Grammophon beizulegen, das er nächstens in Hamburg auf St. Pauli mit den dazugehörigen Platten kaufen werde. Er wolle dann sehen, ob er nicht die zwei echten Volkslieder bekommen könne, die sein Vater früher immer in Heide gesungen habe. So was Schönes gäbe es heute nicht mehr. Das eine Lied heiße:

Jak weer eenmal in Zevenstedt to Küß,  
Dar geef dat nig as Höhnersupp un Wüß.  
Wer Düwel will na Zevenstedt gahn  
Un sid dar mit de Jungs afflahn  
Op jon ol lumpi Küß.

Das andere, ebenso schöne Lied heiße:

Lott is dot, Lott is dot, Jule friggt Visiten,  
Jung, gah hin, Jung, gah hin, krieg Tabak un Piepen.

In Hamburg kannte der Händler diese Lieder aber nicht. Er riet, doch den „Kleiner Cohn“ zu nehmen, der sei doch in der ganzen Welt bekannt und beliebt. Das tat er denn auch.

Die Hochzeit fand statt und eine Reihe arbeitsreicher, aber auch fried- und freudvoller Jahre folgten für die Familie. Die Kinder aus beiden Ehen wurden brave Menschen. Zwei Söhne von Maryken sind in Frankreich gefallen. Sie selbst ist tot. Mit ihr wurden die noch deutlichen letzten Spuren einstiger Schönheit mit in die Erde gebettet.

Hätten ihre Kinder den französischen Dichter Adalbert von Chamisso gekannt, dann würden sie gewiß gern ihrer Mutter folgende Strophe aus seinem Gedicht: „Die alte Waschfrau“ auf ihren Grabstein gesetzt haben:

Sie hat in ihren jungen Tagen  
Geliebt, gehofft und sich vermählt;  
Sie hat des Weibes Los getragen,  
Die Sorgen haben nicht gefehlt;  
Sie hat den kranken Mann gepflegt,  
Sie hat zehn Kinder ihm geboren;  
Sie hat ihn in das Grab gelegt,  
Und Glaub' und Hoffnung nicht verloren.

2. Auch Grete, die ich einmal verheiratete, hatte zehn Kinder, aber uneheliche! Ich höre schon die verehrte Leserin sagen: „Wie gräßlich!“ Ich bitte, den Stein, den Sie auf meine Grete werfen wollen, einstweilen liegen zu lassen und mich anzuhören.

Als das zehnte Kind angemeldet wurde, berichtete man mir von der Sauberkeit und Ordnung im ärmlichen Haushalt der Kindesmutter, von der Wohl-erzogenheit der Kinder und dem gegenseitigen achtungsvollen Betragen der Eltern (Eheleute konnte man ja nicht sagen). Nach Wochen hatte die Frau (eine sympathische Erscheinung) im Standesamt zu tun. Ich nahm Veranlassung, mich länger mit ihr zu unterhalten. Was sie mir in zurückhaltender Weise auf Befragen stückweise erzählte, lautete im Zusammenhange wie folgt:

„Das erste Kind wurde eben vor unserer Hochzeit im Winter geboren. Mein Verlobter hatte keine Arbeit. Benachbarte Krämer, die von unserer Ehrlichkeit überzeugt waren, sorgten uns das Nötigste. Im Sommer mußten die gestundeten Beiträge zurückbezahlt werden. So ging es eine Reihe von Jahren; fünf Kinder waren inzwischen geboren und getauft. Die letzten fünf sind noch ungetauft. Zur Verheiratung konnten wir nicht gelangen, weil der Verdienst nie für einen schwarzen Anzug meines Verlobten reichte. Sich aber für die Hochzeit einen Anzug zu leihen, dazu war mein Verlobter zu stolz. Zudem hätte ihm, dem großen, breitschulterigen Mann, auch ein fremder Anzug nicht ge-

paßt. Wenn Sie, Herr Sekretär, sein Vertrauen gewinnen können, dann, glaube ich, würde er die Ehe schließen, vorausgesetzt, daß Sie die Eheschließung nach der Arbeitszeit und ohne Aufsehen vornehmen möchten, was ich doch so sehr wegen der Kinder wünsche. Wegen des Anzuges wollen Sie ihn dann beruhigen“.

Ich ließ den Mann zu mir bitten. Eine hünenhafte Gestalt (ein Dithmarscher), und von solchem Ebenmaß, daß ich nicht zweifle, der Schöpfer des Hermannsdenkmals im Teutoburger Walde würde ihn sich als Modell gewonnen haben für seinen Cheruskerfürsten Arminius.

Die vertrauensvollen Verhandlungen hatten den gewünschten Zweck: das standesamtliche Aufgebot wurde vorbereitet, ebenso die bei der Eheschließung zu beurkundende Anerkennung der zehn Kinder. Mit Zustimmung der Verlobten vereinbarte ich mit dem zuständigen Geistlichen die kirchliche Trauung und die Laufe der jüngsten fünf Kinder im Pastorat.

Als ich die standesamtliche Eheschließung vollzogen hatte, sagte der Ehemann zu seiner Frau: „Na, Grete, wat seggst nu, nu sünd wi doch noch verheirat worrn!“

Und mir legte er seine nervige Rechte fühlbar mit den Worten auf die Schulter: „In Se hebbt mi een groten Gefall'n dahn. Wenn id Se of ma'n Gefall'n dohn kann, denn segg'n Se man Besched. Id kann arbei'n un mag arbei'n. Wieder heff id aver of nix!“

Die Leute sind mir längst aus den Augen gekommen. Gott gebe, wenn sie noch leben daß es ihnen gut gehet!

3. Eines Tages bestellte ein braver Schuster bei mir das Aufgebot. Da es sich um die Beschaffung noch weiterer Papiere aus früherer Ehe und um vermögensrechtliche Auseinandersetzung handelte, war die Sache etwas länglich und wurde ein Heiratstermin nach etwa fünf Wochen angenommen. Ob mein Heiratskandidat nun keinen Kalender hatte oder was sonst ihn im Zeitelauf irre gemacht, weiß ich nicht; genug, eines Sonnabends, als acht bis neun Eheschließungen angefertigt waren, fand auch mein Schuster mit Braut sich im Standesamt ein. Auf Befragen, was er denn wolle, meinte er, seine auswärts wohnenden Verwandten hätten nun gerade Zeit und ich würde wohl so gut sein, ihn zu verheiraten. Ich sagte, nein, mein Lieber, so gut bin ich nicht; ich würde ja eine ungültige Ehe schließen und mich strafbar machen; Sie müssen warten, bis alles in Ordnung ist.

Ob er denn schon die Hochzeit feiern könne, meinte er. Ich sagte, daß von meiner Seite dem nichts entgegenstehe. Verheiratet sei er aber damit noch nicht.

Es war im November. Bald Sonnenschein, dann ein Regenguß. Meine beiden Brautleute waren bei Sonnenschein gekommen und hatten ihre Regenschirme auf dem Flur in die Ecke gestellt. Als ein anderes junges Paar ohne Schirm beim Weggehen die zwei Schirme da müßig in der Ecke stehen sahen, hielten sie es für praktisch, diese Schirme solange zu „leihen“, bis sie vor Niedergehen des drohenden Schauers zu Hause wären.

Mein Schuster und Braut finden also ihre Schirme nicht mehr vor und kommen nun, kaum fünf Minuten draußen, in den strömenden Regen, der, wie mir später mitgeteilt wurde, sogar unter's Hemd gedrungen war.

Die Brautleute haben dann den Ofen noch kräftiger geheizt, ihre Garderobe links und rechts vom Ofen aufgehängt und, als sie getrocknet, tüchtig Hochzeit gefeiert.

Wer nun in Wochen nicht wiederkam, war mein Schuster. Eines Tages begegnete ich ihm auf der Straße und frag, wann er denn käme. „Ja, Herr Sekretär,“ sagte er, „nu heff id mit den besten Will'n keen Tied. Id heff so veel to dohn. Id segg Se mal Besched.“

Ich sagte, daß ich mich darauf nicht einlassen könne. Er, als ordentlicher Mensch, werde doch wohl nicht polnisch leben wollen, zudem werde ihm ja auch die Polizei aufs Dach kommen. Den andern Morgen um 9 Uhr müsse er im Standesamt sein. Zwei Zeugen solle er umsonst haben aus der Zahl der Rathausbeamten.

Den andern Morgen war er da und wurde verheiratet. Hochzeit hat er aber nicht noch mal gefeiert; denn die Kuchen waren das erste Mal schon alle verzehrt.

4. Der Krieg hat viele unmotivierte Ehen geschlossen. Wieviele halbe Existenzen taten sich da leichtfertig zusammen und bildeten doch keine ganze. Böhren von 16 Jahren verheirateten sich, der Unterstützung wegen!

Ein Landwehrmann im russischen Schützengraben frag seinen Kameraden, ob er verheiratet sei und woher er seine Frau habe. Aus Dyehoe, sagte der, aus dem dortigen Altersheim. Ob sie dort wohl noch mehr hätten? Ja, meinte der Gefragte, das könne wohl sein, er könne ja mal anfragen. Eine Anfrage ging hier ein. Eine Inassin mit zwei Kindern hatte wohl Meinung und frag zurüch: wie alt, wie groß, ob dunkel oder blond, braune oder blaue Augen, Beruf und was sonst Interesse haben konnte. Die Antwort gefiel. Zusage erfolgte und auch der Urlaub in Rußland zwecks Heirat.

Der Heiratskandidat erschien in kriegerischem Ornat, Ledergürtel mit Patronentaschen um den Leib, 40 Mark ersparte Löhnung zur Hochzeitsfeier in der Tasche.

Er gab die eidesstattliche Versicherung ab, ledig zu sein. Gutmütig, wie er war, legte er den zwei Kindern seiner nunmehrigen Ehefrau seinen Familiennamen bei und lebte nun, soweit die 40 Mark es zuließen, herrlich und in Freuden. Dann erfolgte die Rückkehr nach Rußland. Nach einigen Monaten erhielt das Standesamt vom russischen Kriegsschauplatz das rechtskräftige Urteil des betreffenden Kriegsgerichts, nach welchem der Zurückgekehrte wegen Bigamie (Doppelehe) zu 2 Jahren Zuchthaus und Ausstoßung aus dem Heere verurteilt sei. Das zuständige Landgericht hatte nun die Ehe für ungültig zu erklären.

5. Ein junger Krieger heiratete trotz Abtraten eine Person mit nicht einwandfreiem Vorleben. Als er dies nach Monaten erfährt, beantragt er, die Ehe für nichtig zu erklären unter der Begründung, daß er die Ehe nicht eingegangen wäre, wenn er das Vorleben der Braut gekannt hätte.

Das Landgericht gab dem Antrage statt und wurde die Ehe für ungültig erklärt. Inzwischen fiel der junge Mann. Seine vermeintliche Witwe beantragte Rente, die von der betreffenden Versicherungsanstalt abgelehnt wurde, weil Antragstellerin ja gar nicht verheiratet gewesen, mithin auch keine Witwe geworden sei. Sie wandte sich an ihren Anwalt, der feststellte, daß ihm durch Fahrlässigkeit des Landgerichtsekretärs das Landgerichtserkenntnis gar nicht zugestellt, mithin eine Rechtskraft auch nicht eingetreten sei, und Antragstellerin als Witwe und somit rentenbezugsberechtigt anzusehen sei.

6. Eines Tages erschien anfangs August 1914 ein junger Referendar, ein Dr. jur. und Reserveoffizier, mit dem Antrage, nach zwei Stunden zu heiraten, da er den andern Morgen von hier ins Feld rücken sollte.

Als ich nach Prüfung der Unterlagen und der persönlichen Verhältnisse meine Verwunderung über das Risiko, das er eingehe, geschwäteweise Ausdruck gab, sagte er: „Sie haben vollkommen recht. Ich heirate meine Braut aus Dankbarkeit; sie ist meine Jugendliebe; sieben Jahre sind wir verlobt, leider auch beide vermögenslos. Sie ist inzwischen 30 Jahre alt geworden. Heirate ich sie nicht, dann ist die Wahrscheinlichkeit für sie, noch einmal verlobt zu werden, sehr gering; denn ich werde fallen. Eine dreißigjährige Braut, die sieben Jahre verlobt war, kann auf eine Heirat schwer noch rechnen. Nach meinem Tode aber lasse ich sie als junge Kriegervitwe und als eine Frau Doktor zurück und ihre Heirat不会 Chancen sind dann unweit größer. Mehr kann ich für das gute Mädchen nicht tun.“

Als ich das junge Paar verheiratet hatte und die wachsbliche junge Frau am Arm ihres jungen Kriegers mein Amtszimmer verließ, wurde eine sagenhafte Figur des griechischen Altertums vor meinen Augen lebendig: Charon, der mit seinem Nachen anlegt, um die Seelen der Abgeschiedenen über den Styr hinüber ins Land der Vergessenheit zu führen! Die junge Frau spielte in meinen Augen die Rolle des Charon.

Schon in den ersten Tagen des August ist ihr Mann in Belgien gefallen!

7. Als 1918/19 die damals unsichtbaren Drahtzieher den politischen Zusammenbruch herbeigeführt und es verursacht hatten, daß unsere Heere fluchtartig Frankreich und Belgien verließen, brachte ein Postbeamte sich eine belgische Braut, eine minderjährige Halbwaise, mit und wünschte hier eine sofortige Eheschließung, die vorerst abgelehnt werden mußte, weil alle gesetzlichen Unterlagen fehlten und ein Schriftverkehr mit belgischen Behörden einstweilen unmöglich war.

In dem damals leerstehenden Kaufmann Hallberg'schen Laden regierte in den Tagen der Soldatenrat, der seine angemessenen Machtbefugnisse durch einen auf den Eisenbahnschienen stehenden Panzerzug und durch in der Alsen'schen Arbeiterkaserne einquartierte Motorradfahrer nach draußen sichtbar machte. Die Motorradfahrer rasten wie von Furien verfolgt durch die Straßen der Stadt. Leute mit kühlen Köpfen lachten still über das Theater, Wirrköpfe gudten mit Hoffnung in den Hallberg'schen Laden, aus dem neues Heil kommen sollte.

Nun hatte der obengenannte Postbeamte hier einen Gönner, der es nicht unter seiner Würde hielt, zu dem Soldatenrat zu laufen und denselben zu veranlassen, von seiner Diktaturgewalt dem Standesbeamten gegenüber Gebrauch zu machen und die Heirat zu erzwingen.

Also, telefonischer Anruf des Standesamtes: „Hier Soldatenrat, sagen Sie mal, weswegen lehnen Sie die Verheiratung des Postbeamten ab?“ Antwort: „Weil es zurzeit an den gesetzlichen Unterlagen fehlt.“ Soldatenrat: „Kommen Sie heute mittag mal in meinem Geschäftszimmer in Hallberg's Laden bei mir vor!“ Antwort: „Wenn es in der Heiratsangelegenheit ist, gebe ich anheim, mich in meinem Amtszimmer im Rathause aufzusuchen! Schluß!“

Die zufällig in meinem Zimmer Anwesenden sagten: Passen Sie auf, nach zehn Minuten kommt der Soldatenrat mit zwei Bewaffneten, nimmt Sie in ihre Mitte und führt Sie ab!

Na, abwarten!

Nach zehn Minuten kommt richtig der Soldatenrat, selbst, unbewaffnet, auch ohne bewaffnete Begleitung, ist sehr höflich und wiederholt seine telefonische Frage. Antwort dieselbe.

„Ja,“ sagt der Soldatenrat, „es gibt ja doch keine Gesetze mehr, weil alle Fürsten abgesetzt sind!“

Antwort: „Sie irren sich, wenn Sie Fürsten und Gesetze für identisch halten. Eine andere Verfassung haben wir noch nicht und wenn auch, so bleibt doch das verfassungsmäßig zustandegekommene objektive Recht solange in Gültigkeit, bis es abgeändert oder beseitigt ist.“

Der Soldatenrat antwortete: „Das sehe ich sehr wohl ein. Also läßt sich zurzeit nichts machen!“

Er bestätigte durch diese Antwort die alte Erfahrung, daß Diktatoren sehr besorgt sind um ihr Ansehen und es nicht haben können, wenn an ihrer Einsicht gezweifelt wird. Er hatte keinen Anlaß, sich dünner zu erweisen, als er war; deshalb stimmte er mir zu.

Der Postbeamte wurde, als alle gesetzlichen Voraussetzungen erfüllt waren, von mir verheiratet. Seine Brautwahl bewies übrigens einen ausgebildeten Schönheitsfimmel.

Wieviele junge Mädchen, für Ehe- und Familienglück hochbegabt, haben entsagen müssen! Die Million ihrer Liebe, mit der sie Mann und Kinder zu beglücken hofften, müssen sie nun in lauter Liebeskleingeld verausgaben, in Form von Dienstleistungen in Kinderhorten, Säuglingsheimen, Pflege- und Krankenhäusern, Wohltätigkeitsveranstaltungen und sonstiger beruflicher Betätigung.

Es hat auch einmal eine Zeit gegeben, da man das Heiraten in den Dienst des Waldes stellte und zwar aufgrund der Holz- und Jagdverordnung Christian VI. vom 24. April 1737. Zwecks Vermehrung des Holzbestandes war in der genannten Verordnung auch verfügt, daß in den Holzdörfern bezüglich der sogenannten Bräutigamskoppeln jede sich verheiratende Mannsperson verpflichtet sein solle, vor anzutretender Ehe 10 junge Eichen oder 15 junge Buchen zu pflanzen und solche drei Jahre lang im Wachstum zu erhalten. Kein Prediger durfte eine Trauung vollziehen ohne den Nachweis der Erfüllung dieser Verpflichtung bei Vermeidung einer Geldstrafe. Später wurden auch Witwer, die sich wieder verheiraten wollten, zur Anpflanzung verpflichtet. Damit diese aber nicht vier Jahre zu warten nötig hatten, sollten sie Kaution stellen.

Durch das zu Anfang erwähnte Reichsgesetz vom 6. Februar 1875 ist ein gleichmäßiges Recht der Ehemündigkeit für ganz Deutschland geschaffen, nämlich das 21. bezw. 16. Lebensjahr für Männer bezw. Frauen.

In südlichen Ländern mit rascherer Entwicklung ist das Ehemündigkeitsalter niedriger, so in Griechenland (ausschließlich der Ionischen Inseln), Spanien und Ungarn (hier aber nur bei den Katholiken) 14 bezw. 12 Jahre, in Frankreich 18 bezw. 15 Jahre, desgleichen bei den Protestanten in Ungarn.

Wenngleich also in Deutschland das gesetzliche Ehemündigkeitsalter 21 bezw. 16 Jahre beträgt, so habe ich dennoch schon einmal ohne Dispensation ein Paar verheiratet, das zusammen nur 18 Jahre zählte, weil nämlich sie 17 zählte und er ein — — Einjähriger war!

## II.

### Anna

Sie besuchte vor reichlich 30 Jahren die Oberklasse der Bürgerschule und hatte oftmals im Auftrage ihres Rektors Briefe nach dem Rathause zu bringen oder eine Bestellung dort auszurichten. Ihr freundliches, bescheidenes Wesen machte sie zu einer lieben Botin, umso mehr, als ihre schlanke Figur, ihre blauen Augen

und ihr hellblondes Haar eine spätere reife Schönheit andeuteten. Anna — so mag sie mit Vornamen genannt sein — und ich standen in einem freundlichen Gruß- und Niederhältnis. Sie wurde, reichlich 14jährig, konfirmiert und verschwand mir aus den Augen. Sie war offenbar auswärts in Stellung gekommen.

Es mochten etwa sechs Jahre verflossen sein, da erschien eines Tages ein auffallend schönes Mädchen in meinem Amtszimmer. Schlanke Figur, blaue Augen, hellblondes Haar und eine Garderobe, an der man den wertvollen Stoff, den modernen Schnitt und die große Einfachheit umso weniger übersehen konnte, als Bekleidung und Bekleidete eine Harmonie offenbarten, die zwar wohlthuend auf den Beschauer wirkte, wengleich die Erschienene meine frühere Anna, (jetzt vollkommene Weltkame) war. Sie wollte das Aufgebot zu ihrer Verheiratung beantragen und legte für sich und ihren Verlobten Papiere vor, bei deren Durchsicht sie kein Auge von mir wandte. Auf jede Frage gab sie eine kurze, hastige Antwort. „Es ist ja auffällig, Fräulein, daß Ihre und Ihres Verlobten Mutter gleiche Namen haben; es handelt sich doch nicht um eine und dieselbe Person, so daß Sie und Ihr Verlobter mütterlicherseits Halbgeschwister wären?“

„Ja!“

„Dann können Sie sich nicht verheiraten!“

„Wenn wir aber einig sind und es wollen?“

„Das nützt nichts. Nicht Ihr Wille, sondern das Gesetz ist maßgebend.“

„Ein trauriges Gesetz!“

„Ein vernünftiges Gesetz, das ich zu Ihren Gunsten nicht ändern kann!“

Sie legte ihre Papiere säuberlich zusammen, barg sie in ein zierliches Leder-Etui mit aufgeprägtem Goldmonogramm, verneigte sich schweigend und ging.

Meine Sympathie hatte sie durch ihr Auftreten verscherzt, mein Interesse jedoch mächtig geweckt. Ich hoffte, sie käme wieder und würde mir Gelegenheit zur Lösung des psychologischen Rätsels geben.

Es mochten drei Wochen vergangen sein, als Anna, wie vordem gekleidet, mit dem gleichen Anliegen und mit der Bitte erschien, ohne Zeugen mit ihr zu verhandeln. Es geschah. Sie hatte sich offenbar auf Rede und Widerrede vorbereitet. Sie wartete eine Frage von mir nicht ab, sondern: frug, w e s h a l b das Gesetz ihre Verheiratung mit dem Stiefbruder nicht zulasse.

Auf meine Auseinandersetzungen entgegnete sie:

„Nicht das Gesetz entscheidet in dieser Frage, sondern die Natur und unser Herz. Die Natur bezeichnet mit strengstem Finger, worüber sie ewig und unwiderruflich ihren Fluch ausspricht. Seht die Lilien an! Entspringt nicht Gatte und Gattin auf einem Stengel? Verbindet beide nicht die Blume, die beide gebär, und ist die Lilie nicht das Bild der Unschuld und ihre geschwisterliche Vereinigung nicht fruchtbar? Ich will ihn behalten, meinen Verlobten, und wie ich glücklich werden kann, das bleibe meine Sorge!“

Sie mußte die Erheiterung auf meinem Gesicht bemerkt haben und hielt in ihrem Redeerguß verduzt inne. Ich lachte laut auf und sagte: „Anna, Annal Was Sie mir eben vordekhamiert haben, sind ja die Worte des Klosterbruders Augustin in Wilhelm Meisters Lehrjahre von Goethe. Haben Sie denn nicht weiter gelesen, was dem Unglücklichen erwidert wurde: Daß wir nicht in der freien Welt der Gedanken und Vorstellungen, sondern in einer Verfassung leben, deren Gesetze und Verhältnisse die Unbezwinglichkeit eines Naturgesetzes angenommen haben?“

Anna schwieg, drückte das Gesicht in beide Hände und weinte nicht, nein, schluchzte, so daß ich im Zweifel war, ob ich sie in diesem Zustande entlassen durfte. Sie bat nur, sich noch eine Weile ausweinen zu dürfen. Als sie ging, verabschiedete sie sich mit abgewandtem Gesicht von mir und stellte ein Wiederkommen in Aussicht.

Als sie nach einigen Wochen wiederkam, war sie völlig gefaßt. Im Laufe der Unterredung erklärte sie: „Ich komme nicht mehr auf meinen törichten Plan zurück. Um mir denselben von Ihnen zerstören zu lassen, bin ich von meinem guten Geist förmlich getrieben worden, meinen Wohnsitz in W. aufzugeben und auf einige Zeit hierher zu verlegen. Nur Ihnen gegenüber hatte ich den Mut, meinen Antrag vorzubringen, vielleicht in dem Empfinden, daß Sie mich schonend als die Selbstgetäuschte entlarren würden. Das ist geschehen und ich bin Ihnen dankbar. Ein Rätsel haben Sie mich genannt. Hören Sie denn, wie ich dazu ward. Meine Eltern sind, wie Sie wissen, bald nach meiner Schulentlassung gestorben. Ich bekam Stellung in der Großstadt bei einer, wie es hieß, reichen Dame, die früher eine gefeierte Schauspielerin gewesen und nach dem frühen Tod ihres viel älteren Gatten, eines begüterten Kaufmanns, Witwe und nebst ihrem einzigen Sohn Erbin eines ansehnlichen Vermögens geworden war. Der Sohn hatte schauspielerische Begabung von der Mutter geerbt. Er war, als ich in das Haus seiner Mutter kam, Oberprimaner des Gymnasiums. Er wollte Kaufmann werden und gleich seinem Vater zu Ansehen und Ehren in seiner Vaterstadt gelangen. Nichts glich seinem Vergnügen, wenn er mit seiner geistvollen und vorurteilsfreien schönen Mutter schöngeistige Gespräche führen konnte, denen ich ein aufmerksames Ohr lieb und lebhaftes Interesse entgegenbrachte. Da meine Herrin mein schnelles Fassungsvermögen und mein seltenes Gedächtnis hin und wieder zu bemerken Gelegenheit gehabt hatte, so fand sie in ihren vielen Mußestunden Vergnügen daran, meine Anlagen zu fördern. Ich mußte ihr vorlesen; sie korrigierte und führte mich in das Verständnis des Gelesenen ein. Ihr durch den Theaterberuf noch gesteigerter angeborener Schönheitsfina verlangte gefällige Erscheinung. Ich mußte mich für die Veseübungen oftmals, je nachdem es dem Inhalt des Gelesenen gemäß war, neu kostümieren. Meine Herrin lehrte mich kommen, gehen, sitzen, grüßen und mich auch während des Lesens im Außern zu wandeln. So mußte ich bei manchen Stücken einen Schal, einen Pelz so um die Schultern legen, daß er bei Kraftstellen herunterfiel und dadurch das Gelesene dramatisch betonte. Ich lernte durch meine Dame das Volksepos und das Kunstepos des Mittelalters und Muster der satirischen Poesie des 15. und 16. Jahrhunderts, Klopstock, Lessing, Herder, Bürger, Goethe, Schiller, Uhland, Chamisso, Hebbel, Gustav Freitag u. a. kennen, so daß ich auf dem Gebiete der Literatur keine Unwissende war. Solange der Primaner zu Hause war, wurde oft mit geteilten Rollen gelesen, wobei die Herrin seitab im bequemen Lehnstuhl beobachtend und kritisierend saß. Als der Sohn das Haus verlassen hatte und ins Ausland gegangen war, wollte es der Zufall, daß mein Halbbruder in die gleiche Stadt kam. Sein gefälliges Außeres und seine guten Manieren gefielen meiner Herrin so sehr, daß sie ihn bat, zu den Veseübungen zu kommen. Lesen und deklamieren wurde ihm umso leichter, weil er an seinem früheren Aufenthalt als talentiertes Mitglied eines dortigen Liebhabertheaters gegolten hatte. Weil es sich um einen Bruder handelte, durften wir uns, wo die Rollen es erforderten, auch umarmen und küssen. Damit alles recht natürlich vor sich gehe, übten wir es in meinem Zimmer vor und nach! Wir wollten uns heiraten. Ich las Goethes Wilhelm Meisters Lehrjahre für mich allein und ver-

setzte mich in die Rolle Speratas, und meinen Bruder in die Rolle des Klosterbruders Augustini. Eine Korrektur meiner leidenschaftlich aufgeregten Phantasie durch meine Herrin fand nicht statt, weil ich mich ihr nicht mitteilte. Zuletzt wußte ich mir keinen andern Ausweg, als meine Stelle aufzugeben und hierher zu eilen. Ich danke Gott, daß es geschehen ist. Ich bin gerettet!"

Soweit Annas Erzählung. Ich habe sie dann erst nach reichlich 20 Jahren wiedergesehen, als sie mit einer 18jährigen Tochter aus fremdem Erdteil zum Besuch in der alten Heimat war. Auch die Tochter hieß Anna. Schlank, blaue Augen, hellblondes Haar. Das reine Spiegelbild der Mutter. Anna, Mutter, hat mich damals: „Verfassen Sie über meinen Herzensroman nur einmal einen Artikel für das Sonntagsblatt der „Isehoer Nachrichten“, die wir auch drüben lesen. Nur müssen Sie ja vieles fingieren. Im übrigen sind wir drüben vorurteilsfreier, als hier. Meinen Herzensroman kennen ja auch nur Sie. Ihre Anna denkt mit Dankbarkeit an Sie auch noch heute in der neuen Heimat!“

## III.

## Emma

Seit vierzig Jahren hatte ich meinen Landsmann nicht gesehen, nur gelegentlich gehört, daß er schwermütig sei, was mich nicht wunderte. Da er schon immer einen Gang zum Dunklen, Geheimnisvollen, Mythischen hatte. Es war Zufall, daß wir uns trafen und erkannten, als er auf einer Reise nach dem Norden zu einem ihm befreundeten Buchhändler sich befand und nun auf mein Bitten und mir zu Liebe die Fahrt auf einige Stunden unterbrach.

Sein gesundes Aussehen und seine lebhaft-sprechende Weise ließen mich annehmen, daß er sich gesundheitlich wohl befinde. Ich wagte daher, vorsichtig mich nach seinem jetzigen Gesundheitszustande zu erkundigen.

„Du hast Recht,“ sagte er, „darnach zu fragen, und da du um mein Wohlergehen von jeher ehrlich besorgt warst, bin ich dir eine Erklärung schuldig, die ich umso lieber wiederhole, als sie mir jedesmal eine Erleichterung gewährt, wie ich sie seit langen Jahren nicht mehr kannte.“

Du weißt, daß ich vor reichlich vierzig Jahren nach dem Abgang vom Lehrerseminar an die Bürgerschule in A berufen wurde mit der Verpflichtung, in der Obermädchenschule Fachunterricht zu erteilen. Ich wohnte bei einem früheren Handwerksmeister, dessen Versuch, als Rentier sein Leben zu beschließen, nicht glücken wollte, und der nun junge Leute in Kost und Logis nahm.

Es wohnte auch ein junger Buchhändler da, mit dem ich mich bald befreundete, obgleich, vielleicht aber weil derselbe vieles Gegensätzliche von mir hatte: ich grübelnd, nachdenklich, wortkarg; er lebensfroh, sprechlustig und alles von der heiteren Seite nehmend. Unsere Spaziergänge waren meistens gemeinsam um einen großen schilfbewachsenen Teich eben außerhalb der Stadt und durch ein anschließendes stilles Dorf.

Es war im September. Am Tage war es heiß gewesen und der Abend sehr schön. Ueber der Mitte des Teiches stieg Nebel hoch, der von dem Mondschein silbern durchglitzert wurde. Das Schilf neigte sich mit seinen braunen Rispen wellig gegen das Ufer, und Stare, die sich auf ihrem Zuge nach Süden im Schilf niedergelassen hatten, schwanken und konnten noch nicht zur Ruhe kommen. Es war ein geisterhaft-schöner, ein seliger Abend. Man hätte die ganze Nacht draußen sein mögen.

Am Ende des Teiches gewahrte ich im Schilf etwas Weißes. Ich hielt es für einen wilden Schwan oder eine wilde Gans, jedenfalls für einen großen weißen Vogel, und ruschelte mit meinem Handstod in dem Schilf, um ihn aufzuspüren. In demselben Augenblick bewegte es sich mit großer Schnelligkeit aus dem Schilf, über den nahen Weg und eine Anhöhe hinauf. Es flog nicht, denn es erhob sich nicht von der Erde, wengleich es mit zwei großen Flügeln zu schlagen schien; es lief nicht, denn man sah keine Beine; ein aufgeschreckter Vogel schien es auch nicht zu sein, denn der hätte doch einen Angstlaut von sich gegeben; es sah vielmehr aus, als ob es segelte, schwamm und mit den Flügeln schlug; aber der Teich war am oberen Ende weit hinein trocken und begehbar. Eine rätselhafte Erscheinung!

Als wir uns noch über die Erscheinung unterhielten, gewahrte ich im Schilf etwas Weißes, als ob es wohl eine große Feder sein könnte, die ich mir holen wollte. Ich umging das letzte Ende des Teiches und begab mich an die betreffende Stelle. Es war keine Feder, sondern ein langer schmaler Streifen Zeug, der an einem großen Distelbusch festgehaft und offenbar von einem großen Tuch abgerissen war. Am Ende des Streifens war ein Teil eines eingestickten Namens „Em . . .“ vorhanden.

Ich löste den Zeugstreifen vorsichtig ab und kehrte zu meinem Begleiter zurück. „Na sehen Sie,“ sagte er, „Ihr Schwan gehört zu den höflichen; er wird „Knigge, Umgang mit Menschen“ gelesen haben und läßt Ihnen nun auf dem Distelbusch seine Visitenkarte zurück. Nun wissen Sie wenigstens, daß sein Familienname „Em“ ist.“

Seine Scherze kränkten mich, aber ich schwieg.

Beim Weitergehen wickelte ich den Streifen langsam um meine linke Hand und steckte ihn in die Tasche meines Sommerüberrockes.

Aus dem Saal des auf der Anhöhe liegenden Gasthauses erscholl Musik: Klavier, Geige und Klarinette, es schien ein Kindervergnügen da stattzufinden.

Zu Hause angekommen, legte ich den Zeugstreifen in eine Pappschachtel zu meinen Krügen und Quädern. Eine Aufklärung des rätselhaften Vorganges wollte mir nicht gelingen, so oft ich auch den Teich umging.

Es wurde Herbst, Dezember. Der Buchhändler war noch nie in Hamburg gewesen und machte sich von dieser Stadt und seiner Domzeit kurz vor Weihnachten übertrieben phantastische Vorstellungen. Er bat mich, an einem Sonntage mit ihm nach Hamburg zu fahren, was denn auch geschah. Wir waren in der Budenstadt auf dem Heiligengeistfeld und zuletzt bei Sagebiel. Mein Begleiter kam aus dem Staunen nicht heraus.

In einem Saal bewegte sich nach Drehorgelmusik ein vollbesetztes Karussell. Eine Zigeunerin (ob echt, weiß ich nicht) verkaufte für zwanzig Pfennig den Herren Karten, aus denen sie ihre Zukunft ersahen konnten, und für weitere zwanzig Pfennig heftete sie ihnen ein „Glückspaket“ auf den Rock.

Ehe ich mich's versah, hatte ich auch ein solches Paket am Rock. Ich wagte nicht, es abzunehmen, weil ich noch nicht bezahlt hatte und die Zigeunerin aus dem Saal verschwunden war. Zuletzt sagte mein Begleiter, ich solle doch mal sehen, was darin sei, mein Paket koste wohl nichts.

Ich zog die rote Wollfadenschleife auf, wickelte ein Stück weißes Löschpapier auseinander und hatte einen schmalen Streifen weißen Zeuges in der Hand mit dem Teil eines eingestickten Namens „ma“.

Es war offenbar das Ergänzungsstück zu dem Streifen, den ich zu Hause mit „Em . . .“ schon besaß.

Ich konnte mich vor Erregung nicht aufrecht erhalten und mußte mich setzen. Ich drängte zur Abreise. Auf der Rückfahrt soll ich nur wiederholt „rätselhaft“, sonst kein Wort gesagt haben.

Ich wurde krank, dienstunfähig und bekam drei Monate Erholungsurlaub ins Gebirge.

Die Zeit hat bei mir, wenn auch nicht geheilt, so doch gemildert. Ich konnte meinen Dienst wieder antreten und habe mich übers Jahr verlobt und verheiratet.

Schon in den ersten Wochen unserer Ehe fand meine Frau die Zeugstreifen, deren Geschichte ich ihr umständlich erzählen mußte. Sie setzte sich zu mir, umschlang meinen Nacken mit ihrem linken Arm, tippte mit der Spitze ihres rechten Zeigefingers auf meine Stirn und sagte mit Bedeutung: „E i n M ä d c h e n a s s f ü h r t e d i c h !“ Da meine Frau Widerspruch nicht gerne hatte, ich für Streit nicht war, mich auch überzeugt hielt, daß sie über ihre Geschlechtsgenossinnen ein richtiges Urteil haben werde, schwieg ich. Die Zeugstreifen, die meine Frau nicht sehr geschmackvoll „Liebeswimpel“ nannte, verschwanden; meine Frau wird sie vernichtet haben.

In unserer Ehe wechselten Leid und Freud. Kinder wurden uns geboren und durch den Tod genommen. Und vor einigen Jahren starb mir auch meine Frau.

In meiner Vereinsamung schrieb ich an meinen Freund, den Buchhändler, der mich zu sich einlud. Ich verlebte bei ihm und in den letzten Wochen auch noch mit seinen Eltern, die in Kopenhagen wohnten und zum Besuch kamen, eine schöne Zeit. Um mir Liebes zu erweisen, luden die Eltern mich ein, auch einige Wochen mit ihnen nach Kopenhagen als Besuch zu kommen.

Der Aufenthalt daselbst hat mir wohlgetan. An den Vormittagen erfreute ich mich an den reichen Kunstschatzen in der Glyptothek, im Thorwaldsen-Museum und in der Frauenkirche und nachmittags begab ich mich mit Vorliebe auf Kopenhagens schönste Promenade, die „Lange Linie“ am Sund. Hier hat man einen Blick auf die See mit den Schiffen, auf die Insel Sveen und die schwedische Küste.

Es war zwei Tage vor meiner Rückfahrt, als am Tische neben mir sich drei Damen niederließen, von denen die eine an der Unterhaltung sich nicht beteiligte, die andere fließend dänisch sprach und die dritte nur unter Zuhilfenahme des Deutschen sich ausdrücken konnte. Ich konnte sonach manches von der Unterhaltung verstehen. Da aber die dritte wiederholt die Stadt X (meinen Wohnort) nannte, war es mir peinlich, den unfreiwilligen Lauscher zu spielen. Ich stand auf, verbeugte mich gegen die Damen und sagte: „Ich reise nach X zurück, falls daselbst Grüße zu bestellen sind, nehme ich sie gerne mit.“

Die Deutsche nötigte mich mit herzgewinnender Liebenswürdigkeit auf den neben ihr leerstehenden Stuhl nieder und hatte nun in zehn Minuten — wie es kluge Frauen so meisterhaft können — durch teilnehmendes Zuhören und durch Fragen alles aus mir herausgeholt, was sie wissen wollte, mich förmlich wie ein Knäuel obgewickelt. Sie nahm mir das Versprechen ab, sie am nächsten Nachmittag zu besuchen, da sie dann aus X, noch gar vieles wissen möchte. „Sie wohnen am Wester Boulevard“, sagte sie, „und brauchen nur an Dersheds Park entlang zu gehen, bis dahin, wo die Elektrische die Straße kreuzt, dann sind Sie am Nordtor, wo ich wohne“ (sie nannte mir ihre Nummer). Als ich mich verabschiedet hatte, kam mir erst zum Bewußtsein, daß ich die Liebenswürdige nicht nach ihrem Namen gefragt hatte, während sie mich von A bis Z kannte.

Ich fand mich rechtzeitig bei ihr ein, schon auf der Straße vom Balkon aus begrüßt. Die Bewirtung wurde in den feinsten Formen reichlich geboten.

„Verzeihen Sie meine Freimütigkeit, mit der ich Sie zu mir einlud,“ begann sie, „aber ich habe Ihnen etwas abzubitten und bin erst dann beruhigt, wenn Sie mir verzeihen haben werden.“

Sie hatten als junger Lehrer bei uns in der Obermädchenklasse Fachunterricht zu erteilen. Erinnern Sie sich der drei großen Mädchen auf der ersten Bank? Nein? Die am Ende war Therese . . . , die wir wegen ihrer kahlen, kurzen Nase immer Stupsnase nannten; die zweite, lange mit ihren langen blonden Zöpfen war Emilie! Sie kokettierte immer mit ihrem Haar. Mein Gott, wenn man auch ein schönes Mädchen ist, so muß man das doch nicht merken lassen. Die dritte, die schwarze, war ich, Emma . . .

Schon in der ersten Stunde stellte Stupsnase fest, daß Sie nicht verlobt seien, weil Sie keinen Ring trugen. Na, sagte Stupsnase, mir kann's gleich sein, ich heirate ja doch meinen Vetter in Amerika, ich werde Farmersfrau; dann könnt ihr euch um ihn streiten. Emilie sagte, der heiratet eine Blonde, weil er selbst dunkel ist, dem Gegenüber ziehen sich an. Das sagte sie nur, um mich zu ärgern, weil ich dunkel war.

Ich habe mich bemüht, Ihre Aufmerksamkeit auf mich zu lenken. Gar zu gern hätte ich Ihnen Ihre Bücher nach Hause getragen, aber Sie kümmerten sich um uns drei Fünfzehnjährigen gar nicht. Eines Tages sagte Stupsnase, die in der Pause gewöhnlich auf dem Tische saß und mit ihren drallen Beinen pendelte: Ihr müßt ihn ausknobeln. Und denken Sie, bringt weiß Gott das Mädel den andern Tag aus der Gaststube ihres Vaters einen Würfelbecher mit. So, sagt sie, nun kann's losgehen. Ich tu' nicht mit, ich heirate meinen Vetter in Amerika. Emilie fang' du an.

Emilie würfelte und warf ein Pasch sequens (zwei Sechse). So, sagt Stupsnase, nun ist's gut, Emilie hat ihn; denn wenn Emma auch daselbe wirft, hat's ja doch keinen Zweck, teilen könnt ihr ihn ja nicht.

Ich widersprach und sagte, daß bei jedem Würfeln immer dreimal geworfen werden müsse.

Fällt mir gar nicht ein, sagte Emilie, ich hab' ihn, er nimmt doch nur eine Blonde.

In diesem Augenblick war ich nicht nur eifersüchtig auf Emilie, ich haßte sie. Das merkte sie auch gleich, und um mich umzustimmen, lud sie Stupsnase und mich sofort auf den folgenden Nachmittag zum Kaffee ein.

Ich wollte ablehnen, mochte es aber ihrer Mutter wegen nicht tun, die immer, wenn Emilie einlud, so prachtvolle Apfelkuchen backte. Wir haben uns denn auch den andern Tag fein bei ihr gepflegt. Zuletzt kam Emilie mit ihrem Punktierbuch an. Sie wollte mal sehen, sagte sie, was für einen Mann wir bekämen. Für mich nicht, sagte Stupsnase, ich heirate meinen Vetter in Amerika.

Emilie punktierte für sich und bekam einen Dunklen, natürlich! Ich wollte für mich nicht punktieren lassen, denn sie hätte mich doch betrogen, denn so war sie. Auch wußte sie ja in ihrem Buch zu genau Bescheid. Oftern wurden wir konfirmiert und nach Pfingsten begann ein Tanzkursus in dem Gasthaus hinter dem Teich.

Im September war Abtanzball. Es war ein wunderbar schöner Abend. In der Pause ging ich auf der Anhöhe auf und ab, dann den Weg entlang und ein Stück ins Schilf hinein, wo ich bald zwei Herren kommen und Sie sprechen hörte. Als Sie mit dem Stock im Schilf ruschelten, fürchtete ich, daß Sie kommen und mich entdecken könnten. Ich zog mein großes weißes Schleiertuch mit meinem Namen über den Kopf und rannte nun mit meinen weißen Strümpfen und den

weißen Fallschuhen aus dem Schilf, über den Weg und die Anhöhe hinan, wo ich mich verpustete und wahrte, daß von meinem Tuch in der Richtung des Schilfaumes ein langer Streifen am Distelbusch hängen geblieben war. Am schmerzlichsten aber wahrte ich, daß mein Name „Emma“ nur zur Hälfte auf dem Streifen stand und in seiner Ergänzung ebenso gut „Emilie“ heißen konnte, was mir sehr peinlich war. Kurz entschlossen riß ich das Ende mit „ma“ ab in der Hoffnung, Ihnen es gelegentlich zusenden zu können, denn ich beobachtete wohl aus meinem Versteck, wie Sie den ersten langen Streifen um Ihre Hand wickelten und in die Tasche steckten. Erst dachte ich, das Zeugende Ihnen im Briefumschlag zu senden, ich fürchtete jedoch Entdeckung durch meine Handschrift. Ich hätte das Ende Ihnen in Ihren Briefkasten stecken lassen, wenn ich nur gewußt, ob Sie einen hätten.

Es verging der Herbst und Weihnacht nahte heran und damit die Zeit, in der ich meine Tante in Hamburg zur Domzeit besuchen durfte. Den Zeugstreifen trug ich stets in einem kleinen Paket bei mir.

Wer beschreibt mein Erstaunen und meine Freude, als ich Sie bei Sagebiel in einem Saal stehen sah. Als ich die Zigeunerin den Herren Pakete an den Noth heften sah, ging ich zu ihr und gab ihr eine Mark mit dem Bedeuten, Ihnen mein Paket anzuhängen und aus dem Saal zu verschwinden. Das Wagnis glückte, nur mußte ich sehen, daß Sie erblaßten und den Saal alsbald verließen.

Neujahr kam ich vom Hause. Ich hörte von Ihrer Erkrankung, die mich betrübte, und später von Ihrer Genesung, die mich erfreute. Als ich übers Jahr von Ihrer Verheiratung hörte, habe ich erst geweint, dann aber mich gefreut, daß Emilie Sie nicht gekriegt hatte.

Die Jahre und das Leben sind dann auch über mich dahingegangen. Können und wollen Sie mir verzeihen? Meine Mädchenstreiche sollten Ihnen ja nicht weh tun; — im Gegenteil.“

Ich beteuerte, daß die Auflösung des Rätsels reichlich spät, zu spät, komme, doch immerhin mich von einem lästigen Druck befreie.

Die Erzählerin fährt fort: „Und nun werden Sie doch begierig sein, zu erfahren, was aus dem Kleeblatt aus der Obermädchenklasse geworden ist? Stupsnase fuhr nach Amerika, war mit siebzehn Jahren Farmersfrau und hatte mit achtzehn ihren ersten Jungen. Ich habe nach vielen Jahren einmal ein Bild bei ihrer Mutter gesehen, auf dem sie mit fünf Jungens abgebildet war. Die Jungens alle zu Pferde, nackend, ich sage Ihnen, spliternackend und mit großen Federn in den Haaren; das reine Wild-West, und Stupsnase lachend und mit ausgestrecktem Arm daneben, als wenn sie sagen wollte: seht, so was kann man in Amerika. Ob sie noch lebt und wieviel Jungens sie nun hat, weiß ich nicht.“

Emilie ist tot. Sie heiratete einen Förster im Speßart, Odenwald oder Schwarzwald, so da herum. Sie soll zwei bildschöne Mädchen hinterlassen haben, die glänzende Partien machten.

Und ich, Emma, bin lange Witwe. Mein Mann, Kapitän, ist in der Ostasienfahrt verunglückt. Ich hier in Kopenhagen wohnhaft? Nein, ich wohne in Deutschland und bin hier nur sechs Wochen zum Besuch, um das Haus meiner einzigen Tochter offen zu halten. Die ist mit einem Kaufmann verheiratet, der für ein großes Berliner Haus in Dänemark, Norwegen, Schweden und Finnland reist. Die Kinder haben ihren Wohnsitz nach hier verlegt, da der Schwiegersohn dann eher zu seiner Familie kommen kann. Augenblicklich begleitet meine Tochter ihren Mann in Finnland und sie dürften jetzt in Helsingfors sein. Ich reife alsbald nach Deutschland zurück.“

Ich verabschiedete mich. Als ich beim Nordertor mich umsaß, stand die Lebhafte auf dem Balkon, hatte ein großes, weißes Schleiertuch über Schultern und Kopf geschlagen und ahmte die ehemaligen Fluchtbewegungen im Schilf nach.

Ich drohte von unten auf mit meinem Schirm und sagte mit wehmütvollem Erinnern leise vor mich hin: „Emma! Emma!“

Nun sind wieder Jahre dahingegangen.

Wenn ich auch von den Wahnvorstellungen früherer Jahre geheilt bin, so hat sich doch zu einem Glaubenssatz in mir die Ueberzeugung entwickelt, daß es Seelen-Gemeinschaften gibt derart, daß spielsweise eine Mutter, allein durch ihr Denken und Wollen, durch flehentliches Gebet, ihren Sohn, und sei er auch tausende Meilen von ihr entfernt, in seinem Tun und Lassen beeinflussen kann, sofern der Sohn ein Seelenleben hat, das dem der Mutter entspricht. Auf diesem Gebiet können die Psychologen noch vieles erforschen.“

## Die Izehoer Apotheken

Vor 338 Jahren hatte Izehoe überhaupt keine Apotheke. Was man in Krankheitsfällen brauchte, holte man sich von den „Krautkrämern“ (Drogisten). Aus Arzneibüchern entnahm man Rezepte für Kräuterkochungen, die natürlich in großen Mengen genossen werden mußten. Die Allgemeinbildung der Einwohner und die wissenschaftliche Bildung der Ärzte waren gering. Wer sich in einer Stadt, also auch in Izehoe, als praktischer Arzt niederlassen wollte, mußte sich erst in Kopenhagen von der medizinischen Fakultät prüfen lassen. Zudem scheint es hier damals nur Chirurgen, d. h. Barbieren, die als Heilgehilfen fungierten, gegeben zu haben. Ein solcher Barbier-Chirurg, Johann Pape hier selbst, wurde noch 1712, als hier die Pest wütete, vom Magistrat um sein Gutachten befragt. Pape antwortete, daß es zunächst höchstnötig sei, den allerhöchsten Gott um Vergebung der Sünden anzurufen und wahre Buße zu tun. Dann gehöre ferner dazu, daß der wohlweise Rat gute Anstalt und Ordnung treffe, damit der Schrecken nicht weiter unter die Menschen gebracht werde, denn Angst und Schrecken töteten mehr, denn die Pest.

Vor 338 Jahren, nämlich am 11. Juli 1586, erhielt der Apotheker Conrad Schmiedling vom dänischen König Friedrich II. die Erlaubnis, hier eine Apotheke zu errichten. Sie befand sich in der Reichenstraße Nr. 9 (wo jetzt das Auktionslokal „Alte Apotheke“ ist). Die Stadt wird damals gegen 2500 Einwohner gehabt haben. Leicht war es für Schmiedling nicht, seinen Betrieb zu beginnen. Vor allen Dingen hatte er gegen den unsanfteren Wettbewerb der „Krautkrämer“ zu kämpfen, an deren Ware das Publikum zu glauben gelernt hatte, die zudem billiger war, als die Schmiedlingsche. Hinzu kam, daß die Kurpfuscher Rezepte weder schreiben konnten noch durften, um sich nicht verantwortlich zu machen und daher ihre Patienten lieber an die „Krautkrämer“, als an die Apotheke verwiesen. Wie sollte man auch an die Ueberlegenheit eines studierten Arztes glauben, wenn keiner da war; und wenn einer da war, dann suchte man seinen teuren Rat erst da nach, wenn es zu spät war; daher die bezeichnende Redensart: „Se maßt dat nie mehr lang, denn se hebbt all na'n Dokter schickt.“ Hausmittel waren allgemein im Gebrauch und kleine Anfälle wurden gering geachtet. „Lievweh itt man weg“ und „bört Anwassen is'n Spaden gut“ (körperliche Arbeit), sagte der Dithmarscher.

Als Nachfolger Friedrich II. kam 1588 Christian IV. auf den dänischen Thron. Schmiedling mußte sein Apotheken-Privileg vom neuen König neu bestätigen lassen. Er unterließ nicht, sich über die Konkurrenz der „Krautkrämer“ bitter zu beklagen. Der König bestätigte sein Privileg, versprach ihm Schutz gegen den unlauteren Wettbewerb, veranlaßte, daß zwischen Schmiedling und den Krämern eine Liste der freigegebenen Sachen aufgestellt wurde und verordnete eine vierteljährliche Revision der Krämer, ob sie auch Apothekerwaren feil hielten. Für den Fall, daß Schmiedling Leibeserben nicht hinterlassen sollte und seine Apotheke nicht vererbt werden könne, dürfe sie verkauft werden. Nach einigen Jahren wurde ihm auch das Recht bestätigt, „französische und andere heiße Weine zu zapfen“, was die Weinhändler am Orte ihm streitig machen wollten.

Schmiedling hatte eine Tochter Dorothea, die mit Hinrich Wasmer, einem Sohne des Landtschreibers Johannes Wasmer in Süderdithmarschen, verheiratet wurde, hier Ratsherr, zweiter und dann erster Bürgermeister und zuletzt Landvogt in Süderdithmarschen war. Ein Sohn, Joachim Schmiedling, übernahm 1626 nach des Vaters Tode die Apotheke. Das war eine schlimme Zeit für Itzehoe und seine Apotheke; es tobte der 30jährige Krieg, der 1618 begann und in den einzugreifen Christian IV. für seine Pflicht hielt. Er wollte Lillh an der oberen Weser angreifen, wurde jedoch von ihm am 15. August 1626 bei Lutter am Barenberge geschlagen. Der siegreiche Feind bewegte sich nun gegen Norden und ein Jahr später standen die Truppen Lillhs und Wallensteins vor Itzehoe und Breitenburg. Glückstadt und Krempe waren Festungen, Itzehoe eine offene Stadt. Bei den Truppenverschiebungen zwischen den Festungen Rendsburg, Krempe und Glückstadt hatte Itzehoe unter den vielen Einquartierungen zu leiden. Das Heer bestand aus Söldnern. In dem Söldnerheer des dänischen Königs fanden sich auch viele Franzosen, die es hier am schlimmsten trieben, als ob Itzehoe nicht eine Stadt wäre, die sie als Söldner des Dänenkönigs zu beschützen, statt zu plündern hätten. In der Schmiedlingschen Apotheke wurde wild gehaust. Die vorhandenen Weine wurden ausgehoffen, Gläser, Gefäße zertrümmert, zertrümmert, zertrümmert; der zum Grundstück gehörige Garten an der Salzstraße wurde verwüstet, wie bemerkt, von des dänischen Königs Söldnern, nicht vom Feinde, der noch nicht hier war. Joachim Schmiedling berichtete dies alles dem Könige, als er um Bestätigung seines Apothekenprivilegs einkam. Sein Privileg wurde bestätigt und er von allen bürgerlichen Lasten, namentlich der Einquartierung, befreit. Er überlebte das Ende des 30jährigen Krieges (1648) noch um fünf Jahre, also bis 1653, in welchem Jahre sein Sohn Hermann Schmiedling die väterliche Apotheke übernahm. Christian IV. war auch gestorben; sein Nachfolger Friedrich III. bestätigte Schmiedling sein Privileg. Nach kaum vier Jahren brach zwischen Dänemark und Schweden der Krieg aus, in dem 1657 die Schweden fast die ganze Stadt einäscherten, indem sie dieselbe von der Feldschmiede aus mit glühenden eisernen Kugeln beschossen. Schmiedlings Apotheke ging in Flammen auf. Sie wurde alsbald wieder aufgebaut und vom König neu konzessioniert, bei welcher Gelegenheit gestattet wurde, daß Schmiedlings Tochter Anna, falls sie einen Apotheker heiraten würde, die Konzession bekommen sollte.

Schmiedling gehörte dem Magistrat als Ratsherr an, wurde 1686 zweiter und 1693 erster Bürgermeister. Er verwaltete die Schulkasse, die in 26 Jahren nicht revidiert war und sich beim Abgang Schmiedlings als erster Bürgermeister in großer Unordnung befand. Die Revision ergab einen Fehlbetrag von 9560

Mark 11 Schillingen, welche Summe die Erben in drei Jahren ersetzen mußten, weil Schmiedling selbst noch in demselben Jahre, als er seinen Bürgermeisterposten 1699 niederlegte, starb.

Seine Tochter Anna heiratete den Apotheker Detlev Höppner, der noch in demselben Jahre die Konzession von Friedrich IV. erhielt. Auch er hatte gegen die Krautkrämer zu kämpfen, zu denen noch ein neuer hinzugekommen war, nämlich ein früherer Gehilfe bei Hermann Schmiedling, Nikolaus Langerhans. Derselbe hatte seit 1688 ein Drogengeschäft in der Freitenstraße aufgemacht und von der Regierung die Erlaubnis zum Verkauf gewisser Apothekerwaren erhalten. Schon Schmiedling hatte dagegen protestiert; nun tat es auch Höppner, was ohne Erfolg blieb; im Gegenteil wurde Langerhans am 30. September 1699 die volle Apothekenkonzession erteilt. Da er jedoch im folgenden Jahre starb, versuchte Höppner die neue Apotheke gegen den Taxwert aufzukaufen, womit auch der von der Regierung befragte Magistrat einverstanden war, indem er eine Apotheke für ausreichend hielt. Höppner muß jedoch einflußreiche heimliche Gegner gehabt haben, denn die Witve des Langerhans brachte es durch Eingaben an den Hof in Kopenhagen dahin, daß der Magistrat die Taxierung der Langerhansschen Apotheke auf sechs Wochen verschieben mußte. Inzwischen wurden die Magistratsherren derart beeinflusst, daß sie nunmehr in ihrer Mehrheit für das Bestehenbleiben der zweiten Apotheke waren, was die Regierung genehmigte. Ja, der Magistrat suchte Höppner noch weiter zu schädigen, indem man ihm die zugestandenen Befreiungen von bürgerlichen Lasten, insonderheit den Einquartierungslasten, streitig machte.

Höppner starb kinderlos 1702 und bereits im folgenden Jahre heiratete seine Witve den Apotheker Albert Michels. Dieser war seit 1732 Ratsherr, seit 1728 zweiter Bürgermeister. Als er 1731 durch Aufsteigen erster Bürgermeister werden konnte, lehnte er ab. Auch ihm wollte der Magistrat die Freiheit von bürgerlichen Lasten nicht zugestehen. Er hat jahrelang darum gekämpft. Im Jahre 1709 wurden diese Befreiungen für Itzehoe regierungsseitig aufgehoben. Als 1727 die Apotheke in der Breitenstraße in Konkurs geriet, beantragte Michels, durch den Magistrat unterstützt, die zweite Apotheke eingehen zu lassen. Eine Gegenpartei verwandte sich für das Bestehenbleiben der Apotheke. Der Streit dauerte vier Jahre und die Apotheke blieb bestehen. Auf Albert Michels folgte 1747 sein Sohn Georg Michels, der zuletzt 14 Jahre als Gehilfe in der väterlichen Apotheke tätig war. Die Konzession wurde ihm von Friedrich V. bestätigt. Nach ihm wurde 1767 Peter Friedrich Nicquartz aus Husum Besitzer. Er war vermutlich mit dem Vorbesitzer verwandt. Die Konzession erhielt er alsbald von Christian VII.

Nicquartz starb. Auf Antrag seiner Witve wurde deren demnächstiger Schwiegersohn Friedrich Nikolaus Kirsten 1772 Nachfolger. Ein Sohn von diesem, August Ferdinand Nikolaus Kirsten, hat die väterliche Apotheke bis 1844 gehabt, in welchem Jahre sie auf Heinrich Christian Hermes überging. Dieser verkaufte 1854 die Apotheke an Johann Karl Friedrich Stinde. Im Jahre 1883 verkaufte Stinde den Besitz an Alwin Eduard Glöe, aus dessen Hand die Apotheke schon nach sechs Monaten an Johann Friedrich Otto Keil überging.

Auf Keil folgte dann 1892 Otto vom Berg. Mit Rücksicht darauf, daß sich seit der Bahnverlegung Stadt- und Verkehrsveränderung auf Kosten der Neustadt nach Ende und der Altstadt zuwandten, wurde Herr vom Berg 1896 gestattet, seine Apotheke aus der Reichenstraße nach der Krämerstraße, also mehr

nach dem Verkehrszentrum, zu verlegen, auch eine Nebenapotheke in Lägerdorf einzurichten (1900); diese ist inzwischen selbständig geworden. Herr vom Berg ist mehrere Jahre Stadtverordneter gewesen; er starb 1915. — Seine Witwe hat vor einigen Jahren den Apotheker Fr. Drescher geheiratet, in dessen Besitz sich die Apotheke noch heute befindet.

Die erste Altstadt Apotheke wurde, wie gezeigt, am 30. September 1699 dem Nikolaus Langerhans privilegiert. Sie geriet in Konkurs und die Versuche des Neustädter Apothekers Höppner, sie für den Tagwert aufzukaufen, scheiterten. Langerhans selbst war 1700 gestorben und seine Tochter Laurette Christina heiratete den Apotheker Georg Vilie, und als dieser bald starb, den Apotheker Franz Adolf Eden, dem sie 1723 privilegiert wurde und der sie bis 1726 hatte. Der Konkurs muß noch immer nicht geregelt gewesen sein, denn 1728 kaufte der Apotheker Valthasar Lehmann aus Preetz die Apotheke von den Langerhansschen Erben für 6000 Taler. Als er 1747 starb, wurde seiner Witwe das Privileg erneuert.

Nun folgen im Besitz der Apotheke bis 1845 drei Spalkhaver, Vater, Sohn und Enkel, nämlich Johann Heinrich Spalkhaver, Johann Hinrich Spalkhaver und Julius Spalkhaver. Im Jahre 1854 geht die Apotheke auf Nikolaus Hans Müller über, von dem sie 1864 Adolf Huch kaufte. Nach dessen Tode ist seit 1892 dessen Sohn Dr. Fr. Huch noch heutiger Inhaber der Apotheke.

### Das „Zentralhotel“ eine ehemalige Pilgerherberge

In die Brust eines jeden Menschen ist, bewußt oder unbewußt, das Gefühl der Abhängigkeit von einem letzten Unbekannten, nicht zu Erkennenden, eingeboren. Es läuft auf eins hinaus, ob der Patagonier das Feuer anbetet, der Äthioper seine Gebetsmühle dreht, die Juden an der Magemauer Jerusalems weinen oder der Christ in seinem Kämmerlein, die Hände faltend, zu seinem Gott spricht; immer will der Mensch sich anlehnen an eine ihm unbegreifliche Macht und, wenn er vor derselben gekniet hat, sich getröstet aufrichten.

So war es im grauen Altertum bei den Griechen, die zu ihren Heiligtümern wallfahrteten, so bei den alten Germanen, unseren Vorfahren, die sich im Walde und in ihren heiligen Hainen zu Andachtsübungen versammelten, so früher und noch heute in der katholischen Kirche, wo Pilgerreisen und Pilgerfahrten nach Orten stattfanden und stattfinden, von denen angenommen und gelehrt wird, daß eben diese Orte besonders heilsame Wirkungen ausüben.

Bei dem Mangel an Gasthäusern im heutigen Sinne, in denen Wallfahrer und Pilger ein Unterkommen finden könnten, wurde die Gründung von Pilgerherbergen seitens der Kirche durch Ablass gefördert, der in der Theorie zwar ein Erlass kirchlicher Strafen, in der Praxis jedoch Sündenerlass war.

Eine derartige Pilgerherberge besaß seit Ende des 13., jedenfalls zu Anfang des 14. Jahrhunderts, das hiesige (katholische) Kloster in seinem „Gasthaus“ in der Straße „Hintern Klosterhof“, in dem vom Norden kommende Pilger und sonstige arme und vielleicht kranke Wanderer einkehren konnten und verpflegt wurden.

Die richtigen Pilger trugen ein langes Pilgerkleid mit großem Fragen, einen breitkrempigen Hut und einen langen Pilgerstab, den man sich vom Bischof weihen ließ.

Es ist klar, daß die Stadt Itzehoe in der Befundung frommen Sinnes nicht zurückstehen konnte gegenüber dem Kloster.

Und so stiftete auch die Stadt ein Pilgerhaus, eine Pilgerherberge, die zum Unterschied vom klösterlichen Gasthause das Lübsche Gasthaus genannt wurde, und zwar an der Stelle, wo heute das Geschäftshaus von Plath u. Timmann (früher Zentralhotel) steht.

Das Jahr der Gründung steht nicht fest. Es wird im Jahre 1475 erwähnt, in welchem der Bischof Helricus von Schleswig allen denen, die etwas zum Besten dieses Hospitals beitragen würden, einen fünfzigtagigen Ablass gewährte.

Da die heilige Gertrud als Beschützerin der Wanderer galt, wurde die Herberge auch das Gertruden-Hospital genannt. Dieses schickte einen Bettelmönch ins Land, um milde Gaben für das Hospital einzusammeln. Dieser Mönch war mit einem Bettelbrief versehen, den ihm 1479 der Bischof Albert Armmendiek in Lübeck ausgestellt hatte.

Als im Jahre 1657 die Stadt von den Schweden eingeäschert wurde, ging auch die Herberge, das Gertruden-Hospital, in Flammen auf.

Es wurde nach vier Jahren, also 1661, neu aufgebaut.

Seinen ursprünglichen Zweck übte das Hospital mit der Reformation ein; es diente ferner den alten Frauen zur Herberge und zum Unterhalt, anfänglich 26, dann aber wegen Geldmangels nur 14.

Im Jahre 1826 war das Haus recht baufällig. Für den notwendigen Um- und Reparaturbau waren außer dem Vermögen von 25 879 Mark, d. h. Lübsche Mark, ein Kassenbestand von 957 Mark 10 Schilling vorhanden.

Die Einnahmen des Hospitals betragen an Grundhauer 8 Mark 4 Schilling, an Zinsen 10 Mark von Margareta Ehlers, 1 Mark 8 Schilling von Brooder Jellberich, Assessor Binge stiftete 2000 Mark, Zinsen von Ehefrau Bettgruben 2 Mark 8 Schilling, von Justizrat Sommer 7 Mark 3/2 Schilling, von Dr. Sommer 4 Mark 13 Schilling, von Margareta Binge 21 Mark 8 Schilling, von Margareta Ahmking 2 Mark 8 Schilling, von Catharina Görben 7 Mark 8 Schilling, von Clara Grabbe 2 Mark, von Bartels 3 Mark, von Adam von der Linde 5 Mark, von Senator Ruffel 300 Mark Kapital.

Als Gertruden-Gasthaus blieb das Gewese bis 1842 bestehen. In diesem Jahre und zwar am 24. Januar, verkauften Bürgermeister und Rat das Gasthaus an den Gastwirt Ferdinand Gries für 4000 Mark Lübsch, der ein Hotel daraus machte.

Käufer war derjenige Ferdinand Gries, der vorher „Stadt Hamburg“ und später den jetzigen „Kaiseraal“ und dann die Wirtschaft auf der Breitenburger Straße besaß.

Bürgermeister und Rat verlegten das Gertrudenstift in die Straße „Hintern Sandberg“, wo es sich noch heute befindet.

Auf Ferdinand Gries folgte laut Vertrag vom 22. März 1852 Frau Elise Dühring, geb. Brunschwig, Witwe. Sie blieb Inhaberin bis 1884, in welchem Jahre durch Kauf vom 28. März Rudolf Ufer Besitzer wurde, dessen Nachfolger am 20. April 1887 August Repenn war. Auch dieser hatte das Hotel nur drei Jahre, nämlich bis zum 29. Dezember 1890; da wurde Otto Timmermann sein Nachfolger. Nach vier Jahren, am 19. Februar 1894, erwarb im Zwangsversteigerungstermin Joachim August Repenn den Besitz, der dann nach abermals drei Jahren, am 4. September 1897, an Kapitän Lorenz Petersen übergang. Kapitän Petersen hatte lange Jahre im Ochotskischen

Meer, so zwischen den Meuten-Inseln, den Seeotterfang betrieben. Er hatte versäumt, sich im Auslande in die Matrikel des deutschen Konsulats eintragen zu lassen, um dadurch seine deutsche Staatsangehörigkeit sich zu erhalten. Da er länger als 10 Jahre im Auslande war, namentlich in Japan, war seine deutsche Staatsangehörigkeit verloren gegangen; eine neue hatte er nicht erworben und gehörte er keinem Staat an, war vogelfrei. Als nun eines Tages Russen ihm sein Schiff nebst Ladung (Seeottern) im Werte von 35 000 Mark raubten, war kein Konsul da, der sich seiner annahm, denn er war ja vogelfrei. Zuletzt gab er seine Tätigkeit im Osten auf und landete in der Heimat, und zwar in Itzehoe. Er war Rendsburger und seine Frau Kielerin. Die einzige Tochter ist an einen deutschen Kapitän in China verheiratet.

Dies nur nebenbei für alle Freunde, deren Lorenz Petersen viele in Itzehoe besaß. Auf Petersen folgte laut Vertrag vom 4. Dezember 1900 Ernst Fick (der vorher mit Mosel in Firma Fick u. Mosel ein Manufakturwarengeschäft an der Stelle betrieb, wo heute im Neubau die Westbank steht). Auf Fick folgte den 7. März 1904 Marx Hartwig Tagge und auf diesen Theobald Paetow seit 11. Mai 1916, der früher in der deutschen Kolonie Logo war.

Laut Bekanntmachung schloß Herr Paetow am 1. Februar sein Hotel. Er hat es an den Kaufmann Herrn Timmann, in Firma Plath u. Timmann, verkauft, der das Hotel zu einem Warenhaus umgestaltete.

Die Stadt Itzehoe wurde sonach um eines seiner vornehmsten Hotels ärmer. Die besseren Zeiten vor dem Kriege sind nicht wiedergekehrt, das Risiko, einen neuen Aufschwung abzuwarten, wollte Herr Paetow nicht tragen. Er hat versucht, durch Neueinrichtung und Neuausmalung seiner Räume das Interesse weiter Kreise für seinen Betrieb zu erwecken. Die in dieser Neueinrichtung verkörperte Idee haben die öffentliche Gunst nicht erwerben können. Die Besucher sahen darin einen Bruch mit der Tradition, die nicht mehr historische — und namentlich gewohnte — Gerechtigkeit übt.

Es ist eben nicht so leicht, das Volksbewußtsein zur ästhetischen Anschauungsweise moderner, akademischer Künstler alsbald zu bekehren, solange nicht in den breiten Volksschichten eine Sättigung an bisherigen Formen und Farben empfunden wird. Und das ist nicht der Fall.

Bevor wir uns vom Zentralhotel, welches früher Hotel du Nord hieß, verabschieden, wollen wir noch eines Prozesses, zweier Stammgäste und eines unangenehmen Falles gedenken.

Mit Rücksicht auf das Kaisermanöver im September 1881 wurde der Besitzerin des Hotel du Nord, Frau Dühring, von der Baukommission gestattet, vor dem Hotel einen Vorbau (Veranda) nebst Balkon aus Holz auf städtischem Straßenterrain aufzuführen mit der Maßgabe, daß „nach dem Kaisermanöver auf entsprechenden Befehl der Polizeibehörde der Vorbau zu jeder Zeit wieder abgebrochen werden müsse“.

Nach Beendigung der Festlichkeiten wurde der Besitzerin polizeilich aufgegeben, den Vorbau zu beseitigen oder die Einwilligung der widersprechenden Nachbarn beizubringen. Die Besitzerin beschwerte sich und die Regierung in Schleswig genehmigte, daß der Vorbau bis auf weiteres beizubehalten sei.

So stand die Sache zur Amtszeit des Bürgermeisters Stemann, der nach dem Manöver sein Amt niederlegte und sich als Rechtsanwalt in Flensburg niederließ. Sein Nachfolger wurde Bürgermeister Steinbrück, der neben anderen Nesten auch diese Vorbausache erbte. Mit dem Fleiß und der Fähigkeit des altpreussischen Beamten griff er die Sache wieder an und verlangte Ende Oktober 1882 in seiner

Eigenschaft als Polizeiverwalter die Entfernung der Veranda. Die Besitzerin beschwerte sich abermals und die Regierung hob den polizeilichen Befehl auf. Eine Beschwerde der Polizei beim Minister wurde zurückgewiesen. Ein von der Polizei behauptetes öffentliches Interesse wurde nicht anerkannt.

In seinem verletzten Gerechtigkeitsinn schrieb Bürgermeister Steinbrück, „daß es besser sei, in vorsichtigen, geschriebenen Verträgen die städtischen Interessen zu wahren, als sich leichtsin mit solchen Dingen abzufinden und Rechte aus der Hand und an die Polizei zu geben, deren wirklich maßgebende Beamte ihr Geschäftsfokal nicht auf dem Rathause, sondern anderswo haben.“

Hierüber fühlte sich nun der Landrat von Harbou beschwert, der entsprechend nach oben berichtete. Die eingehende Rüge hat Bürgermeister Steinbrück dann mit einer besonders spitzen Feder beantwortet. Kurz: die Sache blieb bis 1887 in der Schwebe. In diesem Jahre kam mit dem zweiten Nachfolger von Frau Dühring, August Kepenn, ein Vergleich dahin zustande, daß die Stadt Kepenn 200 Mark zahlte und dieser den Vorbau fortnahm.

Zu den Stammgästen bei Mutter Dühring gehörten auch Rechtsanwalt Hansen und Organist Leschen, beide Junggesellen. Sie hatten allabendlich ihren Stammsitz auf dem selben Sofa, jeder in seiner gewohnten Ecke. Jeder las seine Zeitung und trank seinen Grog zu 50 Pfennig. Keiner sprach mit dem anderen. Gegen 10 Uhr gingen sie mit einem „Guten Abend“ heim.

Kam es nun, daß Leschen nicht erschien (er hatte vielleicht Orgelkonzert oder sonstige Abhaltung), dann wurde Hansen in seiner Sofaecke unruhig. Nach einer Weile fragte er:

„Ist Leschen krank, Frau Dühring?“

„Daß ich nicht wüßte, Herr Rechtsanwalt, er ging hier heute vorbei.“

Nach einer Viertelstunde:

„Wenn Leschen nicht krank ist, weshalb kommt er denn nicht, Frau Dühring?“

„Er wird schon noch kommen, Herr Rechtsanwalt.“

Da Leschen nicht kommt, nimmt Hansen vorzeitig seinen Hut und geht.

Ein anderes Mal fehlt Hansen. Leschen wird unruhig bei seiner Zeitungslektüre und fragt:

„Frau Dühring, wissen Sie, ob Hansen verreist ist?“

„Daß ich nicht wüßte, Herr Leschen, er ging hier heute noch vorbei.“

Nach einer Viertelstunde:

„Wenn Hansen nicht verreist ist weshalb kommt er denn nicht?“

„Der wird schon noch kommen, Herr Leschen.“

Da Hansen aber nicht kommt, hält Leschen es nicht aus. Er nimmt vorzeitig seinen Hut und geht.

(Um keinem Mißverständnis zu begegnen, sei bemerkt, daß der genannte Rechtsanwalt Hansen nicht unser verehrter, mittel- und unterhaltfame Herr Justizrat Hansen in der Paaschburg ist.)

Kennt der Leser Inseparables, diese kleinen grünen Zwergpapageien oder Gesellschaftsvögel? Ja? Dann wissen Sie, daß die Vögel den ganzen Tag dicht nebeneinander auf dem Sticken sitzen, nicht singen und nicht piepsen, nur still nebeneinandersitzen. Solche zwei menschliche Inseparables waren Rechtsanwalt Hansen und Organist Leschen, aber gern gesehene Stammgäste im Hotel du Nord.

Ein höchst unangenehmer Fall war es für Mutter Dühring, als eines Morgens ein Hotelgast den Oberkellner herbeiklingelte und erklärte, ihm sei über Nacht die Hose mit Portemonnaie gestohlen. Der Ober-

kellner überzeugte sich, daß der Gast sehr aufgeregt in der Unterhose umher-spazierte und seine verzögerte Weiterreise bejammerte. Frau Dühring ließ als-bald durch „Johann“, den Hotelbiener, fünf oder sechs Hofen von dem gegenüber-wohnenden Kaufmann Hellmundt holen, „aber von den besten“, ließ sie sagen. Die Sendung kam und wurde dem Gast zur Auswahl ins Zimmer geschickt. Er suchte die beste aus, brauchte natürlich seine Beche nicht zu bezahlen und erhielt von Frau Dühring den auf 25 Mark geschätzten Inhalt des Portemonnaies er-stattet. Eine Anzeige bei der Polizei lehnte Frau Dühring entschieden ab; es sei noch nie in ihrem Hotel gestohlen und die doch jedenfalls unnütze Sucherei nach dem Dieb könne dem guten Ruf ihres Hotels nur nachteilig sein.

Der entschädigte Gast versprach, den „unangenehmen Fall“ nicht weiter zu erzählen und reiste ab. Dem Hotelpersonal wurde eingeschärft, den Mund zu halten.

So wurde die Sache nicht weiter bekannt. Der Sommer ging hin. Es wurde schon herbstlich kühl und mußte bereits ab und zu ein Ofen geheizt werden. Der Ofen in dem Zimmer, wo damals der Bestohlene logierte, qualmte wie ein Fabrikshornstein. „Johann“ mußte den Töpfer Heinrich Zimmermann vom Holz-kamp holen. Er solle Geschirr mitbringen, um einen Ofen zu setzen. Zimmer-mann ist es aber nicht möglich, mit seinem Wischer durch das Rohr zu kommen. Endlich sagt er: „Frau Dühring, da muß was im Rohr sitzen.“ Er langt mit dem aufgefrennpten Arm hinein und holt da heraus — — die Hofe des „be-stohlenen“ Reisenden. Daß sie neu sei, konnte man auch nicht sagen, denn im Hinterteil saßen zwei derbe Flicken, die Knie waren beinahe durchgeschneuert und ein Portemonnaie mit Inhalt fand sich auch nicht darin.

Jetzt zog der Ofen famos. Der Vorfall wurde bekannt und zog wochenlang so viele Abendgäste herbei, die sich den Vorfall erzählen ließen, so daß Frau Dühring dadurch wieder auf ihre Kosten kam.

## Ein altes Haus

Wenn auch das Haus Breitestraße Nr. 32 demnächst einen neuen Baden mit großen Spiegelscheiben bekommt, so wird es dadurch kein neues, denn es hat reichlich ein Vierteljahrtausend auf dem Nacken. Als es im Schwedenkriege 1657 heruntergeschossen und nach zwei Jahren wieder aufgebaut war, wurde es 1659 von Benedix G ö r r i e s bewohnt. Auf diesen folgte 1699 Claus B i e l e n b e r g, der bis 1700 ohne den Keller für ein halbes Haus und von da ab mit dem Keller für ein volles Haus Abgaben zahlen und die Verpflichtung eingehen mußte, die Planke an seinem Grundstück bis zur Stör hinunter „bis zu ewigen Tagen“ zu unterhalten. Die Straße an seinem Grundstück bis zur Stör hinunter hieß die „N e u e W i n d e“, zum Unterschied von der „A l t e n W i n d e“ am Ende der Bekstraße bei Hirschbergs Speicher. Unter der neuen und der alten Winde wur-den Liegestellen für Schiffe verstanden, die daselbst mittels Winde festgemacht wurden. Auf Claus Bielenberg folgte 1728 Hans B i e l e n b e r g, vielleicht ein Sohn des ersteren, der das Haus jedoch schon nach vier Jahren, nämlich 1732, an Peter B l u n d abtrat. Dieser richtete in dem zum Hause gehörenden Stall eine Wohnung ein. Nach fünf Jahren, 1737, treffen wir hier Sochim G ö t t s c h e

und nach weiteren vier Jahren, 1741, Mary R a v e als Besitzer an, der wiederum 1745 Christopher S i e m e n P l a z machte. Siemen hat da eine Branntwein-brennerei gehabt. Um sein Kühlwasser loszuwerden, schlug er ein Loch in die Mauer und ließ das Wasser nun ruhig längs der „Neuen Winde“ laufen. Da kamen aber Bürgermeister und Rat, besichtigten den Wasserauslauf und beschloßen folgendes: 1. sollte Siemen am den Ausfluß eine Holzstute machen; 2. an seiner Planke entlang bis zur Stör eine Rinne anlegen; 3. in die hölzernen Vorsetzen ein Loch machen zum Ablauf des Wassers; 4. für diese Vergünstigung, natürlich „zu ewigen Tagen“ 4 Schilling süßsch Melognition (Anerkennungsgebühr) an die Stadtkasse zahlen. Schon nach drei Jahren, 1748, treffen wir Claus P a p e und 1752 Jürgen G a s s e als Besitzer an, dem 1763 der Justizrat Friedrich Johann E i g e n folgte. Dann folgte 1798 Dr. Friedrich E i g e n und 1818 Frau Dr. Elise E i g e n.

Der Nachbar von Dr. Eichen war ein Johann Holst (wo nun der Optiker Paul Eggers wohnt). Holst und Dr. Eichen schlossen einen Vertrag, nach welchem Eichen den Keller des Holst auf Lebenszeit für 32 Reichsbanktaler Jahresmiete pachtete und Holst die Erlaubnis erhielt, von der „Neuen Winde“ aus durch Eichens Stall Holz, Torf und Baumaterialien nach seinem (Holst) Grundstück zu transportieren und zu dem Ende eine Pforte in der Verbindungsplanke zwi-schen den beiden Grundstücken anzulegen. Da auf dem Grundstück des Eichen sich eine Pumpe befand, vereinbarte 1851 der damalige Besitzer des Holstischen Grund-stückes mit dem derzeitigen Besitzer des Eichenschen Hauses die Wasserentnahme aus dieser Pumpe und zu dem Ende das Belassen der Pforte in der Planke

Auf Frau Dr. Eichen folgte 1831 Julius Ferdinand S e i d e l, auf diesen 1851 Johann Jakob J a e g e r, dessen Nachfolger 1852 Ludwig B e r g h o f e r wurde. Nachfolger von Berghofer wurde 1869 Peter Bau K r a c h t und 1873 Friedrich S i e b d e. Wer von den älteren Einwohnern kannte nicht Friedrich Siebde und seine Kellerwirtschaft „Friedrichsbrunn“? Bei der Neueinrichtung des Ladens in diesem Hause ist der Keller mit seinem Straßeneingang als alte Erinnerung verschwunden. Eine derart besuchte Schankstätte auf kleinem Raum ist später nur noch einmal wiedergekehrt in der „Stumpfen Ecke“ unter H e r m a n n G r o s s e.

Lassen wir die Stammgäste aus „Friedrichsbrunn“ einmal in der Erinnerung wach werden. Man traf da allabendlich zur gleichen Stunde auf demselben Stuhl, in der gleichen Ecke und vor sich dasselbe Glas oder den gleichen Krug: Apotheker Stinde, Arzt Dr. Glased, Stadtrat Kaufmann Oeding, Stadtverordneten-Vor-setzer Kaufmann Claus Krohn aus der Neustadt, Rektor Bruhn, Stadtkassierer Kumpfer, Holzhändler Wilhelm Biel, Stadtrat Fabrikant Carl Hirschberg, die Brauereibesitzer Stadtrat Claus Wiese und Christian Buhmann, Stadtrat Kauf-mann J. G. Maasche, Direktor der alten Negfabrik Franz Kahler, zeitweilig Organist Leschen und ab und zu den Physikus Dr. Josias Jessen, der schon beim Eintritt durch ein Bonmot die Gesellschaft zu elektrisieren verstand; so eines Abends, als Claus Krohn (mit Glase), Franz Kahler (vollhaarig) und Stadtrat J. G. Maasche (mit spiegelblankem Schädel) zusammensaßen, mit dem Rücken gegen den Eingang. Physikus Jessen tritt ein, sieht die drei Genannten, streicht mit beiden Händen über deren Köpfe und sagt ansatz des Grußes: „Kahl, Kahler, am kahlsten!“ Und eine neue Situation war geschaffen!

Wenn nun, wie so oft, noch fremde Gäste kamen und der an sich beschränkte Raum noch enger wurde, auch noch beleibte Husarenoffiziere von unserer Gar-nison sich hindurchzwingen wollten, um nach dem hinteren „Jagdzimmer“ zu

kommen, dann wurde Höhenstimmung erzeugt, die nur dadurch noch eine Steigerung erfahren konnte, daß Apotheker Stinde mit seinem tiefen Bass und seiner unnachahmlichen Komik auf allgemeinen Wunsch vortrug:

„Als die Römer frech geworden, sim serim sim sim sim,  
Bogen sie nach Deutschlands Norden, sim serim sim sim sim,  
Borne mit Trompetenschall terätätätäterä,  
Ritt der Gen'ralfeldmarschall terätätätäterä,  
Herr Quintilius Varus, wau, wau, wau, wau, wau, wau,  
Herr Quintilius Varus, schnäderantäng, schnäderängtän, schnäderängtän  
deräng täng, täng.“

Nach solchem Vortrage erinnerten sich dann die Anwesenden, daß sie Deutsche seien „und tranken immer noch eins!“ Trinken ist vielleicht nicht der richtige Ausdruck. Trinken können auch romanische, angelsächsische und slavische Völker, aber Kneipen können nur germanische. Nur sie können ein gemütliches Zuhausein in der Zechstube empfinden. Der Amerikaner trinkt sein Glas im Stehen und wenn er ein zweites haben will, geht er an einen andern Ausschank, weil der gute Ton es nicht zuläßt, in demselben Lokal sich niederzulassen, um mehrere Gläser zu trinken. Im Stehen kann man aber schlechterdings nicht kneipen im germanischen Sinne. Der deutsche Student nennt seine Bude seine Kneipe und in dieser befriedigt er seinen Drang nach Häuslichkeit; hier singt er mit Vorliebe ein Heimatlied. Vieles können andere uns nachmachen; eine deutsche Kneipe und deutsches Kneipen können sie uns nicht nachmachen, denn dazu fehlen ihnen das deutsche Gemüt und der deutsche Familiensinn.

Wenn auch nichts mehr der Familie entfremdet, als das regelmäßige Wirtshausleben, so muß man doch von der Trinkgesellschaft im „Friedrichsbrunn“ sagen, daß sie, durchweg aus älteren Herren bestehend, ihre Pflichten gegen Haus und Familie nicht verlegte.

Nach Wirt Siebde kam 1884 Hans Friedrich Lorenz, dem 1901 dessen Witwe mit Sohn Hugo Lorenz folgten. Im Jahre 1910 wurde der Musikalienhändler Bernhard Eggers jetziger Eigentümer des Gewesenes. Der Keller „Friedrichsbrunn“ ist verschwunden und alle die oben Genannten, die vor 50 Jahren in demselben sich des Lebens freuten, gehören nun zu den „Ruhenden unter dem Rasen“.

## Von drei alten Häusern

Falls der geehrte Leser wünschen sollte, daß ich ihm die drei Häuser in Natura vorzeige, dann komme ich in Verlegenheit; denn zwei sind längst abgebrochen; aber ich kann sie für unsere Betrachtung in der Erinnerung der Leser wieder aufbauen.

Das eine stand in der Straße „Hinterm Sandberg“. Man wird sich noch vorstellen können, daß in demselben gleichzeitig bzw. nacheinander wohnten: Rektor Düter, Mathematiklehrer Kühel, Professor Dr. Greve, Realschullehrer Chr. Wegmann und Bahnassistent Blumenthal.

Um aber in die Jugendzeit dieses Hauses zu gelangen, müssen wir unsere Glücksgaloschen anziehen und uns in denselben flugs in das Jahr 1690 begeben. In diesem Jahre betreten wir das Haus, melden uns bei dem Besitzer gar nicht

erst an, sondern gehen stracks in die Waschküche, wo, wie wir wissen, etwas in einen Balken eingeschnitz ist. Bei näherem Nachsehen steht da „1690“. Das ist zweifellos das Baujahr dieses Hauses, dessen Vorfahr im Schwedenkriege 1657 eingewandert sein wird. Die Brandstätte wird dann, wie so viele andere in der Stadt auch, 33 Jahre als wüste Wurt dagelegen haben.

Wer der Erbauer und Eigentümer war, ist nicht aktenkundig. Feststellen ließ sich nur, daß 100 Jahre später es einem Hans Andreeßen gehörte, von dem es der Regierungsadvokat Paul Scheel erwarb. Von diesem erwarb es dessen Sohn, der Advokat Johann Hermann Scheel im Jahre 1804 für 3000 Mark. Dieser Herr wurde 1810 — damals Justitiarius und Gerichtshalter — erster Erbpächter auf dem klösterlichen Gut Pünstorf. Scheel konnte Pünstorf nicht halten und geriet 1822 in Konkurs (vergl. meine Druckschrift „Das Gut Pünstorf“). Aus dem Konkurs erwarb das Gut und zweifellos auch das Haus Hinterm Sandberg 1823 der Obergerichtsadvokat Karl Scheel für 3100 Mark. Dieser besaß es bis 1853 und verkaufte es dann an Hans Peter Friedrich und Theodor Ferdinand Tesdorpf in Hamburg für 9600 Mark.

Diese Herren traten das Grundstück 1859 an Dr. phil. Eichbaum Wilhelm Lange ab, der daselbst eine zahlreich besuchte Privatlehranstalt einrichtete. Als der Gründer und Leiter dieser Schule 1864 ein Pfarramt übernahm und die Anstalt sich auflöste, übernahm die Stadt das Gewese für 17 500 Mark (wovon 13 000 Mark Protokollate enthalten waren). Dies war nun der Hauptanstoß zur Gründung einer öffentlichen städtischen höheren Lehranstalt in Itzehoe. So um das Jahr 1800 herum wohnte in diesem Hause der französische Emigrant General Danican, dessen Nachkommen wir in der Kunst- und geistbegabten hiesigen und vieler Familien Gries-Danican begegnen.

Befagter General stritt am 13. Vendemiaire (5. Oktober) 1795 als Führer der royalistischen Partei in Paris mit Napoleon um die Weltherrschaft und unterlag.

Der Leser wolle zum besseren Verständnis dieser Zeit seine Weltgeschichte ein bißchen aufschöpfen und sich erinnern, daß, als die Bogen der Revolution in Frankreich hoch gingen, aus dem Lande flüchtete, was flüchten konnte: die Prinzen, Offiziere und ganzen Kompagnien, Scharen von Priestern und Mönchen nach Belgien, Holland, der Schweiz und nicht zum wenigsten nach Deutschland. In hiesiger Provinz ließen sich viele Emigranten in Altona nieder. In Koblenz am Rhein war ihr Hauptversammlungsplatz, daselbst hatten die Prinzen alsbald so eine Art Hof, eine Regierung mit Ministern und einen Gerichtshof gebildet. Dies „auswärtige Frankreich“ stand alsbald in Verbindung und Unterhandlung mit fremden Höfen. Ein Emigrantenheer wurde gebildet, welches den preussischen Truppen nach Frankreich folgte, als die dortige Regierung am 20. April 1799 den Deutschen (den „horde d'esclaves“) den Krieg erklärte.

Nach Napoleons Sturz kehrte die große Masse der Emigranten aus Deutschland nach Frankreich zurück.

Gehen wir nun einige Schritte weiter und zu dem zweiten nicht mehr vorhandener Hause, Ecke der Straße „Hinterm Sandberg“ und „Hinterm Klosterhof“.

Es gehörte 1774 einem Paul Scheel, dem Vater des beim vorigen Hause genannten Regierungsadvokaten Paul Scheel. Dieser Regierungsadvokat kaufte das Gewese 1774 von seinem Vater für 4000 Mark. Als dieser Käufer gestorben war, ging das Grundstück 1832 aus dem Nachlaß des Verstorbenen für 4300 Mark an den Konferenzrat Riß in Altona über, aus dessen Händen es an den Re-

giments-Quartiermeister B o h s e n kam. Bohsens Wittve hat es 1859 für 4266 Mark schleswig-holst. Courant an den Rentner J o h a n n G e e s c h e verkauft. Es war ein Patrizierhaus mit einem Garten und schattenspendenden Bäumen vor der Tür. Und Herr Johann Geesche hatte sich auch vorgenommen, in diesem Hause stillbergmüht seine Jahre zu verleben.

„Aber „des Lebens ungetrübte Freude ward keinem Irdischen zuteil“, auch Herr Geesche nicht, denn er litt entsetzlich an Hämorrhoiden, die ihm kein Arzt vertreiben konnte, bis er endlich an den Richtigen kam. Dieser sagte (wie der Patient erzählt): „Herr Geesche, ich verordne Ihnen ein Mittel, welches jedoch in keiner Apotheke zu haben ist, weder in einer inländischen, noch ausländischen, sondern nur bei einem Rosskämmer, nämlich ein P f e r d. Sie müssen reiten, Herr Geesche!“

Na, was sein muß, muß sein! Ich ging zu einem Rosskämmer, der mir für 300 Mark ein Pferd besorgte. Ich kletterte auf das große Tier hinauf, was nicht so einfach war, denn ich hatte in meinem ganzen Leben noch nicht geritten. Die Angst, herunterzufallen, ließ mich die Schmerzen weniger empfinden, so daß ich glaubte, dies sei schon die Heilwirkung des ersten Rittes. Ich setzte meine Reitübungen ein halbes Jahr fort und — meine Hämorrhoiden waren verschwunden. Da ich nun ein Pferd nicht mehr brauchte, verkaufte ich dasselbe für 500 Mark. Ich hatte sonach 200 Mark verdient. Ich kann daher dies Mittel nur jedem empfehlen, der an Hämorrhoiden leidet. Probatum est!“

In: Jahre 1881 kaufte die Stadt das Grundstück von Herrn Carl Geesche für 16 000 Mark. Die Grundfläche sollte später mit derjenigen des nahen Bürgerschulgrundstückes vereinigt werden. Vorläufig wurden die zwei Wohnungen in dem Hause vermietet und zwar die untere an Direktor Professor Dr. S e i ß und die obere an eine Rentiere.

Da das Haus jedoch abgebrochen werden sollte, hatte die Stadt nicht Lust, kostspielige Reparaturen an demselben vorzunehmen, namentlich keine teure Dachausbesserung. Es konnte nicht fehlen, daß es bald durchregnete, was die Mieterin insofern extragen konnte, als sie — die damals noch reiche Dame — meistens auf Reisen sich befand. Wenn sie aber einmal daheim war, dann hat die Gütige bescheiden, wenigstens die größten Löcher im Dach zu verstopfen, was denn auch geschah.

Und dennoch denkt die Gute an jene Jahre unterm Regendach mit Behmut zurück, „denn es waren schönere Zeiten, als die unseren, Freunde, das ist nicht zu streiten.“

Das dritte Haus kann ich aber dem Leser zeigen; es ist das „L u i s e n h e i m“, so benannt zur Ehrung des Andenkens Ihrer Hoheit Prinzess Luise.

Dies Haus wird ja zweifellos im Schwedenkriege 1657 auch eingeeichert sein. Was dann zunächst mit dem Grundstück geschehen ist, konnte ich nicht feststellen. Ich treffe es erst 1801 an, in welchem Jahre es ein Nikolaus Jansen an Jürgen und Hinrich Lucht für 1950 Mark verkauft. Zwei Jahre später, 1803, erwirbt es Johann Christian Wolff für 1350 Mark und 1806 für 2900 Mark ein Johann Martin Wollert, dessen Erben es 1814 an Detlef Braasch abtreten für 10 000 Mark. Im Jahre 1820 erwirbt das Haus eine Wiebde Wolters für 7000 Mark. Nach 5 Jahren, 1825, verkauft die Wolters es an Friedrich Mehggers für 4000 Mark und dieser wieder 1827 an Carl Meyer für 4150 Mark. Noch in demselben Jahre wird der Klosterhofmeister Mohrhagen Besitzer für 4200 Mark, der es 6 Jahre hatte und dann 1833 an die Konventualinnen Friederike Mathilde Sophie Wulfilde und Charlotte Ernestine Johanna von Rumohr käuflich überließ.

Die Konventualin Wulfilde von Rumohr verheiratete sich 1837 mit dem hiesigen Polizeimeister Gustav Poel (sprich Puhl). Die nunmehrige Ehefrau Poel und ihre Schwester übertrugen ihr gemeinsames Grundstück 1847 an Gustav Poel für 5600 Mark.

Und diesen Herrn haben viele Itzehoer noch sehr gut gekannt. Poel war von 1835 bis 1849 Polizeimeister und von 1852 bis 1868 Bürgermeister hier selbst. Er hat schlimme Zeiten hier durchgemacht, namentlich verlangte die dänische Regierung von ihm, dem „Itzehoer Wochenblatt“, das so mannhaft für Schleswig-Holsteins Zusammengehörigkeit und Rechte eintrat, das Leben sauer zu machen. Durch all diese Fährlichkeiten mußte der aufrechte Mann, ein ganzer Deutscher, klug sich hindurchzuwinden. Verhindern konnte er es allerdings nicht, daß in dem tollen Jahre 1848 von einer blindwütigen Menge ihm die Fenster eingeworfen wurden.

Poel war den 17. November 1804 in Altona als Sohn des aus holländischer Familie stammenden Pieter Poel, Miteigentümers des „Altonaer Merkurs“, geboren. Nach beendetem juristischem Studium wurde er in der Schleswig-Holsteinischen Kanzlei in Kopenhagen beschäftigt und dann, wie oben bemerkt, 1835 Polizeimeister in Itzehoe.

Seine Arbeitslast als solcher war nicht allzu groß, zählten doch die vier zu einem Polizeibezirk vereinten hiesigen Kommunen zusammen nur 5500 Einwohner. Ein Schreibwerk wie das heutige war zudem gänzlich unbekannt.

Und nur so kann man verstehen, wie es Poel möglich war, das gänzlich verwahrloste städtische Archiv in jahrelanger Arbeit vortrefflich zu ordnen. Wie verwahrloste dasselbe, teils auf dem Fußboden lagernd, teils in Holzschränke hineingestopft, wartungs- und pfleglos umherlag, hat Herr Poel mir aus seinem Ruhe- sitz, Gut Trenthorst, ausführlich brieflich geschildert und dabei seine Freude und Genugtuung darüber ausgedrückt, daß seine mühsame Arbeit hier gewürdigt werde.

Aber zu noch ferner liegenden literarischen Studien fand Poel Muße. So gab er 1880 „Johann Georg Rist's Lebenserinnerungen“ heraus. Rist war 1775 in Niendorf bei Hamburg als Sohn des dortigen Pastors geboren, hatte die Rechte studiert, war Privatsekretär des dänischen Finanzministers Grafen Schimmelmann und dann in diplomatischen Diensten des dänischen Staates. Er war mit dem Vater des Bürgermeisters Poel befreundet. Rist starb 1847. Seine Lebenserinnerungen reichen bis 1839, seit 1815 jedoch nur fragmentarisch. Poel hat dieselben nur bis 1815 veröffentlicht. Ferner verfaßte er über J o h a n n G e o r g H a m a n n 1874—76 ein zweibändiges Werk. Hamann lebte in der Mitte des 18. Jahrhunderts, er widerlegte sich der Richtung des aufklärenden Zeitgeistes und wurde von seinen Zeitgenossen wenig beachtet. Fragmente aus seinen Schriften wurden vor 100 Jahren als „Sibyllinische Blätter des Magus im Norden“ von Cramer herausgegeben.

Das Poelsche Haus hinterm Klosterhof war der Treffpunkt schöngeistiger Männer und Frauen.

Welchen persönlichen und schriftlichen Verkehr die Familie pflegte, ersehen wir u. a. aus den Gebattern, welche erschienen, wenn die den Eheleuten geborenen sieben Kinder getauft wurden. Die sieben Geburten erfolgten von 1839 bis 1851. Es waren als Gebattern geladen bzw. zugegen: 1. Ernst Poel-Altona, August von Rumohr-Schleswig, Graf Adam von Moltke; 2. Konferenzrat und Regierungsrat Johann Georg Rist-Schleswig, Charles Hanbury, Kgl. Hannoverscher Minister-Resident in Hamburg, Pieter Poel in Odessa; 3. Emma Poel-Altona.

Charlotte von Numohr, Frau Gräfin Rosalie von Moltke; 4. Aminka Poel, Sophie Hanbury, Dorothea Louise von Numohr;; 5. Gustav Ludwig Heingelmann-Schleswig, Wilhelm Poel-Amsterdam, Justizrat Friedrich Heinrich Ludwig Rötger hier; 6. Amalie von Ahlesfeldt, Friederike von Ahlesfeldt, Louise von Warnstedt; 7. Ober-Appellationsgerichtsrat Dr. Pauli-Lübeck, Senator Dr. Friedrich Sieveking-Hamburg, Kammerherr Amtmann Carl Emil von Hardorff hier.

Als Poel 1868 seinen Abschied nahm, verließ die Stadt ihm das Bürgerrecht. Er verlebte von da an den Sommer meistens auf seinem Gute Trenthorst im Amte Reinfeld, den Winter in Ikehoe., bis er 1879 dauernd nach Trenthorst übersiedelte. Ueber 90 Jahre alt, ist er daselbst am 18. April 1895 verstorben.

Als die Eheleute Poel im Jahre 1887 auf ihrem Gute Trenthorst ihre Goldene Hochzeit feierten, erachteten Magistrat und Stadtverordnetenkollegium es als ihre Ehrenpflicht, dem Jubelpaare eine hübsch ausgestattete Glückwunschartadresse zu übersenden.

Die Gefeierten antworteten wie folgt:

„Trenthorst, den 28. Mai 1887.

Leure, verehrte Mitbürger!

Nicht sagen kann ich Ihnen, wie sehr das in Veranlassung der Feier unseres Goldenen Hochzeitsfestes mir und meiner Ehefrau gewidmete Andenken mich beschämt, und wie sehr auch gerührt und erfreut hat: beschämt, weil ich mir nur zu wohl bewußt bin, daß mein Wirken unter Ihnen weit hinter dem guten Willen zurückgeblieben, gerührt und erfreut, weil wir durch das schöne, uns gewidmete Gedenkblatt das Fest nicht nur im Kreise von Kindern und Enkeln, sondern auch in Ihrer Mitte haben verleben dürfen. Die so sinnreich darauf angebrachten Zeichnungen wecken tausend Erinnerungen an eine Stadt, in die vor mehr als fünfzig Jahren ein Fremdling eingezogen, um sich bald als Hausvater dort heimisch und glücklich zu fühlen. Jeder Einzelne, mit dem ich verkehrt, steht mir vor Augen und ich möchte ihm die Hand drücken. Das Wort, das geschrieben steht: „Wenn es hoch kommt, so sind es achtzig Jahre,“ hat sich an mir und meiner Ehefrau in reichem Maße erfüllt. Wohl ist die Mehrzahl derer, mit welchen ich dort zuerst zusammengetroffen, aus dem Leben geschieden. Aber ich fühle mich doch jung genug, um auch mit der gegenwärtigen Generation fortzuleben.

Und so spreche ich Ihnen allen, Alt und Jung, unsern tiefempfundenen Dank aus für eine Gabe, die über unser Leben hinaus Kindern und Enkeln ein schönes Zeugnis abzulegen bestimmt ist für die Gesinnung, in welcher wir uns mit Ihnen verbunden gefühlt haben.

Gott segne diese gute, alte Stadt, die älteste Holsteins! Wie sie von dem ersten unserer Römischen Kaiser gegründet worden, so möge sie, gleich unserm ersten Deutschen Kaiser, im höchsten Alter die Jugend bewahren und unter der weisen Leitung ihrer einsichtsvollen Behörde fort und fort blühen und stetig zunehmen an innerem Gedeihen, wie an äußerem Wachstum! Dieses der aus dem Herzen kommende Wunsch des unserer Stadt mit warmer Liebe anhängenden Jubelpaares!

G. Poel.

An den Magistrat und das Stadtverordnetenkollegium zu Ikehoe.“

Heute ist das Poelsche Haus, wie schon bemerkt, das Luisenheim, in dem, wie einst von der verstorbenen Frau von Ahlesfeldt, heute von Fräulein von Willemoes-Suhm der Verein der Fürsorge für die weibliche Jugend mit Liebe und Geschick segensreich geleitet wird.

## Zwei niedergebrannte Häuser in der Breiten Straße, Nummer 31 und 33

Wie bei vielen anderen Begebenheiten aus unserer Stadtgeschichte, kann auch die Geschichte der in der Ueberschrift genannten Häuser nur bis zur Einäscherung der Stadt durch die Schweden im Jahre 1657 verfolgt werden.

Schon damals bildeten die beiden 1925 abgebrannten Häuser ein Haus und sie hatten noch heute ein gemeinsames Dach, aber eine gemeinsame Trennungsmauer von oben bis unten.

Dieses Doppelhaus ist 1657 eingeeäschert. Die Wurtstelle lag zwei Jahre wüst. Da hat 1659 Eggert Dohren wieder gebaut, scheinbar hat aber nur er zuerst gebaut (die Rippertsche Seite). Die andere Seite (Jörs) blieb noch so liegen. Vielleicht, weil die Eigentümergein, Witwe Heilwig Peters, kein Geld hatte oder anderswo vielleicht wie so viele, in Glückstadt, Krempe oder sonstwo Unterkommen gefunden hatte. Im Jahre 1698 ist auf Eggert Dohren wieder ein Eggert Dohren, zweifellos der Sohn, gefolgt. Nach diesem kommt 1718 ein Claus von Sanden als Eigentümer vor. Auf diesen folgt 1728 Eggert Frauen, auf den 1744 Marten Knüll. Im Jahre 1770 zahlt Gotsche Hinrich Richter die Hausabgaben. Nun treffen wir erst nach 40 Jahren einen neuen Bewohner, nämlich Carl Wilhelm Krüger, auf den 1836 M. S. O. Eck und auf diesen 1854 Hinrich Eck folgt. Im Jahre 1920 wurde Thomas Kipper der jetzige Besitzer.

Die andere Haushälfte blieb, wie oben gesagt, vorerst wüst liegen. Im Jahre 1678 ist ein Johann Frauen und 1708 ein Lorenz Schmid Eigentümer. Auf diesen folgt 1780 Paul Crohmann, auf diesen dann 1782 Johann Daniel Busch und auf Busch 1806 Friedrich Thune. Ob Thune in demselben Jahre wieder veräußert hat, scheint nach dem Schulds- und Pfandprotokoll der Fall zu sein, denn in demselben wird ein Hans Evers als Eigentümer genannt. Auf Evers folgte 1820 ein Eggert Junge, auf diesen 1825 Paul Suhr und auf Suhr 1855 Jakob Siebers, der Jmfer, der allgemein „Honig-Siebers“ hieß. Seit 1918 ist Bäckermeister Carl Jörs der Eigentümer. Als die finanzielle Zerrüttung des dänischen Staates 1813 zum teilweisen Staatsbankrott führte, wurden alle Immobilien mit einer sechsprozentigen Zwangsanleihe, der sog. Bankhaft, belegt. Auf das Rippertsche Haus kamen 110 Taler 38 Bankschilling und auf das Jörsche 91 Taler 10 Bankschillinge Bankhaft. In der Nacht zum 15. April 1925 ist dieses Doppelhaus abgebrannt, wobei leider die Schulfrauen und Geschwister Magdalena und Dora Wegener, 11 bzw. 13 Jahre alt, erstickten und verbrannten.

Den alten „Honig-Siebers“, der auch Bäcker und Konditor war, haben die alten Ikehoeer ja noch gut gekannt. In seinem Schaufenster stand meistens ein Glas mit Honig, zu Weihnachten aber eine große Schale voll. Da er nun auch zeigen wollte, daß er Konditorsachen hatte, backte er eine große schöne Weihnachtspuppe aus Kuchenteig, fein rot bemalt. Diese stand vor der Honigschale mit dem Kopf an der Fensterscheibe. Als die Jungen nun aus der Schule kamen (aus der Neustadt vom Schreib- und Rechenmeister Warnsholz; man sieht also, wie lange es schon her ist), hatten sie bald heraus, daß die schöne Weihnachtspuppe, wenn man kräftig an die Scheibe klopfte, umfiel. Eines Tages bekam die Puppe einen solch mächtigen Stoß, daß sie rücklings in die Honigschale fiel. „Honig-Siebers“ schrieb diesen Un- und Umfall auf Konto des Zufalls und stellte

noch mehrere Tage eine neugebackene Puppe ins Fenster, die aber regelmäßig, wenn die Schuljungen aus der Neustadt eben seinem Hause vorbei waren, wieder rücklings im Honig lag.

Nun kriegte aber Siebers die Ursache des Unfalles heraus und eine neue Kuchenpuppe stand nicht mehr im Fenster.

Aber heute noch erinnern Siebzigjährige, „die mit dabei waren“, mit Freuden sich des „Honig-Siebers“ und seiner Weihnachtspuppe, die sich immer jeden Tag rücklings in die Honigschale legte.

## Noch einige alte Häuser

Die Geschichte der Häuser ist zugleich Familien- und Stadtgeschichte.

Wir ziehen unsere Glücksgalosen wieder an und begeben uns in denselben in das Jahr 1659, also zwei Jahre nach der Einäscherung der Stadt durch die Schweden. Da sehen wir denn, daß auf dem Holzkamp, die jetzige Nummer 24, wo Stellmacher Colmorgen wohnt, schon wieder aufgebaut und von einem Hinrich Ameling bewohnt ist. Auf Ameling folgte 1677 Jakob Rhode und auf diesen 1699 wieder ein Hinrich Ameling. Derselbe wollte einen von seinen Ställen auf dem Hofe abbrechen und verkaufen. Bürgermeister und Rat erlaubten ihm das unter der Bedingung, daß er aus dem Kaufgelde die anderen Ställe derart reparieren lasse, daß dieselben bewohnt werden und Hausabgaben (Kontribution) einbringen könnten. Nach 38 Jahren, also 1737, war ein Jürgen Dallmeyer Besitzer, auf den 1765 Schwenn Vonge folgte. Im Jahre 1784 erwarb es dann der Regierungsadvokat Paul Scheel, auf den nach 7 Jahren Hans Koops als Besitzer folgte. Dieser wird hier bis 1817 gewohnt haben, denn in diesem Jahre, und zwar am 19. Juni 1817 bezog es der Töpfer Joachim Christopher Flügge, der sich am 10. April 1825 mit Cäcilie Sell verheiratete; sie war die Tochter des Webermeisters Hinrich Sell in Breitenberg und der Anna, geb. Semmelhag. Flügge war brustschwach. Die den Eheleuten geborenen Kinder starben früh. Flügge fühlte, daß er bald sterben werde, und vermachte drei Wochen vor seinem Tode das Grundstück seiner Frau. Am 19. September 1833 starb er.

Um dieselbe Zeit wohnte schon von 1804 an in der Neuen Paaschburg der ledige Töpfermeister Christian Elias Zimmermann. Er wartete ein Jahr, zog sich eines Tages sein an, ging über den Gänsemarkt die Treppenstraße hinauf, die früher Rosenstraße hieß, nach dem Holzkamp und zu Frau Wittve Flügge. Sie müssen ernsthaftes Dinge miteinander verhandelt haben, denn als Zimmermann fortging, war er mit der Wittve Flügge verlobt. Weil das Trauerjahr erst eben beendet war, fand die Verheiratung mit königlicher Genehmigung im Hause am 28. September 1834 ganz still statt. Die Eltern von diesem Zimmermann waren Johann Andreas Zimmermann und Catharina Margareta, geb. Blöcker, die seit 1784 gleichfalls in der Neuen Paaschburg wohnten.

Den alten Töpfermeister Zimmermann haben ja noch viele alte Einwohner der Stadt gekannt. Er hatte einen Sohn Heinrich Zimmermann, der ebenfalls Töpfermeister war und auf den das Grundstück am 12. November 1875 überging. Nach seinem Tode war seit 2. Oktober 1903 dessen einzige Tochter Minna, nunmehr verwitwete Sell, Erbin und Besignachfolgerin. Jetzt ward

für die folgenden acht Jahre der Töpfermeister Paul Teiffe (jetzt Feldschmiede 59) Pächter des Grundstücks und des Gewerbebetriebes, so daß der Betrieb des Herrn Teiffe seinen Anfang am 19. Juni 1907 auf dem Holzkamp genommen hat.

Wie wir schon eingangs sagten, ist jetzt der Stellmacher Herr Johann Colmorgen Eigentümer des Grundstücks Holzkamp 24.

Wandern wir weiter bis zur Ecke Kirchenstraße-Sandberg. Vor dem Putzgeschäft Müller u. Rickert bleiben wir stehen, nicht, um einen Gut zu kaufen (so schön sie sind), sondern uns zu erinnern, daß in diesem Hause wohnten: 1869 die Witwe des Apothekers Spalhaber, Auguste, geb. Mohrhagen, eine von den acht Kindern des Klosterhofmeisters Mohrhagen; 1853 Wegeinspektor Jessen und 1814 Georg Löd.

Wer war der denn? Ja, er muß schon etwas gewesen sein, denn sonst wäre ihm nicht auf dem hiesigen Kirchhof auf dem Rondeel hinter dem Mausoleum der Prinzessin Louise ein Denkmal errichtet, an dem eine gußeiserne Plakette sein Bildnis zeigt, modelliert von dem hiesigen Bildhauer Schröder und sauber gegossen von dem Großvater des Optikers Paul Eggers in der Breitenstraße, der früher die Düringische Eisengießerei besaß.

Dieser Georg Löd ist am 22. Januar 1782 in Altona geboren. Er war zuerst Landmann und besaß eine kleine Landstelle im Gut Ascheberg. Die Sache wollte nicht gehen, vielleicht deswegen nicht, weil Löd kein Landmann von Begabung war. Er gab die Stelle auf, übersiedelte mit seiner Frau nach Heide und erwarb daselbst seinen Unterhalt durch Unterricht in der französischen Sprache, die er vom Elternhause her beherrschte. Im Jahre 1810 verlegte Löd seinen Wohnsitz nach S h e h r e, wo er Bevollmächtigter auf der Amtsstube (bei dem juristischen Amtsverwalter) und darnach Sekretär auf dem Amtshause bei dem Amtmann wurde.

Mit seltener Entschlossenheit und ausdauerndem, erstaunlichem Fleiße widmete er sich in seinen Freistunden dem Studium der Rechtswissenschaft: der Pandekten, der Ley Carolina, des Lübschen und Sächsischen Rechts, anderer Spezialgesetze usw. Im Jahre 1820, 38 Jahre alt, wagte er es, sich zum juristischen Kandidatenexamen zu melden. Er wurde zugelassen und bestand vor dem holsteinischen Obergericht sein Examen mit dem 2. Charakter mit rühmlicher Auszeichnung.

Nun ließ er sich in Itzehoe als Advokat nieder und hatte bald eine ausgedehnte Praxis.

Im Jahre 1830 begann seine öffentliche politische Wirksamkeit. Die Stadt Itzehoe entsandte ihn als ihren Abgeordneten in die erste Ständeversammlung. Hier hatte er Gelegenheit, sich in das Herz seiner Mitbürger und der Schleswig-Holsteiner hinein zu reden. Denn es galt, unsere Rechte zu verteidigen gegenüber dem Dänentum. Löd wußte in seiner furchtlosen Rede zu packen und zum Herzen zu sprechen, denn was er sagte, kam aus seinem treudeutschen schleswig-holsteinischen Herzen. Nicht selten soll der überwachende königliche Kommissar wegen der wichtigen Ausführungen Löds bedenklich seine Stirn gerunzelt haben.

Seine letzte Ständediät war die von 1848. Leider befiel den Waderen Schwermüdigkeit, die sich derart steigerte, daß er seinen Beruf als Advokat und seine öffentliche Betätigung einstellen mußte. Wie lieb und wert er Itzehoe gewesen war, bezeugten ihm seine Mitbürger dadurch, daß sie ihm einen silbernen Pokal stifteten.

Am 10. Januar 1858 ist „Vater Lüd“, wie er genannt wurde, gestorben. Seine Töchter Marie Louise und Frederike Henriette wohnten später in dem alten Konsul Rühmannschen Hause, welches abgebrochen wurde, als die Viktoriastraße gebaut wurde.

Es ist gut, sich von Zeit zu Zeit solch alter verdienter Mitbürger zu erinnern, die selbstlos dem Gemeinwohl dienten und sich dadurch im Gedächtnis der Nachwelt ein Denkmal errichteten.

Gehen wir in unseren Galoschen weiter bis zum Eckhause Breitenburger- und Breitestraße, in dem der Laden des Herrn Erland Bengtson sich befindet. Als der Schmied Johann Christian Pfingsten dies Grundstück den 6. März 1833 erwarb und das Haus neu erbaute, kam die Schmiede zum Teil da zu liegen, wo nun im Nebenhause Buchbinder Rasch wohnt. Das war eine heikle Sache; denn während das Eckhaus in lübischer Kommüne lag, befand sich nun die Schmiede in breitenburgischer Jurisdiktion. Bürgermeister und Rat stellten Schmied Pfingsten nun die Bedingung, das Schmiedehandwerk nur durch einen lübischen Bürger betreiben zu lassen, der im lübischen Eckhause wohne, damit er an die Stadt und nicht an Breitenburg die Abgaben zahlen müsse. Auch dieser eine Fall zeigt, welcher Art die Aufgaben der Stadt vor Vereinigung der vier verschiedenen Kommunen waren.

Gehen wir bis zum Bengtsonschen Hauptgeschäft an der Langen Brücke. Der hintere Teil dieses Gartens lag im Breitenburgischen, der vordere an der Straße im Lübischen.

Man kann sich vorstellen, daß dies im allgemeinen gleich war, denn eine Nachtigall konnte im Birnbaum hinten im Garten kein anderes Lied singen, als im Rosenbusch vorne und die Erdbeeren vorne hatten kein anderes Aroma, als die von hinten. Aber doch war ein Fall denkbar, wo solche Verschiedenheit Bedeutung hatte.

Man denke sich im November Sturm und Hochwasser. Eine weibliche Leiche spült über die Vorsetzen in den Garten hinein und haft sich da hinten im Gebüsch fest. Die Wittve Wilhelmine Bauer, geb. Niehus, die da 1820 wohnte, ruft einen lübischen Polizeibeamten an, damit er veranlasse, daß die Leiche da weg komme. „Ja, verehrte Frau Bauer,“ sagt er, „da müssen Sie zum gräflichen Oberinspektor Zimmermann auf Osterhof schicken, denn es ist seine Leiche, wir dürfen uns mit derselben nicht befassen!“

Gehen wir in unsern Galoschen weiter bis zum Weinhändler Jvensschen Hause, Krämerstraße 10.

Das Haus lag in lübischer Jurisdiktion, dagegen das erste Fach eines hinteren Stalles in Bahrenflether Jurisdiktion, während das übrige Stallende mit einem Gartenstreifen sich unter Breitenburgischer Gerichtsbarkeit befanden, und um den Kreis zu schließen, stieß das Grundstück im Süden zugleich an die Burg, mithin an die Grenze der Gerichtsbarkeit des Amtmannes des Amtes Steinburg. Wer nie Veranlassung oder Lust hatte, sich mit den bunten Verhältnissen früherer Zeit in unserer Stadt zu befassen, kann sich heute keine Vorstellung davon machen, welche Mühe und Arbeit es gekostet hat, die vier Jurisdiktionen 1861 unter einen Hut zu bringen. Daß die verschiedenen Jurisdiktionen entstehen konnten, erklärt sich aus der Schwäche der staatlichen Autorität, welche die Gerichtsbarkeit als ein nutzbares Privatrecht samt dem Grund und Boden anderen verlieh, um dafür Gelddarlehen oder sonstige Dienste einzutauschen. Auf der Burg hatten seit langen Zeiten Adelige ein Burgleh mit steuerfreien Häusern. Bahrenfleth war auch ein adeliges

Lehnsgut in der Marsch, lange Jahre im Besitz der von Blome-Heiligenstedten, die also die zuständige Gerichtsbarkeit für das erste Fach des Stalles waren.

Kehren wir nun zu dem Hauptgebäude und seinen Bewohnern zurück.

Im Jahre 1664 besaß es ein Esaias von Hevern und 1669 vermutlich der Sohn, Senator Christian von Hevern. Sein Haus bestand eigentlich aus zwei Häusern unter einem Dache. Es wurde ihm gegen Zahlung von 50 Mark erlaubt, hinfort nur für ein Haus die Abgaben zu zahlen, wenn er sich verpflichtete, das Haus nicht wieder in zwei Häuser abzutheilen, auch nie dulde, daß zwei verschiedene Familien in dem Hause wohnen. Diese Verpflichtung übernahm er. Es folgte dann 1701 der Bürgermeister Johann Georg Pflueg, der zu seinem Amte unfähig, aber sehr eitel war. Eigentlich hieß er nach seinem Vater Ploch, welchen Namen er in Pflueg verfeinerte. Auf Pflueg folgte 1762 der Kanzleirat und Zollverwalter Jakob Conrad Georg Michaelson und auf diesen 1791 der Kammerjunker und Zollverwalter Wendig Ferdinand von Scheel, von dem es an seine Erben und 1861 an Fr. Jvens überging.

Der obengenannte von Scheel hatte einen 1796 hier geborenen Sohn Ludwig Nikolaus von Scheel, der einen raschen Aufstieg erlebte, Amtmann über Hütten und Stapelholm, Kammerherr, Amtmann über Gattorf, 1846–48 Präsident der schleswig-holsteinischen Regierung, 1856 Kommissar der holsteinischen Ständeversammlung, Minister für Holstein und Lauenburg, Mitglied des Geheimen Staatsrates, Minister des Auswärtigen, Premierminister, 1861 Oberpräsident für Altona wurde.

Er war ein Feind von Schleswig-Holsteins Zusammengehörigkeit und Selbstständigkeit, ein erbitterter Feind des „Izehoer Wochenblatts“ und seines Besitzers, des aufrechten Peter Samuel Schönfeldt.

Am 6. Februar 1846 mußte auf Befehl des von Scheel das hiesige Polizeiamt dem Herrn Schönfeldt folgenden Befehl zugehen lassen:

„Dem Ratsverwandten Schönfeldt in Izehoe zu erkennen zu geben, daß er von nun an in das „Izehoer Wochenblatt“ keine politische Artikel, mögen sie äußere oder innere Politik betreffen, aufzunehmen habe“. Das empfanden die Izehoer und alle Schleswig-Holsteiner als einen Schlag ins Gesicht; denn was die Universität für Kiel und das Land, das war das „Izehoer Wochenblatt“ für Izehoe und das Land. Schönfeldt und später sein Nachfolger G. J. Pfingsten hätten ihre Gesinnung verkaufen können durch Abschwenken ins dänische Lager. Aber lieber ruiniert werden, als sich des Verrats am Deutschtum und Schleswig-Holstein schuldig zu machen! Und so kommt es, daß, wenn heute Märtyrer unserer schleswig-holsteinischen Sache genannt werden, den älteren Einwohnern sofort die Namen Lüd, Schönfeldt und Pfingsten auf die Lippen treten.

Als am Weihnachtsabend 1863 die Bundestruppen, 6000 Sachsen und 6000 Hannoveraner in Holstein einrückten, war eine erste Handlung der Bundeskommission, den von Scheel zu entlassen. Mit Schnellpost verließ er unser Land, verfolgt von tausenden Flüchen und Verwünschungen der Schleswig-Holsteiner, namentlich der Izehoer.

## Noch ein altes Haus

Trotz seines modernen, neuen Gesichts ist das Haus Breitestraße 30 doch ein ehrwürdig-altes. Sein Vorgänger wurde 1657 im schwedisch-dänischen Kriege von den Schweden durch glühende Kugeln von der klösterlichen Feldschmiede aus in Brand geschossen. Nach zwei Jahren, 1659, hatte ein Hans Lucht es wieder aufgebaut. Er besaß es 21 Jahre bis 1680, in welchem es ein Johann Schade besaß. Ihm folgte nach 29 Jahren, nämlich 1709, Detlef Johann Stratzmann und diesem 1720 Otto Walter. Nach 20 Jahren, 1740, besaß es Hans Evers und nach 23 Jahren, 1763, der Justizrat Friedrich Johann Eizen. Diesem gehörte auch das Nebenhaus (das früher Lorenz'sche Restaurant). Im Jahre 1774 ist ein Kammer-Assessor Joachim Eizen (vielleicht ein Sohn des Justizrats) Besitzer und nach diesem wieder 1786 der vorhin genannte Justizrat Friedrich Johann Eizen. Er nahm bedeutende Veränderungen mit seinem Hause vor, indem er es mit dem Nebenhause räumlich dadurch verband, daß er sowohl unten als oben die Scheidewand der beiden Häuser mehrfach durchbrechen und mit Türen versehen ließ. Hinter seinem Hause war ein gepflasterter Hof mit einem Zweietagen-Gebäude und hinter diesem Gebäude wieder ein Hof und daran anschließend bis an die Stör ein schön gepflegter Garten mit einem Bogen-(Lauben-)gang. Der Garten stieß an die Stör und zugleich an die Alte Winde, d. h. an den Schiffs-Liegeplatz, wo die Schiffe durch eine Winde festgemacht wurden zum Laden und Löschen. Am Bollwerk stand ein Packhaus, welches auch zur Abfertigung zollpflichtiger Waren diente. Der Justizrat wird 1786 gestorben sein, denn in demselben Jahre zahlt seine Wittve die Hausabgaben. Im Jahre 1790 fand eine „gerichtliche Okular-Inspektion“ wegen der baulichen Veränderungen statt, d. h., da Justiz und Verwaltung nicht getrennt waren, besichtigte der Magistrat die Veränderungen, um zu ermitteln, ob auch die Hausabgaben erhöht werden mußten. Nach 29 Jahren, nämlich 1815, war Senator Johann Holst Eigentümer des Hauses. Nach seinem Tode hatte es die Tochter Fräulein Juliane Holst, die 1860 das Grundstück an den Landgerichtsrat Christian Nave in Altona (den Vater des hier verstorbenen Ober-Ingenieurs Hans Nave) für 5333 Taler 32 Schillinge (der Taler zu 96 Schillinge gerechnet) mit der Bedingung verkaufte, daß sie, falls es ihr gefalle, bis zu ihrem Tode Mieterin im Hause bleiben und im Verkaufsfalle für die gleiche Summe das Vorkaufrecht haben wolle. Sie hat davon keinen Gebrauch gemacht. Nave verkaufte das Haus 1890 an den Uhrmacher Wilhelm Gerhard Eggers und dieser 1919 an seinen Sohn, den Optiker Paul Eggers, den heutigen Besitzer. Das Grundstück hat wegen seiner Lage und der gesellschaftlichen Stellung seiner Besitzer immer zu den vornehmsten Grundstücken gehört.

## Ein altes Haus und eine alte Familie

### I.

Als am 7. August (nach unserer Zeitrechnung am 17. August) 1657 I t z e h o e durch Karl Gustav von Schweden eingekäschert war, lagen noch jahrelang viele Grundstücke als „wüste Wurtten“ unbebaut da. Das abgebrannte Gebäude

Kapellenstraße 27 wurde erst nach 9 Jahren, nämlich 1666, durch einen Claus Mencke wieder errichtet; sein Besig-nachfolger wurde 1711 ein Detlev Pape und noch in demselben Jahre ein Johann Warner. Da die neben dem Warner'schen Grundstück liegende Brandstelle noch 1718 unbebaut war, kaufte sie Pape von der Stadt für 54 Lübsche Mark unter dem Vorbehalt, daß er die Wurt gegen Mitzahlung des Kaufgeldes wieder abtreten müsse, sobald sich jemand finden würde, auf der Grundfläche ein Haus zu bauen. Pape mußte außer dem Kaufgelde eine jährliche Grundhauer von 4 Lübschen Schillingen an die Stadt zahlen. Warner verkaufte 1724 das Haus an Mary Binge. Nach 4 Jahren — 1728 — bezog es ein Joachim Ulrich Schumann J. U. D. (d. h. Juris utriusque doctor = Doktor beider Rechte, des römischen und kanonischen). Schumann wollte sein Haus durch Bau einer Abseite um eine Stube vergrößern und erwarb zu diesem Zwecke die von Pape erworbene wüste Wurtstelle für die jährliche Grundhauer von 4 Lübschen Schillingen. Alle Grundstücke der Neustadt entnahmen ihr Gebrauch- und Trinkwasser aus der Stör (in die an der Wasserkante auch die offenen Privets mündeten); so auch das Schumann'sche; dieses war Interessent des Wassersteiges beim Delftor. Die Stöge mußten von den Interessenten unterhalten werden. Auf Schumann folgte als Besitzer 1752 Johann Andreas Diebel und 1771 dessen Sohn Hans Christian Diebel. Darauf ging das Grundstück 1780 an August Hering, 1786 an Franz Hinrich Reiffenberg, 1791 an Johann Ahmling, 1797 an Gerd Eggers, 1843 an Schiffer Hermann Stange, 1852 an Tapezier Adolf Todten, 1853 an Hafenmeister Hermann Stange über. Jetzt hat es der Landmann Heinrich Frahm, Reichenstraße 30, im Besitz.

### II.

Der vorerwähnte Gerd Eggers, der 1797 das Grundstück in der Kapellenstraße erwarb, war aus der Schweiz eingewandert. Er war Maler und muß als solcher einen guten Ruf gehabt haben, denn er wurde zur Dekorierung, besonders der Decken, nach dem Schloß in Heiligenstedten und nach Prinzeßhof berufen. Eine große Menge Entwürfe, selbst Porträtsskizzen, wurden später in seinem Nachlaß gefunden. Seine Allgemeinbildung kann auch nicht gering gewesen sein, denn er schrieb stilvolle Briefe. Sein 1813 hier geborener Sohn Heinrich Eggers wurde Uhrmacher. Gleich dem Vater war der Sohn erfinderisch, fleißig und strebsam. Nach beendeter Lehrzeit arbeitete er in Preuss. Man außer Landes zu kommen, ließ er sich 1835 vom Magistrat hier selbst einen Paß ausstellen und nahm eine Gehilfenstelle in Ludwigslust an, wohin er von Itzehoe zu Fuß reiste. Sein Prinzipal schrieb ihm, er möge, um sich nicht zu erhitzen, ja 4 Tage auf die Fußreise verwenden. Eggers muß dann 4 Jahre in der Fremde gewesen und 1839 zurückgekehrt sein. Aus einer Quittung seines Vaters geht hervor, daß er mit seinem Gehilfen beim Vater wohnte, halbjährlich 9 Taler Miete und wöchentlich 1 Taler Kostgeld für sich und seinen Gehilfen zahlte. Er bekam alsbald einen ehrenvollen Auftrag von der Stadt, indem ihm die Ausführung des neuen Uhrwerks in der (1875 abgebrochenen) St. Nikolaskapelle in der Neustadt übertragen wurde. Der Vater leistete die verlangte Bürgschaft dafür, daß in 3 Jahren eine Reparatur an der Uhr nicht nötig sein werde. Sein Ruf als Großuhrenfabrikant verbreitete sich schnell; Eggers wuchs in seinem Können bei jedem neuen Auftrag. Als er 1868 für die Altstadt Kirche in Plön die Turmuhr lieferte, bezeugten ihm die Uhrmacher Lorenzen-Altona und Sieburg-Lübeck (die das Werk abzunehmen hatten): „Das nach der

eigenen Idee des Heinr. Eggers konstruierte Remontoir (Gehwerk mit konstanter Kraft) ist so ausgezeichnet ausgeführt, daß wir nach bestem Gewissen erklären können, ein besseres noch nie gesehen zu haben."

Im Laufe der Jahre hat Eggers geliefert bzw. abgeändert und verbessert die Turmuhren der St. Laurentiikirche, der St. Jürgenskirche und des Rathauses hier selbst, der Schloßkirche zu Breitenburg, der Kirchen in Neuenbrook, Hohenaspe, Todenbüttel, Oldesloe und anderswo. Seine schnelle Auffassungsgabe und sein Riesensleiß ließen ihn jede Neuerung auf technischem Gebiet prüfen und mit Feuereifer ergreifen. So interessierte ihn sehr die durch den italienischen Arzt und Naturforscher Galvani durch zufällige Beobachtung entdeckte, durch ihn und Volta weiter verfolgte Verührungs Elektrizität oder Galvanismus. Eggers baute sich trockene oder Bambonische Säulen, Voltasche Säulen, Galvanische Ketten und so ist es nicht zu verwundern, daß der damalige hiesige Arzt, „Kriegsrat“ Mende (wohnhast, wo nun die städtische Sparkasse steht) und Heinr. Eggers sich zusammentaten und „Rheumatis musketten“ bauten und vertrieben. Bei Mende gingen die Bestellungen so zahlreich ein, daß Eggers nicht so viele Ketten liefern konnte, als bei Mende, das Stück zu 1 Speziestaler (4,50 Mark oder 3 Mark Banco) bestellt wurden. Von morgens früh bis abends spät stanzte Eggers 8-förmige Kupfer- und Zinkringe aus, die er zu Ketten zusammenfügte und die der Besteller auf bloßer Brust um den Hals zu tragen hatte. Vor dem Gebrauch mußten die Ketten nach Vorschrift in Wasser gelegt werden. Das der Kette anhaftende Wasser ersetzte die in der Voltaschen Säule üblichen angefeuchteten Papp-, Filz- oder Wollzeugscheiben. Heute weiß jeder Oberklassenschüler der Volksschule, daß auf diese Weise in der geschlossenen Säule bzw. Kette beständig ein elektrischer Strom kreist. Vor 50 bis 60 Jahren wußte das der Gue nicht, er hing gläubig seine Kette um den Hals, legte sie ins Wasser, band sie wieder um den Hals und vertraute, daß sein Rheumatismus in die Kette fahren werde.

Eggers hatte aber noch für ganz andere Sachen Zeit, Interesse und Tatkraft. Er gründete hier mit einem Kieler, Gappe, eine Eisengießerei unter der Firma Eggers u. Gappe. Als Gappe auschied, tat er sich mit Gustav Düring zusammen, an den er 1863 gegen die Summe von 6000 Mark das Werk abtrat.

Auch hier war Eggers der erfindende Kopf und der rastlose Arbeiter. Unter ihm ist das auf dem Klosterhof stehende Denkmal zu Ehren der Prinzessin Juliane von Hessen, Lebtiffin des Klosters, gegossen worden. Auf dem Rondeel unseres Friedhofes steht das Denkmal des 1858 verstorbenen Obergerichtsadvokaten Löss, des mannhaften Verteidigers schleswig-holsteinischer Rechte auf dem Ständetag in Itzehoe. An diesem Denkmal befindet sich die von dem hiesigen Willhauer Schröder modellierte Bronzeplatte mit Löss' Porträt, von Eggers in seiner Gießerei gegossen. Viele andere saubere Gußstücke sind unter und durch Eggers gefertigt; denn er hielt peinlichst auf saubere Formen. Die für seine Gießerei nötigen Drehbänke und andere Hilfsmaschinen hat er selbst konstruiert bzw. verbessert und gebaut. Daß er, der sich so viel und gern mit Elektrizität beschäftigte, sich zu einem routinierten Elektrotechniker heranzubildete zu einer Zeit, als elektrische Haus- und Klingelleitungen noch neu waren, ist eigentlich selbstverständlich. Vor 50 und 60 Jahren dürfte hier ohne Eggers keine elektrische Hausleitung verlegt sein. — Diesen tätigen Mann traf ein harter Schlag, als sein Sohn Heinrich, der zur See fuhr, auf der Reise nach Buenos Aires durch Sturz aus dem Mast des Schiffes „Georgine“ tödlich verunglückte und nach Seemannsbrauch bestattet wurde. Freude dagegen empfand er an seinem Sohn

Wilhelm Eggers, der in seinem Sinne arbeitete und den guten Ruf des Eggersschen Geschäfts hochhielt. Hätte der alte Herr, der 1905 im 92 Lebensjahre hier verstarb, noch sehen können, wie unter seinem Enkel Paul Eggers eine Umgestaltung des Geschäfts sich vollzogen hat, dann würde er das nur geilligt haben. Der Enkel ist auch Uhrmacher, jedoch nach Neigung und Ausbildung mehr Optiker, und hat sich nun in diesem Beruf (mit eigener Schleiferei) spezialisiert; er ist der Vertreter der Weltfirma Zeiß in Jena. Paul Eggers war jahrelang im Auslande, besuchte in London die Optikerschule, bildete sich in Paris weiter aus und hat in Italien, so in Genua, Livorno und anderswo sein fachliches Wissen und Können erweitert.

Im Urenkel Paul Eggers ist nun die vierte Generation des Dekorationsmalers Gerd Eggers, hier wohnhaft und tätig. Jede Generation hat mit dem überkommenen geistigen Erbe gewuchert und so das Dichtermotiv wahr gemacht:

„Was du ererbt von deinen Vätern hast,  
Erwirb es, um es zu besitzen!“

## Von noch vier alten Häusern

Die Geschichte alter Häuser ist zugleich die der Erbauer und Bewohner derselben, ein Kapitel Familien- und Stadtgeschichte.

Das Haus Hintern Klosterhof 19 mit der Weinhandlung von Strube gehörte 1791 der Gräfin Christine Sophie Dorothea von Ahlefeldt, geb. von Qualen. Dieselbe trat dasselbe 1818 an das Kloster ab. Das Grundstück lag übrigens in der damaligen Klostergemeinde.

Das Kloster überließ das Grundstück durch Vermittlung des Verkäufers von Qualen an den Klosterhofmeister Mohrhagen, der dafür 3000 Lübsche Mark zahlte, ferner die auf das Grundstück von der Regierung gelegte Bankhaft (die sogenannten gezwungene Anleihe) und sonstige Rückstände übernehmen mußte. Mohrhagen wird selber nicht dort gewohnt, sondern vermietet haben. Im Jahre 1833 verkaufte er das Haus für 10 000 Mark an die Konventualin Fräulein Christine von Blome, aus deren Besitz es an ihre Erbin Konventualin Baroness Marie Julia Henriette von Blome in Dresden überging. Die neue Besitzerin hatte keine Verwendung für das Haus und ließ dasselbe durch den Kloster Syndikus Poffelt 1880 für 10 000 Mark an den Weinhändler C. P. C. Strube verkaufen, der sein Geschäft aus der Brunnentstraße hierher verlegte und dasselbe schnell zu großer Blüte brachte.

Der nunmehr verstorbene Herr Strube war weit über die Stadt hinaus beliebt und bekannt, ja, so populär, daß Bestellungen und Postsendungen ihn unter der Adresse „C. P. C.“ prompt erreichten. Der Nachfolger von „C. P. C.“, Thomas Anders, ist auch gestorben und das Geschäft nunmehr in Händen dessen Witwe.

Daß vor etwa 50 Jahren in dem Hause der Mat. Heinrich Christian Bähr als Mieter wohnte, werden viele sich noch erinnern können. Bähr war Jurist, Segeberger, von 1852 bis 1860 in Kopenhagen beschäftigt, dann 1863 Amtsvorwarter des Amtes Steinburg. Nachdem Schleswig-Holstein preußisch geworden, wurde Bähr nach der Justizumbildung Kreisrichter hier selbst. Nach Aufhebung des Kreisgerichts kam Bähr 1879 als Amtsgerichtsrat an das Amtsgericht in

Mitona, wo er meines Wissens stets Untersuchungsrichter war. Im Jahre 1900 trat der damalige Geheime Justizrat Vöhr, 83 Jahre alt, in den einstweiligen Ruhestand und erst drei Jahre später, 1903, in den endgültigen.

Wie arbeitsfreudig und -fähig der Geheimrat war, ersieht man auch daraus, daß derselbe noch 1904 mit dem hiesigen Propsten Buchholz zusammen das für Theologie-Studierende bestimmte Steinmannsche Legat verwaltete.

Erst 1907 ist der Herr Geheimrat, über 90 Jahre alt, in Meitnbel gestorben.

Gehen wir einige Schritte weiter bis zu dem Hause des Herrn von Holstein, Kaffeerösterei und Kaffeesurrogat-Fabrik. Vor dem Jahre 1797 hat ein Kammerherr von Voß da gewohnt, ob als Erbauer des Hauses oder als Käufer eines vorhandenen Gewebes, war nicht festzustellen. Unter dem Kammerherrn von Voß dürfte der große Garten angelegt sein, der 235 Quadratruten vom Kloster erworbenes Land enthielt. Es mußten für die Quadratrute 4 Schilling Lübsch als Grundhauer an das Kloster entrichtet werden.

Kammerherr von Voß geriet in Konkurs und aus der Konkursmasse erwarb 1797 der Geheime Konferenzrat, Verbitter Christian Ulrich Graf von Brockdorff den Besitz. Der Verbitter verkaufte denselben 1805 an den Kammerherrn, Amtmann von Ahlesfeldt-Dehn, der sofort 6000 Reichstaler anzahlen mußte. Das benötigte Geld scheint er jedoch nicht gehabt zu haben, denn er ließ von dem Kapitän (später Major bezw. Oberstleutnant) von Göffel 12000 Mark Kurant und von dem Kaufmann Anton Friedrich Weber in Mitona 4500 Kurantmark. Der Käufer von Ahlesfeldt-Dehn kamnte von Klein-Nordsee und machte eine schnelle Karriere. Schon mit 25 Jahren wurde er Kammerherr und mit 27 Jahren Klosterpropst in Schleswig. Er verheiratete sich 1776 mit Sophie Friederike von Dehn, einer Tochter des Geheimrats von Dehn. Durch diese Heirat kam er in den Besitz von Ludwigsburg in Schwansen und erhielt auf Ansuchen die Erlaubnis, sich Ahlesfeldt-Dehn zu nennen. Im Jahre 1820 wurde er zum Amtmann des Amtes Steinburg ernannt. Aber auch von Ahlesfeldt-Dehn geriet 1822 in Konkurs. Der Herr Oberstleutnant von Göffel mußte, um sein Geld zu retten, das Grundstück aus dem Konkurs übernehmen. Dies geschah durch Vermittlung des Obergerichtsadvokaten Boof und Zahlung von 1250 Reichsbanktalern schleswig-holsteinischen Kurants. Als dann von Göffel starb, verkaufte seine Witwe, eine geborene Freiin von Forstner, ihr Erbe 1842 an den Dr. jur. Heinrich August Heiser in Hamburg durch Vermittlung des Obergerichtsadvokaten Scheel für 7500 Mark Kurant und von diesem erwarb es dann 1852 Rudolph Johann Matthias Ottens für 10500 Mark Kurant, welche Summe sofort ausbezahlt wurde.

Die ältere Einwohnerschaft ist Zeuge gewesen von dem Wirken des Herrn Ottens. Man hat seine aus 13 Baulichkeiten bestehende Zichorienfabrik auf dem Gelände, wo heute die fiskalische Kaserne steht, noch sehr gut gekannt und nicht vergessen, daß der alte Herr zu den reichsten Leuten der Stadt zählte.

Sein Besigsnachfolger war der Sohn Hermann Ottens und dessen Nachfolger der heutige Eigentümer Herr Conrad von Holstein.

Gehen wir nun einige Schritte weiter bis zum dritten Grundstück, auf dem die Brauerei in der Brunnenstraße steht.

Das ganze Gelände daselbst war vor 150 Jahren löstlicheres Ackerland. Auch der Kirchhof war nicht da, denn der wurde erst 1816 eingeweiht; ebenso existierte das Waisenhaus nicht.

Im Jahre 1802 muß der Kapitän Wolff von der Wisch vom Kloster gekauftes Land hier besessen haben, denn in dem genannten Jahre verkaufte er für 650 Mark bar und 5 Mark jährliche Grundhauer einen Platz an den Weinhändler Johann Martin Wolters, der hier ein Haus baute, daselbe, in dem noch vor einem Jahre der Brauereidirektor Ludwig, vorher Buhmann, wohnte. Wolters hat ein Jahr später, nämlich 1803, vom Kloster noch 243 Quadratruten Land zugekauft, je Quadratrute 4 Schilling Grundrente. Aus diesem zugekauften Lande ist jedenfalls der große Garten entstanden, der mit seinem Baumbestand schon mehr parkartig wirkte. Die am Park entlang führende heutige Hermannstraße war ehemals nur ein schmaler Fußsteig.

Schon im Jahre 1806 verkaufte Wolters sein Anwesen an die Frau des Obristen Gildenstierne Sehestedt, Sophie Hedwig Agathe, geb. von Raas, Tochter des Admirals von Raas, für 24000 Mark. In den Kauf waren auch einige Mobilien mit einbegriffen. Ueber Vermittelung scheint Käuferin nicht verfügt zu haben; aber ihr Vater, Admiral von Raas, hatte ein Fideikommiß, welches von Senator Rndt und Stadtsekretär von Gusmann verwaltet wurde. Diese beiden Herren liehen die Kaufsumme von 24000 Mark her. Das langte für die Folge auch nicht, es mußte mehr Geld beschafft werden. Da schrieben die Eheleute an ihren König, Friedrich VI. in Kopenhagen, ob er ihnen nicht ein bißchen Geld leihen wolle. Das tat der König. Er ließ ihnen aus seiner „Allerhöchsten Finanzkasse“ 15000 Mark zu 5 Prozent mit halbjährlicher Kündigung. Natürlich mußten die Eheleute zur Sicherheit des Königs ihr Hab und Gut verpfänden. (Heute tun es die Könige nicht mehr, daß sie den Leuten Geld leihen. Es tut das ja auch nicht nötig, weil es Banken, Sparkassen und Kreditvereine genug gibt, und vielleicht ist auch bei den Königen das Geld schon knapp geworden.)

Ob die Eheleute Gildenstierne Sehestedt jetzt auch noch nicht finanziell gesichert gewesen, vielleicht sogar in Konkurs geraten sind, ist nicht ersichtlich. Jedenfalls mußte 1818 das Grundstück auf des Königs Entscheidung abseiten des löstlichen Gerichts vom Verbitter von Dualen verkauft werden. Der König wollte seine 15000 Mark doch auch nicht gerne verlieren, was ihm keiner verdenken konnte.

Wie es eigentlich kam, daß in damaligen Zeiten hohe Herrschaften so oft in Geldnot gerieten und Konkurs machten, ist nicht zu ersehen. Vielleicht aber lebten sie auf zu großem Fuß, obgleich sie nur die Mittel für einen kleinen Fuß hatten. Das Grundstück wurde also verkauft, und zwar an den Kammerherrn Major August Friedrich von Düring. Er mußte die Geldverbindlichkeiten, die auf dem Grundstück ruhten, übernehmen und 400 Mark bar zahlen. Zunächst ließ er sich von dem Lübschen Bürger Carsten Schnell 15000 Mark zu 4 Prozent.

Der Käufer scheint hier bis 1843 gewohnt zu haben. Er starb und das Grundstück wurde seiner Witwe zugeschrieben. Sie verkaufte es noch in demselben Jahre an den Grafen Magnus Joachim von Scheel-Plessen auf Sierhagen, der 4000 Mark zahlte. Für eigenen Bedarf hatte der Graf es sicherlich nicht gekauft, vielleicht war er aber an dem Grundstück finanziell interessiert. Er ließ es schon im nächsten Jahre, 1844, durch den Obergerichtsadvokaten Scheel verkaufen und zwar an den Oberstleutnant Landes-Kriegskommissar von Willemoes-Suhm für 2298 1/2 Reichsbanktaler.

Der neue Käufer mochte hier nicht wohnen und verkaufte schon nach zwei Jahren, 1846, an den Bäckermeister Johann Göstrup für 2400 Reichsbanktaler. Göstrup ließ sich für diesen Zweck 800 Reichsbanktaler von der Kirche in Hohen-

weistedt. Der neue Käufer wird hier eine Bäckerei nicht betrieben haben, vielleicht wohnte er benachbart und erwarb das Grundstück nur zu Spekulationszwecken.

Im Jahre 1851 verkaufte Böstrop an den Arzt Dr. Eduard Edleffen in Friedrichstadt für 6500 Mark.

Sicherlich ist dieser Arzt mit dem Pastor und Konsistorialrat Joachim Jakob Edleffen hier selbst verwandt gewesen; ein Sohn desselben war er aber nicht, denn der Sohn des Konsistorialrats war Pastor in Rabenkirchen.

Dr. Edleffen starb und dessen Witwe saß da nun mit dem großen Grundstück, für das sie keine Verwendung hatte. Da kamen im Jahre 1865 zwei Norddithmarscher hierher, der Landmann Claus Wiese und der Brauer Christian Buhmann, beide Männer in der Vollkraft ihrer Jahre. Diese kauften der Witwe Frau Dr. Edleffen das Gewese mit dem großen Garten für 10 000 Mark ab und legten daselbst eine Bierbrauerei an.

Ganz Itzehoe weiß, wie diese tatkräftigen, allgemein beliebten Herren ihr junges Unternehmen zu fördern verstanden. Das Unternehmen wurde 1890 in eine „Aktiengesellschaft, vormalig Buhmann und Wiese“, umgewandelt und ging 1922 an die „Bavaria- und St. Pauli-Brauerei“, Altona, über. Wandel der Zeiten!

Und nun kommen wir zu unserem letzten, dem vierten Grundstück, auf dem sich heute die Gärtnerei des rührigen Herrn Grundler befindet.

Auch dieses Grundstück war einst unbebautes Klosterland. Im Jahre 1843 verkaufte das Kloster von ihrem Kamp 254 Quadratruten je 4 Schilling Grundhäuser an einen Peter Peters auf dem Wunderberg, der sich hier ein Haus baute. Vermutlich war Peter Peters Tischler und Puppenmacher. Er verkaufte seinen Besitz mit dem Hause an den Hamburger Ephraim Sill Judet, der den Besitz jedoch schon nach einem Jahre, 1858, an einen anderen Hamburger, Eduard Adolphus Gohert, abtrat, der 1867 weiter verkaufte an Donat Ruben. Dieser gründete auf dem Grundstück eine Eisengießerei, die unter der Firma Donat Ruben u. Co. von 1872 bis 1877 bestand. Man trifft noch häufig in der Stadt auf Gußstücke mit dem Firmenstempel aus dieser Gießerei. Die Firma wurde 1877 aufgehoben und der Betrieb stillgelegt. In den Fabrikräumen waren zeitweilig Bürgerschulklassen untergebracht, denn es gab hier damals nur das eine große Schulgebäude in der Paaschburg.

Dem genannten Herrn Ruben war es in den siebziger Jahren um Ansehen und Einfluß nach außen zu tun. Um beides zu gewinnen, erachtete er es für zweckmäßig, in die Stadtvertretung gewählt zu werden. Er wurde bei einer demnächstigen Wahl zum Stadtverordneten gewählt. Kaum im Stadtverordnetenkollegium, hatte die Vertretung nichts eiligeres zu tun, als Herrn Ruben, den einzigen Juden in der Stadtvertretung, auf dessen eifrigstes Betreiben in das evangelische Schulkollegium zu wählen! Eine Wahl, die vermuten läßt, daß, falls es hier einen Mohammedaner gegeben hätte, man auch diesen in das evangelische Schulkollegium gewählt haben würde! Aber es gab hier keinen Mohammedaner. Herr Ruben machte von seinem Mandat im Schulkollegium rücksichtslosen Gebrauch.

Nach Rubens Tode ging der Besitz an dessen Witwe Marianne Ruben über, deren Sohn in dem Garten eine Gärtnerei anlegte, die heute, wie oben bemerkt, der Handelsgärtner Grundler besitzt.

Das Wohnhaus und die Fabrikgebäude gingen in den Besitz des stets rührigen und unternehmungslustigen Maurermeisters und Bauunternehmers August Beneke über, dessen Gemeinsinn und Weitblick es zu danken ist, daß die an-

grenzende Hermannstraße ihre heutige Gestalt erhielt und daß auf dem Rubenschen Grundstück in verhältnismäßig kurzer Zeit außer Läden 63 Wohnungen entstanden.

Schon damals wurde versucht, für den Bau von Wohnungen billige Baustoffe zu verwenden. Das Haus Hermannstraße Nr. 24, später von dem Drogisten Hermann Lages erworben, erhielt als erstes Haus in Itzehoe ein Fundament aus Kiesbeton. Das aufgehende Mauerwerk wurde aus Gips, hydraulischem Kalk, Schlacken usw. aufgeführt und dann mit Zementmörtel abgeputzt.

## Kabale und Liebe

### Eine Kriminalgeschichte aus Itzehoe

Kaum 14 Jahre alt, kam 1760 Dorothea Stammerjohann aus Seeßter bei Netersen als Dienstmädchen nach Itzehoe. Sie war das Kind armer Eltern, welche ihr außer etwas Leinenzug und Kleidungsstücken nichts mitgeben konnten, als eine brave Erziehung. Dorothea mußte sehen, daß sie durch große Sparsamkeit und gute Aufführung weiter kommen würde. Sie war naheinander in Itzehoe bei dem Arzt Dr. Dethleffen, dem Ratsverwandten Eizen und dem Bürger Carsten Witt in Dienst. Auf jeder Dienststelle führte sie sich mustergültig und erhielt von ihren Dienstherrschaften bezüßeren Leinenzug, Kleidungsstücke und Geld geschenkt. So gab ihr z. B. Herr Eizen bei seiner Verheiratung 8 Taler und eben soviel die junge Frau Eizen. Alles, was sie auf diese Weise erwarb, wanderte wohlverpackt in ihren Koffer, zu dem bald ein zweiter angeschafft werden mußte, weil sie all ihre Schätze nicht mehr zu bergen wußte. Ihrer Herrschaft Sachen hielt sie wie ihre eigenen; dabei war sie ehrlich, treu, dienstwillig, mit einem Wort, ein Mustermädchen.

Nun wollte Dorothea sich einmal verändern; sie nahm zu Ostern 1767 einen Dienst bei dem Kaufmann Hinrich Claußen in der Feldschmiede an. Als sie bei Claußen eintrat, hatten ihre Sachen einen weit größeren Wert, als die ihres Dienstherrn. Anfangs war Claußen noch ledig, aber schon verlobt, und zwar mit der zweitältesten Tochter des Apothekers und Bürgermeisters Buchholz in Krempe, Sophie Buchholz, oder wie seine Leute sagten, Mademoiselle Fielken Buchholz. Was die Hochzeit verzögerte, erfuhr Dorothea Stammerjohann leider zu spät; Claußen war wiederholt in Krempe, auch auf dem Rathause, und es hieß, die Verlobung werde wohl rückgängig gemacht werden. Das geschah nicht. Die Hochzeit fand statt und Mademoiselle Fielken Buchholz zog als junge Frau in Claußens Haus in der Feldschmiede ein. Beide Frauen waren altersgleich, Frau Claußen war eine schöne Frau oder, wie es in den Akten heißt, „von der Natur noch so ziemlich gut gebildet“. Claußen pflegte mit Band und anderen Waren die Märkte zu bereisen. Kurz nach der Hochzeit, Anfang Januar 1768, reiste Claußen auf sieben Wochen auf den Kieler Umschlag und auf den Schleswiger Dom. Kaum war er fort, „so ließ seine zurückgelassene Frau sich verschiedentlich die Cour von jungen unverheirateten Mannspersonen machen, worunter der hiesige Schuster und Lohgerber Hinrich Fehrs aus der Feldschmiede ihrer Tugend oder, falls sie dieses Wort im eigentlichen Verstande nicht recht kennen sollte, ihrer guten Nachrede am gefährlichsten war“. „Dorothea Stammerjohanns Sache war es nicht“, wie ihr späterer Verteidiger ausführte, „ihrer Herrin in

diesem Stücke Lebensregeln vorzuschreiben, sie mußte es vielmehr geschehen lassen, daß der Schuster Fehrs und andere bis spät in die Nacht ihre Hausfrau besuchten. Die Haustür mußte gemeinlich bis in die sinkende Nacht offen stehen, brannte gleichwohl zuweilen in der Stube ein verräterisches Licht, so daß die Vorbeigehenden das zärtliche Benehmen dieser beiden Personen von der Straße zu ansehen konnten, so ward es ausgelöscht, sobald sie in der Stube die ungebetenen Zuschauer gewahr wurden. Auch hierbei ließ Frau Claußen es nicht bewenden, sondern fuhr mit gedachtem Lohgerber am Sonntage unter der Predigt en Cariol öffentlich aus; ja, es ging in diesem Stücke so weit, daß, wie solches stadtkundig ist, der Pöbel sich verschiedentlich vor Claußens Haus versammelte und allerhand garstige Dinge, die ihre Beziehung auf diesen sehr zweideutigen Umgang hatten, von sich hören ließ. Ja, zuletzt ward sogar ein gemalter Stiefel mit einer Unterschrift an Claußens Haustür angeheftet, welches Pasquill die Claußen, als sie am Morgen die Fensterläden öffnete, vorgefunden und auf Zureden des in der Nachbarschaft wohnenden Kaufmannes Heische abgerissen hat. Frauen mit dem Armborb, Männer mit dem Schurzfell und Kinder gingen abends längs der Feldschmiede, bei Frau Claußens Tür verlangsamten sie ihre Schritte, sahen mit gereckten Halsen ins Fenster und unterhielten sich flüsternd über Fehrs und den gemalten Stiefel. Personen von hier, welche Claußen in Kiel trafen, machten mehr oder minder deutliche Anspielungen auf die Vorkommnisse in der Feldschmiede. Die Zeit der Rückkehr des Mannes nahte; — bei der Frau stand es fest: die Stammerjohann sollte der Sündenbock sein. Als Dorothea am Fastnachtmontag morgens aufsteht und Feuer unterm Teekessel anlegt, kommt alsbald die Claußen und gießt Wasser ins Feuer. Starr vor Verwunderung, macht das Mädchen von neuem Feuer an. Kaum brennt dasselbe, gießt Frau Claußen wieder Wasser hinein, auch, als das geduldige Mädchen zum drittenmal Feuer anlegt. Da endlich sagt das Mädchen, es sei wohl besser, wenn es aus dem Dienst gehe. Das könne sie tun, sagt die Claußen, „denn sie wolle die Arbeit ja doch nicht mehr bei ihr tun; wenn's verlangt würde, müsse sie den ganzen Tag Feuer anlegen, auch, wenn es stets ausgegossen würde“. Das Mädchen will nun fortgehen, um sich zwei Arbeitsleute anzunehmen, welche ihre Koffer wegtragen, sagt aber vorher zu Frau Claußen, da seien die Kofferschlüssel, Frau Claußen möge sich überzeugen, daß in den Koffern nicht fremdes Gut sich befinde. Als das Mädchen mit den Arbeitsleuten zurückkommt, werden letztere nicht ins Haus gelassen, die Schlüssel stecken in den Koffern und das Mädchen soll nicht eher das Haus verlassen, bis der Mann von der Reise zurück kommt. Als das Mädchen ihre Schlüssel an sich nehmen will, vorher aber in die Koffer sieht, findet sie folgende, ihr nicht gehörige, sondern Claußensche Sachen darin: 1 Bettlaken, 1 Handtuch, 1 Paar Stiefel-Manschetten, 1 Bund Zwirn, 1 Serviette, 6 zinnerne Teller, 2 Schüsseln, einige Schmutztücher, 2 Paar Teelassen. Das habe sie gestohlen, sagt die Claußen, nimmt alles an sich und noch andere dem Mädchen gehörige Sachen dazu; nun solle sie erst recht bleiben, bis der Mann komme.

Inzwischen ist der Tag der Rückkehr des Mannes da. Die ganze Feldschmiede ist auf den Weinen, das Claußensche Haus ist förmlich belagert. Die Frauen sagen, Claußen werde seine Frau hauen, wenn er komme; die Männer meinen, daß man das noch garnicht wissen könne. Als der Wagen ankommt, kann Claußen kaum heraus, so dicht drängt sich der Pöbel um den Wagen. Aergerlich, nimmt der Rückkehrende ein zufällig auf der Straße liegendes Stück Holz und wirft es von sich — beinahe hätte er einen kleinen Knaben tot geworfen.

Zu weiteren Handlungen blieb ihm auch keine Zeit, denn schon hing ihm, auf der Straße, seine Frau am Halse. Ihrer stürmischen Liebkosungen wußte er sich kaum zu erwehren. Vom Pöbel von hinten geschoben, von der Frau von vorne umarmt, geküßt und gezogen, kam er endlich glücklich ins Haus, wo er denn schon auf dem Flur erfahren mußte, welch schreckliche „Dienstdirne“ er in der Dorothea Stammerjohann hätte. Am andern Morgen war er dessen sicher, daß die Stammerjohann „eine wirkliche Diebin, eine wirkliche Pasquillantin sei“. Das Mädchen wurde unter Vorenthaltung ihrer Koffer und des verdienten Lohnes aus dem Hause gejagt mit dem Bedeuten, am andern Morgen wieder zu kommen. Blöde und furchtsam, wie sie war, ging sie fort. Claußen aber bestellte auf den folgenden Tag die hiesigen Bürger Gottfried Heische und Jakob Desau in sein Haus und ließ dieselben in einem besonderen Zimmer, dessen Tür nur angelehnt war, zuhören, als das Mädchen kam, sich ihre Sachen und den Lohn anzubitten. Claußen sagte, daß sie alles haben solle, wenn sie gestehen wolle, daß sie (die vor ihr auf dem Tische ausgebreiteten, ihr heimlich in die Koffer gelegten Sachen) gestohlen habe, von dem Geständnis wolle er nichts sagen, andernfalls ließe er sie sofort ins Zuchthaus abführen. Vor die Wahl gestellt, entweder sofort ins Zuchthaus zu müssen oder frei zu sein und ihre Sachen wieder zu bekommen, auf die sie sieben Jahre gespart hatte, sagte sie schluchzend „ja!“ In dem Augenblick reißt Claußen die Tür auf und läßt die Ohrenzeugen eintreten. Dorothea sagt nochmals „ja!“, weil sie es einmal gesagt hat und nun nicht lügen will! Sie rennt aus dem Hause und zu dem Schuster Fehrs, von dem sie weiß, daß er so viel auf die Claußen vermog und bittet ihn händelnd um seine Vermittlung. Derselbe tut freundlich, sagt, er werde sehen, was er machen könne und läuft zu dem Advokaten, der Claußens Sachverwalter ist. Demselben erzählt er so beiläufig, daß die Stammerjohann es wohl getan haben müsse, denn sie habe ihn um seine Vermittlung gebeten, den Eheleuten Claußen möge er, Fehrs, es nicht gerne sagen, für ihn, den Advokaten, sei das Geständnis des Mädchens doch wohl von Wert. Die Folge war nun die Arretierung von Dorothea Stammerjohann. Claußen ließ durch seinen Advokaten eine lange Denunziationschrift gegen das Mädchen aufsetzen und bei Bürgermeister und Rat einreichen. Die früheren Dienstherrn des Mädchens, Dr. Dethleffen, Ratsverwandter Eichen und Bürger Carsten Witt, liefen mit langen von ihnen aufgesetzten Führungszeugnissen aufs Rathaus und gaben dieselben zu den Akten. Eine Frau Pastorin Dierksen war sehr in Unruhe über das Mädchen, dem sie einmal ein altes Tischlaken geschenkt, von dem die Claußen jetzt behauptete, daß es ihr gestohlen sei. Die gute Frau Pastorin war zu schwach, um aufs Rathaus gehen zu können, sie ließ sich das Laken im Hause zeigen und erkannte es sofort als ihr Geschenk wieder. Als Dorothea im Gefängnis davon hörte, fing sie bitterlich an zu weinen und sagte, wenn sie gewußt, daß sie die gute Frau noch einmal so betrüben würde, dann hätte sie lieber gesagt, das Laken sei bei Claußen gestohlen.

Es nützte alles nichts, der Gerechtigkeit mußte man ihren Lauf lassen.

Der Festgenommene wurde der Regierungsadvokat Wittrock als Verteidiger vom Gericht bestellt. Derselbe, ein gewiegter Kriminalist, wandte nun allen Fleiß an, zu beweisen, nicht, daß das Mädchen Stammerjohann unschuldig, sondern daß die Claußen die Schuldige sei. Er war unermüdetlich in seinen Anträgen auf Zeugenvernehmung hier, im Kloster, in Bremen und anderswo gegen die Claußen. Da konnte es nicht fehlen, daß der eigene Schwager der Claußen ver-

nommen wurde, der Apotheker Titus Schröder in Krempe, welcher eine andere inzwischen verstorbene Tochter des Apothekers und Bürgermeisters Buchholz geheiratet hatte. Er sagte aus: als er bei Buchholz Provisor gewesen, habe der damalige „Apothekergefelle“ Hartmeyer (später in der Heider Apotheke bei Dr. Juncker) die Mademoiselle Fieten Buchholz bei der Geldkassette in der Officine gestroffen. Man sei ihr nachgelaufen, habe ein ganzes Bündel Schlüssel bei ihr gefunden und auch den zur Geldkassette verlorenen und bereits durch einen neuen ersetzten Schlüssel.

Bei näherem Nachsuchen habe man dann in ihrem Nähkorb mehrere Knäuel Wollengarn, aber auffällig schwere, gefunden. Als man dieselben abgewickelt, seien 130 Mark und 90 Mark darin gewesen. Der Vater habe ihr in diesem Falle wie auch sonst, eine derbe „Castigation“ (Züchtigung) zuteil werden lassen, doch umsonst. Die Mutter habe sie stets nur ermahnt und alles wieder gut gemacht.

Gesche Postelmann geb. Struwe in Krempe, welche 4½ Jahre bei Buchholz gedient, sagte, daß Fieten immer „maushaftig“ gewesen sei und den Waschk- und Scheuerfrauen, sowie den Arbeitern im Elternhause stets Sachen weggenommen habe.

Hans Offt in Krempe, bei dem Fieten auch lief, hatte dieselbe einmal bei seiner Geldkassette betroffen, in welcher er die für den Kirchspielsvogt Flügel eingesammelten Schulgelder aufbewahrte. Nach dem Heberregister hatten 7 Mark 5½ Schilling gefehlt. Die Frau Bürgermeister hätte diese Summe in zwei Raten ersetzt.

Hans Döhrens auf der Burg in Itzehoe, vorher in Meldorf, sagte aus: seine in Hamburg dienende Schwester Margarethe habe ihm mit dem Meldorfer Frachtwagen ein Päckchen mit Zucker, Tee, Kaffee, Bohnen und Kuchen nebst einem Briefe geschickt. Den Brief habe er bekommen, das Päckchen nicht. Letzteres sei vom Lizenbruder bei Claußen abgegeben. Claußen hätten das Päckchen geöffnet und den Inhalt verbraucht, ihm aber später, um einer Anzeige zu entgehen, 9 Mark dafür gegeben.

Ferner wurde festgestellt, daß die Claußen ihrer Mutter vor der Hochzeit sinnerne Keller in Krempe ausgeführt und diese schleunigst nach dem Boden gebracht hatte, als die Mutter aus Krempe in einer Karriole herüber kam, sich die Keller wiederzuholen.

Als einmal ein Reisender aus der Schweiz bei Claußen einige Tage gewohnt hatte, um hier im Norden Gelder einzufassieren, seien demselben aus dem im Claußen'schen Hause zurückgelassenen Warenpaketen viele Waren von der Claußen gestohlen worden.

Als dies alles ans Licht kam, konnte der Regierungsadvokat Wittrock in seiner Verteidigungsschrift mit Recht von der Claußen sagen: „Ihr Lieblings-Studium war, die Geld-Verhältnisse anderer Leute aufzubrechen, und nichts war ihr angemessener, als ein Bündel Schlüssel heimlich zu besitzen, um davon bei vorkommender Gelegenheit beliebigen Gebrauch zu machen“.

Es konnte nicht fehlen, das Gericht mußte die Inhaftierte freisprechen und sprach sie frei nach siebenmonatigem Arrest, indem es für

„Recht erkannte, daß Dorothea Stammerjohann von dem ihr angeschuldigten Verbrechen frei zu sprechen, der gefänglichen Haft zu entlassen und völlig wieder auf freien Fuß zu stellen, jedoch die auf die Untersuchung dieser Sache verwandten Kosten, soviel ihr Vermögen dazu hin-

reicht, zu erstatten schuldig sei, übrigens aber derselben dieser ganzen Sache halber Regressus wider Claußen und dessen Ehefrau vorbehalten werde.“

Die entstandenen Kosten betragen insgesamt nach Maßgabe der damaligen Gebührentaxe 211 Mark 4 Schilling. Für diese Kosten hafteten die Sachen des Mädchens. Die beiden „tagatoribus“ Peter Bohens und Johann Hinrich Weber nahmen im Auftrage von Bürgermeister und Rat eine Schätzung der Sachen auf dem Rathause vor, für welche Bemühungen sie jeder 1 Mark 8 Schilling nahmen. Es kam eine Summe von 205 Mark 7 Schilling heraus, also nicht ganz hinreichend zur Kostendeckung. Zum Glück hatte der hiesige Bürger und Weinhändler Jakob Schander Mitleid mit dem Mädchen. Er ging aufs Rathaus, hinterlegte die 211 Mark 4 Schilling bar und erhielt darauf für die nach siebenmonatiger Haft freigesprochene deren Koffer und Schlüssel heraus.

Ob später gegen die Claußen'schen Eheleute vorgegangen ist und ob diese die 211 Mark 4 Schilling dem Herrn Schander zurückerstattet haben, das konnten wir nicht feststellen.

### Ein liederliches Kleeblatt von Itzehoe

Es war am 9. Juli 1739, als der Klosterhofmeister Albinus, gefolgt von Hans Fehrs und Hinrich Hein, mit ernstlichen Schritten und strenger Amtsmiene nach dem Klosterkamp und zwar nach der klösterlichen Ziegelscheune ging. Vor den Dreien ging eine Frauensperson, gegen 30 Jahre alt. Man sah es ihr an, daß sie den Weg nicht freiwillig ging, daß sie etwas suchen und zeigen sollte. Auf dem Klosterkamp angekommen, machten die vier Personen Halt. Die Frauensperson, Anna Margaretha Liesbeth Bards, Stieftochter vom hiesigen Maler Leopold, sah sich suchend um, bückte sich, fing an, in der Erde zu scharren, und holte eine Kindesleiche hervor. Es war die Leiche eines neugeborenen drallen Knäbleins. Auf dem Gesicht und dem Munde der Leiche lag ein kleiner Beutel, dessen Inhalt sich später als Salz herausstellte. Im Munde und zwar auf der Zunge des Kindes wurde hernach noch ein kleines Stück Rotstein (Ziegelstein) gefunden. Da die kleine Nase niedergedrückt war und auf derselben sich ein brauner Fleck zeigte, so war es kaum noch zweifelhaft, daß hier ein Kindesmord vorlag. Wegen eines solchen war nämlich der Herr Klosterhofmeister Albinus von Bürgermeister und Rat auch um seine Amtshandlung ersucht worden, denn obgleich die vermutliche Kindesmörderin in Itzehoe wohnte, so durften Bürgermeister und Rat dennoch nicht die kleine Leiche anscharren und an sich nehmen, denn sie lag nicht auf Stadt-, sondern auf Klostergebiet. Als Kindesmörderin galt nun aber nicht die Frau Bards oder die Bardsche, wie es in den Akten heißt, sondern Eriente Rendermann, eine 30 Jahre alte Person, deren Mann unter dem Obristen v. Stryup, in der Kompagnie des Majors Harbor, im holsteinischen Infanterie-Regiment diente. Da das Regiment und somit auch ihr Mann sich am Rhein befand, so war die Rendermann bald hier, bald da in einer Familie der Stadt, am meisten und zuletzt aber bei dem Grobschmied Hans Hinrich Schmidt in der Neuen Reihe in der Nähe des Holzkamps. Hier sollte sie am Tage vor Mariä Heimsuchung, also am 2. Juli, an einem Sonntagnachmittage, besagtes Kind geboren haben. Dies kam Bürgermeister und Rat zu Ohren, zugleich hieß

es, das Kind sei im Hause oder im Garten des Schmidt versteckt. Eine gründliche Durchsuchung daselbst hatte kein Resultat. Dies war am 7. Juli. Denselben Abend wurde dem präsidiierenden Bürgermeister mitgeteilt, daß Schmidt sich ein Karriol bestellt habe und am anderen Morgen nach Altona abreisen wolle. Dies war die Veranlassung zu seiner Festnahme, denn seine Abreise mußte als Beweis gelten, daß er entweder der Mörder des Kindes sei oder doch wenigstens um den Mord Bescheid wisse. Die in der Stadt umlaufenden Gerüchte verdichteten sich immer mehr und bezogen die vorerwähnte Wardsche derart in die Sache hinein, daß der Klosterhofmeister Albinus ersucht wurde, dieselbe zu vernehmen. Dieselbe sagte aus, daß Trienke Rendermann am 2. Juli zu ihr geschickt habe. Als sie da angekommen, habe zu deren Füßen im Bett der neugeborene Knabe gelegen. Sie habe den auf dem Bauche und dem Gesichte liegenden Knaben aufgenommen und sofort gerufen: „Ach, Herr Jesus, das Kind kommt mir so tothastig für!“ In der That sei das Kind auch tot gewesen. Die Rendermann habe nun gesagt, sie solle die Leiche nur in der Küche ins Schapp (Schrank) legen. Da das Kind aber möglicherweise doch noch hätte am Leben sein können, so habe die Rendermann gesagt, sie möge dem Kind ein Klein wenig Brantwein geben, „um es zu erquiden“. Das habe sie denn auch getan, aber das Kind sei ganz tot gewesen und geblieben. Nun hätte die Rendermann sich aber so sehr gefürchtet, daß das Kind „wiederkommen“, daß es „spuken“ könnte. Damit das nicht geschehe, solle dem Kinde Salz und Stahl mitgegeben werden, das helfe gegen das Spuken. Man habe vor einigen Jahren auch der alten Frau Engeborg, die sich durch Erhängen das Leben genommen, Salz und Stahl mitgegeben und die sei auch nicht wiedergekommen. So habe sie, die Wardsche, nun Salz in einenbeutel getan und dem Kinde aufs Gesicht gelegt. Stahl habe sie nicht gehabt, aber sie wisse von ihrer Stiefmutter, der Frau Leopold, daß es ein Stück Ziegelstein auch tue, und so habe sie auf dem Küchenherde, da, wo Feuer angemacht wird, ein kleines Stück Rotstein abgestoßen und dies dem Kinde in den Mund gesteckt. Eigentlich hätte sie das Kind nicht auf dem Klosterkamp für die Rendermann verscharren, sondern versuchen wollen, die Leiche mit in den Sarg der vor einigen Tagen verstorbenen Frau Bürgermeister hinein zu bekommen. Das habe nicht angehen können, weil der Sarg schon geschlossen gewesen. Die danach vernommene Rendermann sagte im wesentlichen wie die Wardsche aus und gestand, daß die alte Leopold ihr angeboten habe, dem Kinde in ihrer Behausung das Leben zu geben; ihre Stieftochter, die Wardsche, erwartete um dieselbe Zeit ein Kind und so könne es ja gut heißen, die Wardsche habe zwei Kinder bekommen, später könne sie, die Rendermann, ja das eine wieder kriegen. Sie habe das Kind nicht umgebracht, sondern ins Bett gelegt und mit Kissen zugedeckt. Daß Tote wiederkommen könnten, sagten doch die Leute, und in Schmidts Haus spuke es auch, denn die Gefellen hätten oft gesagt, es rumore da. Auf weiteres eindringliches Verhör gestand sie, daß sie auch bei dem Barbier Cornelz Cornelzen viel verkehrt und dort im Jahr vorher ein Kind heimlich geboren und dieses in Honigsleth bei Wilster habe aussetzen lassen. Es gelang alsbald, den Mann ausfindig zu machen, vor dessen Thür das Kind ausgelegt war. Dieser Mann war Klaus Volten vom Steindamm in Honigsleth. Er bekundete: Am Sonnabend nach Pfingsten 1788 habe er vor seiner Haustür den Knaben gefunden. Derselbe wäre eingewickelt gewesen in ein altes weißleinenes Tuch, ein Stück alter Pferddecke und ein altes Kopfstücken ohne Ueberzug. Das Bündel wäre mit zwei Stücken von einem Sackband zusammen gebunden gewesen. Auf dem Leibe habe der Knabe ein altes Hemd, auf dem Kopfe eine alte weiße sei-

dene Hülle und auf den Armen ein paar alte blauweidene „Mauen“ (Ärmel) gehabt; — über dem Gesichte hätte Papier gelegen und auf der Brust ein Zettel gesteckt mit der Aufschrift:

Dieses Knäblein  
Will gern getauft sein.“

Er habe das Kind gleich ins Haus genommen und bis Sonntag nachmittag behalten.

Dann sei er mit seinem Bruder Hans Volten in von Leefens Haus in Heiligenstedten gegangen, habe dahin Franz Trebens Frau holen lassen, „und wäre das gefundene Kind mit ihr vors erste wochenweise auf'n Lütt (Brust) verdungen worden“. Selbige hat das Kind sechs Wochen gehabt, da dann das Kirchspiel Heiligenstedten es angenommen und wäre es bei Hinrich Schröders Frau von dem Kirchhauptmann Hans Wilde weiter verdungen, wo es noch wäre. Das Kind sei am selbigen Tage, als es gefunden, von dem Diakonus Gittel getauft und Hans Jakob Fündling benannt worden.

Die Trienke Rendermann gestand denn auch, daß dies ausgelegte Kind das ihrige sei und daß der Barbier Cornelz Cornelzen und Hans Hinrich Schmidt das Kind weggebracht hätten. Cornelzen wurde auch eingezogen, so daß das liederliche Kleeblatt Hans Hinrich Schmidt, Trienke Rendermann und Cornelzen nunmehr hinter Schloß und Riegel saßen. Gegen Cornelzen hatte sich nämlich noch mehr Belastungsmaterial gefunden. Er bot gerne Frauen in besonderen Umständen seine Hülfe an, verabreichte Pulver, Tropfen, Salben und Säfte für teures Geld. Die Rendermann hatte ihm 15 *M* geben müssen.

Jetzt kamen Bürgermeister und Rat auf einen schlauen Gedanken. Weil die Rendermann mit einem Soldaten verheiratet war, die Frau zum Manne gehört, dieser aber beim Regiment diene, so folgerte man, daß die Frau auch zum Regiment gehöre, dahin gebracht werden und das Regiment die Prozeßsache weiter betreiben müsse. Ein langer diesbezüglicher Bericht ging an den Obristen von Sthrup ab. Dieser antwortete unterm 20. Juli von der Zitabelle Friedrichshafen, daß er mit Mißvergnügen von der Verfehlung der Frau seines Korporals Rendermann Kenntnis genommen habe, die Frau und die Sache selbst aber nicht aufs Regiment nehmen könne, denn 1. sei locus delicti (der Strafort) Ikehoe; 2. könnten die näheren Umstände viel rascher und besser von Ikehoe aus geprüft werden, zumal die Wilstermarsch bezw. Honigsleth ja dem Rat von Ikehoe viel näher sei, als dem Regiment; 3. wären etwa nötig werdende Gegenüberstellungen ja kaum ausführbar, wenn bald die eine, bald die andere Person vor dem Regiment erscheinen müßte.

Es verblieb der Prozeß demnach auf dem Rathause. Verhöre umständlichster Art fanden statt.

Cornelz Cornelzen mag die Sache doch etwas bedenklich vorgekommen sein, denn er hielt es für geraten, freiwillig aus dem Leben zu scheiden. Es war am 18. Juli, nachmittags 2 Uhr, als der Stadtdiener Hinrich Schnor dem präsidiierenden Bürgermeister folgendes mitteilte: „Daß, nachdem Cornelzen gestern Abend von dem Rathause aus dem Verhör wieder nach dem Gefängnis zurückgebracht worden, derselbe garnicht betrübt, sondern wohl aufgeräumt und guter Dinge gewesen, seine Strümpfe abgebunden und von sich gegeben, auch noch ein Glas bittern Brantwein getrunken und darauf mit gutem Mut sich in das Gefängnis hinein begeben hätte. Gegen 4 Uhr habe er, Schnor, dem Cornelzen noch ein Glas bittern Brantwein durch das eiserne Gitter hindurch gelangt,

gegen 11 Uhr habe er sein Essen durch das Türloch hindurch bekommen. Gegen 2 Uhr habe die Frau des zweiten Stadtdieners Jansen ihm gemeldet, daß sie Cornelsen durch das Türloch nicht sehen könne. Als er aufgeschlossen, habe der Cornelsen dort im Hemde, ohne Hosen, an seinem Halstuch und einem Nagel, ungefähr mit den Füßen eine halbe Elle von der Erde hoch, in einem Winkel gehangen. Da der andere Stadtdiener, Jansen, es nicht habe tun wollen, habe er Cornelsen mit seinem Taschenmesser abgeschnitten. Jansens Schwiegermutter hätte hierauf sogleich frisches Wasser und Spiritus geholt und dieses dem Cornelsen vor die Nase gehalten. Dieser habe noch Luft geschöpft und mit dem Munde „gejappet“. Er, Schnor, habe nun den Anwesenden zugeredet, ihr Bestes zu tun und zu versuchen, den „Körper wieder zu ermuntern“. Cornelsen wäre aber völlig tot gewesen und geblieben.

Nun durfte aber Cornelsen als Selbstmörder kein ehrliches Begräbnis bekommen. Die Witwe und eine Schwester desselben wandten sich an den König, daß er „diese fast unabzulöschende Beschimpfung“ von ihnen fernhalte. Die Eingabe kam an Bürgermeister und Rat zum Bericht, in dem dann ausgeführt wurde, daß dem Ansuchen der Anverwandten nicht stattgegeben werden könne, weil „dem Vernehmen nach, sowohl die Bürgerschaft, als auch die allhier einquartierte Milice bei denen hiesigen Kirchhöfen vigiliren und, wenn es auch, an einem Abort daselbst oder sonst irgendwo in der Stadt geschehen sollte, die Beerdigung des Cornelsen aufs Aeußerste behindern würden, woraus ohnestreitig allerhand Desordres entstehen könnten“. Es wird anheim gestellt, den Angehörigen zu gestatten, den Leichnam abzuholen und in aller Stille außerhalb der Stadt zu begraben, aber alsbald, da der Körper schon im Gefängnis anfangs, in Fäulnis überzugehen. Machten die Anverwandten es nicht so, dann müsse des Scharfrichters Knecht, weil sonst niemand dafür zu bekommen sei, den Leichnam aus der Stadt bringen und im Felde begraben. Diesem Vorschlage wurde nun vom Könige zugestimmt, jedoch dabei bemerkt, daß bezüglich des befürchteten Tumultes ja Vorkehrungen hätten getroffen werden können.

Das am 7. Oktober zusammentretende Kriminalgericht hatte es demnach nur mit Hans Hinrich Schmidt und Trienke Rendermann zu tun. Der Ankläger wollte, daß die Angeklagten der Tortur unterworfen werden sollten. Dies war nicht die Meinung des Gerichts und so erkannte man bezüglich beider Angeklagten für Recht, daß die Akten zur Einholung eines rechtlichen Urteils an eine unparteiische Juristenfakultät gesandt werden sollten.

Nachdem das umfangreiche Gutachten der Juristenfakultät zu Kiel eingegangen war — fast  $\frac{3}{4}$  lateinisch und ausschließlich Ausführungen der in Betracht kommenden Gesetzesbestimmungen —

„Erkennen die Bürger nach Anleitung des von der Hochlöblichen Juristenfakultät zu Kiel abgefaßten Urteils hiemit für Recht, daß Inquisit gestalten Sachen nach der von dem Herrn Fiscali gebotenen peinlichen Frage (Tortur) zwar zu verschonen, jedoch seiner verschiedenen Verbrechen halber nach vorgängig abgeschworener „Uhrpfehde“ des Landes auf ewig zu verweisen, auch alle auf diesen Prozeß verwandte Kosten zu bezahlen schuldig sei, wie er denn auch dazu hiemit verurteilt wird“.

Ein gleicher Spruch wurde gegen die Rendermann gefällt.

Schmidt und die Rendermann mußten nun wie folgt Urpfehde schwören:  
 „Ich . . . gelobe und schwöre zu Gott und auf sein heiliges Evangelium einen körperlichen Eid, demnach ich in dieser Stadt wegen verschiedener begangener Verbrechen zur Haft geraten und auf vorhergehende Inquisition und Erkundigung der Sachen mir die ewige Landesverweisung zuerkannt worden, daß ich alles dieses für eine rechtmäßige wohlverdiente Strafe achte und deshalb weder an der hohen Landesherrschaft noch hiesiger Ortsobrigkeit und Gerichtspersonen oder auch sonst jemand Untertanen Hab und Güter im geringsten nicht rächen, noch solches durch die Meinigen oder sonst jemand anders tun und anstiften, sondern mich an Urteil und Recht begnügen lassen und also fort ohne Verzug mich aus hiesigen Fürstentümern Schleswig-Holstein und deren incorporierten Ländern, sodann denen Grafschaften Pinneberg und Ranzau, wie auch der Stadt Altona und übrigen darinnen belegenen Städten, Flecken und Dörfern weggeben, auch ohne erlangter Erlaubnis von der hohen Landesherrschaft, darinnen nimmermehr betreten lassen wolle. So wahr mir Gott helfe und sein heiliges Wort!“

Hans Hinrich Schmidt  
 (Trienke Rendermann)

Obiger Eid ist dem . . . am 2. November 1739 deutlich vorgelesen und erklärt, auch von ihm hiernächst unterzeichnet worden, worauf besagter Inquisit folgendergestalt

„Ich . . . schwöre einen Eid zu Gott, daß ich diesen mir jetzt vorgelesenen und unterschriebenen wohlverstandenen Urpfehde wörtlichen Inhalts geleben und dawider selbst oder andere nichts tun noch handeln wolle, so wahr mir Gott helfe und sein heiliges Wort“.

mit aufgehobenen Fingern nach vorgängiger Verwarnung für den Meineid die Urpfehde körperlich und wirklich geschworen, sodann dem Scharfrichter übergeben und des Landes auf ewig verwiesen worden.

## Des Hauptmanns August

Neben uns wohnte ein lediger Hauptmann. An dessen Hause befand sich ein außer Betrieb gesetztes Treibhaus. In diesem Treibhaus logierte ein Affe, August mit Namen, ein Pudel und ein Krokodil. Des Hauptmanns Bursche pflegte die drei Kreaturen und wurde gelegentlich mit dem Pudel und dem Affen photographiert. Wir wohnten, wie gesagt, nebenan, eine Treppe hoch und besaßen einen großen Balkon, auf welchem Gartenmöbel und in Kübeln Topfgewächse standen, u. a. auch eine große Zimmerlinde. Vom Balkon konnten wir in das Treibhaus und in demselben die Turnkünste des Affen sehen.

Eines Sonntags reiste der Hauptmann nach Hamburg. Dem Burschen wurde es alleine langweilig und so ging er mit dem Pudel aus. August wurde es allein jedoch auch langweilig und dachte an ein Entkommen. Er fand bald ein Stück Holz, mit dem er ein Fenster zertrümmerte. Mit einem Sprunge war er auf dem Glasdach und mit einem zweiten auf unserm Balkon und auf dem Tische. Vom Tische sprang er auf den einen Blumenkübel und riß aus demselben mit beiden Händen die Zimmerlinde heraus, welche er durchbrach. Das obere

buschige Ende nahm er in die rechte Hand und sprang damit auf den Tisch. Das ganze Affenmanöver hatte unser Mädchen Marie von der Küche aus beobachtet. Ob Marie dem August nun gewinkt oder ihm zugeredet hat, genügt, August sprang mit seinem Busch auf das Fenstergesims und unterhielt sich nach Affenart durch die Scheibe mit dem Mädchen. Es war im August und Sonntag. Wir, nämlich meine Frau, meine Tochter und ich, saßen beim Essen und zwar bei der Suppe. Als Marie merkte, daß die Suppe bald verzehrt sein und sie in die Stube geschlingelt werden würde, klopfte sie an die Tür, machte dieselbe mit einem Schelmengesicht auf und meldete: „Da guckt immer ein Affe ins Küchenfenster!“ Ein Affe, Marie? Das kann ja nur August sein, wo kommt der denn her? Das wußte Marie nicht.

Wir drei hinaus nach den Balkon. Na, August, was machst du denn hier? Ach, nun hat er die schöne Zimmerlinde abgebrochen; du Schlingell! Ehe ich mich versah, sprang er auf mich, wickelte seinen langen Schwanz zweimal um meinen Hals und legte seinen Kopf an meinen, wie er es mit dem Burschen gewohnt war. Frau und Tochter schrieten, Marie freute sich. Als meine Frau August beim Schwanz herunterziehen wollte, fletschte er die Zähne. Was nun? Ich konnte doch unmöglich mit dem Affen auf dem Nacken in die Stube gehen, um weiter zu essen. Sollte man ihn nicht mit einer Erdbeere herunterlocken können, meinte meine Frau. Sie holte eine; August ergriff sie mit Begier und aß ganz gierlich davon. Dann nahm er sie in die andere Hand, mit der ersten mir Kragen und Quader rotfärbend, so daß ich wie blutend aussah. Jetzt mußte Marie die Nachbarin holen, deren Astermieter der Hauptmann war. Als die Nachbarin auf dem Balkon erschien, sagte sie: „Ne, dat Deert bitt!“ Endlich glückte es nach vielen Perversionen am Affenschwanz, August herunter zu kriegen. Er sprang auf die Nachbarin, welche ihn in der Schürze barg und eiligst mit ihm fortlief. Sie kam aber nur bis auf den Vorflur, wo sie August fallen ließ, weil er sie in die Hand biß. Die Nachbarin verließ schleunigst unser Haus. Frau, Tochter, Marie und ich waren auf dem Korridor im Vorflur. Hier begann er nun, immer noch die Zimmerlinde in der rechten Hand, ein lustiges Manöver: zuerst setzte er sämtliche Blumentöpfe von der Fensterbank auf den Fußboden, dann kletterte er längs der Gardine und setzte sich oben aufs Fensterbrett. Um ihn von der Gardine abzuhalten, hielten wir ihm eine Erdbeere an die Scheibe der Tür. Er sprang auf den Türdrücker und beleckte die Erdbeere durch die Scheibe. Inzwischen hatten sich Kinder vor unserer Haustür gesammelt, die den Affen sehen wollten. Machten die Kinder die Haustür auf, dann kam August mit dem Busch in der Hand längs dem Treppengeländer gerutscht und schlugen die Kinder die Tür wieder zu, dann kam er wieder nach oben und in die Gardine. Die Kinderschar wuchs, auch Erwachsene blieben stehen, unter diesen ein etwa siebzehnjähriger Mensch vom Lande, der noch nie einen Affen gesehen hatte. Die Jungens merkten sein Interesse und heßten ihn durch die Tür. August wie der Wind herunter und dem Menschen auf den Nacken. Der Erschrockene wollte mit dem Affen in unser Haus zurück. Ich dirigierte ihn schleunigst hinaus. Der Fremde wurde immer krummer gehen, gegen zwanzig Kinder, lachend, schreiend und August am Schwanz zupfend, hinterdrein. Es waren ja nur wenige Schritte bis zum Nebenhause. Hier empfing die Nachbarin die lärmende Gesellschaft. Um den Fremden, der die Hände auf die Knie gestützt, bei ihr auf dem Flur stand, von dem Affen zu befreien, holte sie einen Spiegel. Als August sich im Spiegel sah, verließ er seinen Sitz. Der befreite Fremde aber lief, was er laufen konnte und ohne sich umzusehen, aus der Stadt.

Abends erfuhren der Hauptmann und der Bursche das Geschehene. Der Hauptmann, mir immer ein lieber Nachbar, schrieb mir einen freundlichen Entschuldigungsbrief und übersandte dabei eine neue Zimmerlinde.

Der Hauptmann wurde Major und verheiratet, August kam nach Garten Eden, wo er namentlich die Jugend durch seine Turnkünste noch lange erfreute.

## Eine Izehoer Deputation nach Kopenhagen

Als am 7. und 8. August 1657 (nach unserem Kalender am 17. und 18. August) Izehoe durch die Schweden eingeäschert war, Rathhaus, Schulen, Kirchen, Wohnhäuser und Brücken verbrannt waren, schrieb der 1. Bürgermeister Woldenberg von Glückstadt aus, wohnen der Rat und ein Teil der Bürgerschaft geflüchtet waren, seinen ersten amtlichen Bericht an den König nach Kopenhagen. Gleichzeitig wurde der königliche Rat und Kammersekretär Theodor Lente, Erbgefeßener zu Carlshusen, gebeten, sich für die Stadt beim König zu verwenden. Lente versicherte der Stadt des königlichen christlichen Mitleidens und versprach Befürwortung der städtischen Wünsche zunächst auf Wiederaufbau einer nicht vom Kloster abhängigen Kirche in der Neustadt, Befreiung von allen Abgaben auf eine geraume Zeit, Aufrechterhaltung der alten Privilegien und der bürgerlichen Nahrung, Schenkung einer Anzahl nordischer Balken zum Bau der Schule, einer kleinen Kirche und der Stifte.

Der König konnte leichter Hilfe in Aussicht stellen, als gewähren, denn die staatlichen Kassen waren erschöpft und die Bevölkerung verarmt. Die aus ihren Fluchtorten zurückgekehrten Einwohner hatten, um alsbald Dach und Fach zu bekommen, auf ihren Brandstätten wieder gebaut, obwohl das Bauen nach königlichem Befehl einstweilen unterbleiben sollte, weil nicht feststand, ob Izehoe nicht zu befestigen sei. Manche Einwohner blieben in der Fremde und ließen ihre Brandstätten wüst liegen. Noch nach drei Jahren war von den erbetenen und vom König in Aussicht gestellten Vergünstigungen wenig gewährt, ja, die Stadt sollte vielmehr 396 Taler zum Unterhalt der Festungsbesatzung von Glückstadt an den Zollkommissarius Schwerdtfeger einsenden. Dem Kommissar wurden 3 Rosenoß (12 Taler) mit der Bitte übersandt, sich bei der bevorstehenden Neueinschätzung der Stadt anzunehmen. Um sicherer auf den König einzuwirken, wurde auch an die Königin geschrieben. Endlich versuchte man es mit einer Deputation nach Kopenhagen. Es wurde aber nicht der in der Bürgerschaft wenig beliebte 1. Bürgermeister Woldenberg (welcher zum Verdruss der Bürgerschaft nach dem Brande im königlichen Burgdistrikt wohnte und keine Abgaben zahlte), sondern der Führer der Gegenpartei, Ratsherr Advokat Gabriel Hassé, mit dem Rathamann Peter Ehlers deputiert. Die Reise ging zu Wagen über Kolding und Middelfahrt nach Kopenhagen. Die Herren sollten erwirken: Freilassung von Kontribution auf 30 bis 40 Jahre, eine Beihilfe zur Erbauung der Störbrücken, Einverleibung der königlichen Burg, damit die Bewohner derselben zu den Abgaben herangezogen werden könnten, Ueberlassung der Zölle in die Stadtkasse, Gewährung eines Aufschubes wegen der schwebenden Prozesse, Befreiung der Bürger von den Kosten des Wiederaufbaues der Laurentiikirche.

Hasse berichtet nun von Kopenhagen aus wiederholt nach Itzehoe, zuerst den 14. Juli 1660, daß er mit Peter Ehlers am 12. Juli dort angekommen sei und in der Ofterstraße im „Kronprinzen von Dänemark“ wohne, daß sie bei Lente und auch bei Dr. Vulichio, „welcher nebst seiner Medizinischen Bestallung auch Hofrat sein soll“, besucht hätten, daß sie aber bei ihrem ersten Antritt schlechte Verträglichkeit erhalten hätten. Hasse teilt mit, daß ihre Wechselbriefe bestellt seien; er empfiehlt Bürgermeister und Rat dem göttlichen Schutz und schließt mit „Valete“ (Lebt wohl). In einem Postskriptum erwähnt er, daß es gar nicht so sicher sei, diese Orter zu bereisen, weil ihnen aber Gott bisher ohne Gefahr übergeholfen (worüber sich viele verwundern), so wolle Gott ihnen auch ferner mit dem Schutze seiner heiligen Engel bester Geleitsmann sein. Am 17. Juli meldet Hasse, daß sie täglich versuchen, sich bei guten Herren und Freunden einzuführen, daß sie bei dem Generalfeldmarschall Schack gewesen seien, wo sie erfahren, daß der König über das eigenmächtige Bauen in Itzehoe ungnädig gestimmt sei. Mit Gottes Gnade und Segen hoffe er aber, Gutes zu erlangen, aber: „Homo plantat, Apollo humectat, sed Deus benedicit“. (Der Mensch sät, Apollo befruchtet, aber Gott segnet.)

Es ist Hasse in seinen Schreiben, die er „Geben, Kopenhagen“ datiert, offensichtlich darum zu tun, seine Mission als äußerst schwierig darzustellen, der er aber mit Gott, den er oft anruft, Herr werden dürfte. Auch Interessantes weiß er zu berichten, so, daß der General-Quartiermeister Johann Wittmad beauftragt sein soll, Itzehoe zu befestigen, d. h. die Neustadt, die Altstadt werde in diesem Plane preisgegeben. Die Häuser der Altstadt und die Klostergebäude sollten nach der Neustadt bzw. nach dem Brook verlegt und die Befestigungswerke so geführt werden, daß die königliche Malzmühle in dem Klemper Braunschen Hause in der Breitenstraße innerhalb der Befestigung zu liegen komme; ja, der König solle sogar die Absicht haben, auf dem Burgplatz ein Schloß zu erbauen. Am 21. Juli meldet Hasse, daß sie sich bemühen wollten, beim König eine Audienz zu erlangen. Lente habe Anleitung dazu gegeben und der Herzog Ernst Günther von Sonderburg wolle auch dazu behülflich sein. Der König aber habe durch seinen Hofmarschall fragen lassen, ob sie noch mehr vorzutragen hätten, als in ihrem Besuch stände. Sie hätten „nein“ geantwortet, aber gebeten, sie bei dem Könige mit ihrem Besuch zu empfehlen. Nach weiteren drei Tagen berichtet Hasse, daß sie hoffen, nicht länger aufgehalten zu werden. Er empfiehlt Bürgermeister und Rat dem göttlichen Schutze.

Nach seiner Rückkehr stellt Hasse folgende Rechnung auf:

Für die Wagenfahrt von Itzehoe nach Kopenhagen, eingeschlossen die Bezahlung laut Vereinbarung à Person 12 Reichsthaler = 24 Reichsthaler = 72 ₰; für 1 Extrakt aus der Renterei 3 ₰ 4 β; für denselben Schein, weil der erste unrichtig 6 ₰ 6 β; noch für einen andern Schein 6 ₰; an den königl. Leiblakaien 6 ₰; für die Antwort auf unser Gesuch 36 ₰; dem Abschreiber Trinkgeld 5 ₰; dem Feueranmacher 1 ₰; im Prinzen von Dänemark verzehrt vom 12. Juli bis 28. Juli = 16 Tage à 3 ₰, Bier 25 β, Aquavit 4 β, Branntwein 8 β, Zucker 3 β, zusammen 50 ₰ 8 β; für Trinkgeld daselbst 3 ₰; für die Rückreise von Kopenhagen nach Itzehoe nebst Bezahlung laut Accord 72 ₰; auf der Hinreise nach Kopenhagen und zurück für Bezahlung extra, Begleitung, den Armen und was sonst gegeben 54 ₰ 13 β, zusammen 316 ₰.

Nach Aufstellung der Rechnung fiel Hasse ein, daß er noch mehr von der Stadt erlangen könne. Er liquidierte noch:

für eine von ihm verfaßte Eingabe 6 ₰; für noch eine Eingabe 3 ₰; für eine Bittschrift 1 ₰ 8 β; für ihm entgangene Einnahme, da er als Advokat seine Parteien nicht habe vertreten können, 100 ₰.

Bürgermeister und Rat faßten über Hasses Forderung folgenden Beschluß:

„No. 1661 am 4. April hat der Rat hieselbst über die vorseparierten zu 316 ₰ designierten Reiskosten Herrn Gabriel Hassen weiter pro premio derselben vom 8. July bis zum 2. Augusti nachsthin nach Copenhagen an Ihr Kön. Mayst. wegen der Stadt berichteten reise, für jeden tagt, an statt der sonst täglich auf reisen hieselbst hergebrachten 1/2 Thalers, ein ganzer Reichsthaler zugeordnet, thun in einer Summe 26 Reichsthaler, machen 78 ₰ Lübsch. Mit welchen 78 ₰ zugleich die zu Copenhagen von Ihneu concipirte supplicken, weil Sie daselbst in der Stadt Bezahlung, Zeit selbiger reise abgefaßt worden, auch bezahlet sein sollen.“

Hasse scheint sich bei dieser Entscheidung vorerst beruhigt zu haben; den im Senat vorhandenen Zwist schürte er jedoch nach Kräften. Im Jahre 1681 wurde er 1. Bürgermeister, 2 Jahre später, am 19. November, verstarb er.

## Herzleidend

Auch unsere Störche haben jetzt die Reise angetreten bis auf einen, der bald ein-, bald zweibeinig auf Firschen und Schornsteinen geknickten Kopfes umherseht. Ältere Leute, welche glauben, sich auf Vogelflug zu verstehen, meinen, er habe es im Vorgefühl, daß er die weite Reise nach Aegypten oder gar dem Kaplande nicht werde überstehen können, weil ihm die Kräfte fehlen; er habe vielleicht den Wagen erkletet, indem er in der Hitze einen kalten Trunk nahm; vielleicht auch Frösche auf einer Wiese gefangen, wo unter dem Viehbestande die Maul- und Klauenseuche herrschte, so daß er selber nun an Schnabel- und Zehen-seuche leidet oder nach dem Fischen beim Ausflug aus einem Graben sich am Stachelbraut das Schienbein verletz. Junge Mädchen aber wollen eine andere Deutung und für diese spricht auch alle Wahrscheinlichkeit. Sie, die jungen Mädchen, fühlen das Richtige, weil sie zeitlich sich noch nicht allzuweit vom Storch entfernten. Sie sagen, es sei gar kein er, sondern eine sie, aus bester Familie und von hoher Herkunft, nämlich vom Palais Ihrer Hoheit der Prinzess Marie. Die Störchin habe sich weder übertrunken, noch übergesen, auch sei das Schienbein gesund; sie sei herzleidend, liebefrank und befinde sich in einer Stimmung, welcher Emanuel Geibel einst wie folgt Ausdruck gab:

„Wolle keiner mich fragen,  
Warum mein Herz so schlägt!  
Ich kann's nicht fassen und sagen,  
Was mich bewegt.“

Und an einer anderen Stelle:

„Wenn sich zwei Herzen scheiden,  
Die sich dereinst geliebt.  
Das ist ein großes Leiden,  
Wie's größeres nimmer gibt.“

Ihre Familie und die auf Eggers Haus an der Breitenburger Chaussee sollen mütterlicherseits verschwägert, die beiden Töchter von Prinzess Palais und die

beiden Söhne vom Eggersschen Strohdach mithin Kousinen und Vettern sein. Der Wunsch der beiderseitigen Eltern ging den ganzen Sommer dahin, daß die Kinder sich wechselseitig austauschen und zwei Paare werden möchten. Alles ließ sich aufs beste an. Die Alten von Eggers Strohdach wollten ihr Altenteil beziehen und Sohn und Schwiegertochter ihr Heim einnehmen lassen, während das andere Paar hoffte, auf dem Schornstein Reichenstraße 25 seine Hütte aufschlagen zu können, wo die frühere freundliche Besitzerin vielleicht zu bewegen sei, den vom Schornstein heruntergenommenen Unterbau für ein Storchennest wieder anbringen zu lassen. Diese Wohnung hätte dann noch den Vorteil der unmittelbaren Nähe des Standesamtes gehabt. Aber die Eltern denken und die Kinder lenken. Als die Zeit der Abreise kam, versammelten sich allabendlich auf den Störwiesen ganze Scharen von Störchen aus der Treeneniederung hinter Friedrichstadt. Na, was von da kommt, das kennt man schon. Da liegt ja alles mit den Enten bei Tag und Nacht im Schilf, wie die Jäger sagen. Da muß nun so eine Treenesche gewesen sein, die dem vom Eggersschen Strohdach so viel vorgeplappert hat, daß er bei Nacht und Nebel mit ihr davon geflogen ist. Als unsere kleine Braut dies erfuhr, war sie trostlos. Man gab ihr den Rat, zur Polizei zu gehen und um einen Polizeihund zu bitten. Das lehnte sie aber in ihrem Mädchenstolz ab. Nun hüllt sie sich in ihre Tugend, wie Horaz so schön sagt und tröstet sich mit dem Worte, welches im Nibelungenlied Kriemhild zu ihrer Frau Mutter Ute spricht:

„Diese Rede laß bleiben, Fraue mein,  
Es mag an manchen Frauen genug erprobet sein,  
Wie Liebe mit Leide lohnen kann!“

## Christine und ich

(Eine Weihnachtserinnerung.)

Christine war meine Schwester. Obgleich erst neun Jahre alt, so hatte sie doch als Mädchen eine ungleich phantasiereichere Vorstellung von den Weihnachtsfreuden, als ich mit meinen 11 Jahren. Und wie wenig Gaben lud doch der Weihnachtsmann bei uns ab. Einen Tannenbaum haben wir nie gehabt, den gab es in der Marsch nicht, der mußte von der Geest her. Wir stellten einen Keller auf und holten denselben nach einer Weile mit nützlichen Sachen, einigen Kuchenherzen, braunen Pfeffernüssen, bunten Griffeln usw. zurück. Die Freude darüber war tief und innig. Wurden Tränen geweint, so waren es die der Rührung und Dankbarkeit. Fünfzig Tage vor Weihnachten sungen Christine und ich schon an, uns auf Weihnachten zu freuen. Wir legten uns für diese fünfzig Tage einen eigenen Weihnachtskalender an. Es war dies eine nach Großvaters Diele führende Stubentür, vor welcher Mutters hochbeinige Kommode stand. Mit einem Stück Kreide krochen Christine und ich unter die Kommode, legten uns platt auf den Bauch und machten nun fünfzig Kreidestriche an der Stubentür. Jeden Tag sollte ein Strich ausgelöscht werden; wenn kein Strich mehr da war, dann war Weihnachten. Und hier begann nun das Tragische! Das Auswischen der Striche, also das Stellen des Kalenders, kam doch eigentlich mir, als dem Älteren, zu, und Christine war auch damit zufrieden. Wenn ich aber was einholen mußte, dann kroch sie unter die Kommode, zählte die Striche nach und fand dann jedesmal, daß sie nicht stimmten. Sie strich dann einen, auch wohl zwei Striche weg. Nichts Böses ahnend und abends im Zweifel, ob ich morgens wohl selber einen

Strich gelöscht, wischte ich vorsichtshalber auch noch einen weg. So wurde denn bei gemeinsamem Nachrechnen unter der Kommode festgestellt, daß Mitte November nur noch 14 Tage bis Weihnachten waren. Ich freute mich über die Nähe des Festes und wunderte mich nur, daß Christine nicht einstimme in den Jubel, sondern sachte rücklings hinwegkroch. Kein Zweifel, das Mädchen war immer allein unter der Kommode gewesen und hatte den Kalender in Unordnung gebracht. In diesem Augenblick sollte ich Mutter für einen Sechsling Salz holen. Aus Furcht, Schwester Christine könne inzwischen wieder eine Kalenderkorrektur vornehmen, lief ich mit meinem Salzfaß schneller, als nötig war, und fiel. Salzfaß entzwei, Sechsling verloren und ein Loch auf der Stirn, wovon die Narbe noch heute sichtbar ist.

Unter der hochbeinigen Kommode hatte ich aber auch mein Treibhaus, nämlich die Schublade einer alten Kaffeemühle, in der ich aus Kartoffelsamen neue Sorten ziehen wollte. Christine wußte das, leider! Sie befandete übergroßes Interesse an meiner Kunst und namentlich, wenn ich nicht zu Hause war; dann zog sie die Pflänzchen hoch, um zu sehen, ob sie schon Wurzeln hätten und pflanzte sie wieder ein. Ich hatte daher alle Ursache, Christine nur in meinem Weisem unter die Kommode kommen zu lassen. Um die Zeit tat ich bei einem benachbarten Hofbesitzer in der schulfreien Zeit kleine Dienste und lernte auch reiten auf „Dragoner“ (einem in Itzehoe ausrangierte Dragonerpferd). Eines Tages sollte ich auf Dragoner einen Sad voll Brotteig nach dem Bäcker bringen, was mir auch glückte. Ich nahm die Gelegenheit wahr, den Eltern und Christine mich auf Dragoner zu zeigen und gleichzeitig mich zu vergewissern, daß die Schwester nicht den Kalender in Unordnung brachte und die Kartoffeln revidierte. Ich kam also hoch zu Ross vor Vaters Eckfenster angeritten. Vater nahm seiner Gewohnheit gemäß, wenn er sich über etwas freute, eine Priße; Dragoner prustete, so daß es aussah, als ob er auf die Priße Bescheid tat. Mutter und Schwester kamen aus der Tür, klopften Dragoner auf den Hals und baten mich, doch nicht von dem großen Tier herunter zu fallen. Inzwischen war ich auf Dragoner immer weiter vorwärts in den Gang hineingeritten und wollte nun umkehren. Aber das Rückwärtsreiten hatte ich noch nicht gelernt, und da Dragoner auch hinten nicht sehen konnte, machte er im Gang mit seinem Hinterteil eine bedrohliche Wendung auf das Eckfenster, gegen das Vater von drinnen seine beiden gespreizten Hände hielt, unter fortwährendem Rufen: „O Gott, o Gott!“ Das Fenster blieb heil und somit auch Vaters Hände und Dragoners Hinterteil. Ich trachte vergnügt von dannen und konnte abends feststellen, daß Christine diesmal nicht unter der Kommode gewesen war.

Nun sind wir beide Großvater bzw. Großmutter. Unsere Enkel bekommen einen Tannenbaum mit schönen Gaben. Ob sie aber die Weihnachtsvorfreude genießen, die Christine und ich hatten, ist nicht anzunehmen. Vielleicht liegt es daran, daß ihnen eine hochbeinige Kommode fehlt.

## Tante Reinecken

1903, den 9. März. Mit Ende dieses Schuljahres wird eine Dame in unserer Gemeinde ihre Wirksamkeit einstellen, nachdem sie in mehr als dreißigjähriger Arbeit weit mehr als 1000 Kinder (Knaben und Mädchen) in ihren Kinder-

garten aufgenommen und aus demselben entlassen hat. Ihre Schützbesohlenen aus früheren Jahren führen ihr inzwischen wieder ihre eigenen Kinder zu, sich gern der Zeiten erinnernd, in denen sie selber zuerst zu „Tante Reinecken“ kamen. Anfänglich und noch recht viele Jahre arbeitete mit Tante Reinecken ihre Mutter, Frau Großmutter Schneider, an demselben Werk. Wer die würdige alte Dame nicht gekannt hat bei ihrer Arbeit, kann sich schwer eine Vorstellung von ihr machen. Im Sopha sitzend, schichtweise 5 bis 6 Kleine um sich herum, ließ sie die großen Holzbuchstaben aus der Schürze heraus spazieren, auf den Tisch, aber denselben hinweg. Jeder Buchstabe wurde unter ihrer Beschreibung zu einem lebendigen Wesen, die ihm beigelegten Eigenschaften wurden von seiner Gestalt entnommen. Die Buchstaben wurden bei Namen gerufen, kamen und verschwand, stellten sich neben-, hinter- und übereinander, die Kinder verkehrten mit ihnen, wie mit jüngeren Gespielen, die unbedingt gehorchen mußten, und ehe man sich's versah, konnten die Kinder lesen, Begabte oft in wenigen Wochen. Die von Großmutter Schneider angewendete Methode war weder Büchern entnommen, noch einem großen Pädagogen abgelauscht, sie war Großmutter's eigene Erfindung, entstanden aus natürlichem Geschie, der Fähigkeit, sich in die Kinderseele hinein zu versetzen, und aus großer Liebe zu den Kleinen. Was Wunder also, daß die Kleinen glaubten, nur zu spielen, wenn sie lernten, und tatsächlich viel lernten, wenn sie nur zu spielen schienen. So bald die „Rekruten“ lesen konnten, entließ Großmutter sie zur Tante (Frau Reinecken), welche mit derselben Unermüdblichkeit und heiteren Freundlichkeit auf „Höheres“, Singen, Marschieren, Stillstehen, Geschichtenerzählen, Schreiben usw., hielt. Nach einem Jahr meistens gingen die also spielend Vorgesetzten in andere Schulanstalten über. Glanzpunkte im Schulleben waren die alljährlichen Puppenfeste. Wer jetzt als Erwachsener, vielleicht als Familienvater, sich seines ersten Schulganges zu Tante Reinecken erinnert, wird sich beim Lesen dieser Zeilen gern vergewärtigen, wie spielend leicht es ihm geworden ist, zu lernen, wie man zur Schule geht. Er wird herzlich Anteil nehmen an seiner mütterlichen Freundin, die nachgerade müde wird und ihren Kindergarten zu Ostern an eine jüngere Kraft übergibt. Jeder wird sich bei Tante Reinecken's Abgang bemühen wollen, ihr die Versicherung zu geben, daß sie, wie überhaupt in unserer Gemeinde, auch an ihm segensreich gearbeitet hat. Er wird sich seines ersten Schulganges gern erinnern und sich der folgenden von J. J. David auf denselben verfaßten schönen Verse freuen:

„Gut' hab' ich mein Mäd'el zur Schule gebracht,  
 Gar schlimme Gedanken hab' ich gedacht:  
 Mein teures Kleinchen, mein Sonnenscheinchen,  
 Nun tußt du auf deinen flinken Beinchen  
 Aus unserer überängstlichen Mitte  
 In die böse Welt die ersten Schritte  
 Und bist für immer hingegeben  
 Dem schlimmsten Feinde — ich meine das Leben;  
 Lernst früh' aufstehn und tausend Pflichten,  
 Unnützlich als nötig Ding verrichten.  
 Wir haben dir jede Lüge vertehrt,  
 Nun siehst du, wie sie die Welt durchfährt.  
 Wir hielten dich an zu Wahrheit und Reinheit. —  
 Wer aber siegt? Wahr' dich! die Gemeinheit,  
 So ziehen dir ins Herzelein

Der Gram, die List, der Argwohn ein —  
 Und endlich wirst du, mein süßes Kind,  
 Wie ich, wie wir, wie Alle find!“

Heute, den 1. 4., fand im Hause von Tante Reinecken in der Feldschmiede eine reizende Feier statt. Tante legte heute als langjährige Leiterin eines Kindergartens ihr Ptepter nieder und hatte zu dem Ende zum letztenmal eine frohe Kinderschar um sich versammelt. Frühere Schülerinnen, zum Teil bereits selber Mütter von jetzigen Schülerinnen, hatte es gedrängt, noch einmal mit den Kleinen in den Räumen sich aufzustellen, wo auch sie den großen Schritt ins Leben getan, wo auch sie gelernt, gelacht, gesungen und gesprungen hatten. Sie hatten vorher für Ausschmückung der Räume gesorgt und begrüßten Tante mit einem wohl eingeübten Gesange. Frühere heitere und ernste Erlebnisse wurden in der Seele lebendig, und als man auf einem Tischchen in der Ecke einen großen Abbeißkuchen gewahrte, da übernahm es selbst die Großen: sie wünschten, für einen Augenblick wieder klein, ganz klein zu sein, um noch mal einbeiß zu dürfen in den Kuchen, wie ein solcher jedesmal im Jahre erschien, wenn Tante's Geburtstag war. Der Kuchen ging dann um, man durfte so tief halten, wie man wollte, und manche Erwachsene wunderte sich heute im Stillen darüber, wie tief sie als Kind hatte beißen können. Dies alles hatte ein Herr, Vater früherer Schülerinnen von Tante, vorgeahnt; er hatte als Menschenkenner sich gesagt, daß der Abbeißkuchen den vornehmsten Platz in der Erinnerung behaupten werde, und hatte solchen Gefühlen in Versen Ausdruck gegeben, welche von einem der Kleinen (immer abwechselnd mit den Augen zwischen Tante und dem Kuchen) niedlich hergesagt wurde:

„Du liebe Tante Reinecken,  
 Kurz sind nur meine Reinecken  
 Und auch die Aermchen noch nicht lang,  
 Doch bin ich gar kein bischen bang,  
 Daß bei dem schönen Abbeißkuchen  
 Du eine Dreistere konntest suchen.  
 Da biß ich immer tapfer zu,  
 Und heute — setzt Du Dich zur Ruh',  
 Die Du den Grund gelegt zum Wissen  
 Bei allen, die mal abgebissen.  
 Das ist uns Kindern nun ganz eigen,  
 Drum kommen unsern Dank zu zeigen.  
 Wir heute noch mal alle her:  
 Dies Päckchen nimm, es ist nicht schwer,  
 Dabon sollst Du Dich recht erholen,  
 Sollst reisen, mach' Dich auf die Sohlen  
 Und kehre dann zu unserm Glück  
 Verjüngt und neu gestärkt zurück!  
 Das wünschen wir, und nun zum Schluß  
 Nimm für uns alle diesen Kuß!“

Daß es bei dieser Ehrung für Tante nicht blieb, ist selbstverständlich. Blumen, Briefe, Karten, Telegramme trafen in großer Zahl ein; alle diese

Rundgebungen wollten Tante Reineden das Gleiche bekunden, nämlich: „Wer Liebe sät, wird Liebe ernten!“ Der Kindergarten bleibt in seinem alten Helm, eine jüngere Kraft, Fräulein Anni Jans, wird ihn in dem Geiste weiterführen, durch welchen er Segen gestiftet und Anerkennung gefunden hat.

Gestern, den 20. Oktober 1910, hat eine große Trauerversammlung von hier und auswärts eine Frau zu Grabe geleitet, deren Name mit Verehrung und Liebe von Hunderten in der Heimat und im Auslande genannt wird. Es war Tante Reinede, die man zur Ruhe bestattete, eine Frau, welche als Inhaberin und Leiterin eines Kindergartens in den Jahren 1865 bis 1903 gegen 1200 Kinder der Spielen und Lernen spielend lehrte. Was Fröbel unter einem Kindergarten verstanden wissen wollte, hat sie begrifflich wohl nie erklärt, aber tiefinnerlich gefühlt und im Umgange mit ihren Schützlingen bewiesen. Als Tante Reinede den 1. April 1903 ihr Zepter niederlegte und wir dies an dieser Stelle mitteilten, da kamen bald in großer Zahl die Briefe aus Deutschland, Japan, Indien, Amerika, Afrika von glücklich verheirateten Frauen und von Männern in hohen Stellungen, die versicherten: „Tante, so Vieles wir später auch bis zur Universität hinauf gelernt haben, so schnell und so Schönes, wie bei Dir, haben wir doch nirgends gelernt. Wie schnell lernten wir lesen und schreiben und daneben die zierlichsten Körbchen flechten, wie wir sie so fein noch nirgends wieder angetroffen haben. Und dann die liebe Großmutter Schneider, Deine Mutter! Solche Großmütter gibts nun gar nicht mehr und auch solche Abbeißluchchen nicht, von denen an Großmutter's Geburtstag 40 Knaben und Mädchen bis an die Ohren hineinbeißen durften und die doch nicht alle wurden!“ — Wir können die Richtigkeit solcher Erinnerungen bestätigen. Wir haben Großmutter Schneider und auch die Abbeißluchchen gekannt. So was gibts nun nicht mehr. Großmutter war überhaupt der Schutzpatron des Ganzen und in dem Kindergarten ein zweiter Pestalozzi. Nun sind beide Frauen nicht mehr. Aber im Herzen dreier Generationen leben sie verdientermaßen weiter!

## Polizeiliche Erinnerungen

### I.

Die Polizei kann sich ihren Umgang nicht nach Geschmack wählen; sie muß ihn nehmen, wie er ihr dienstlich zugewiesen wird. Und dabei ist nicht zu vermeiden, daß zuweilen Zuchthäusler mit unterlaufen. So z. B. der lange Paul. Er tat keinem Erwachsenen, keinem Kinde, nicht einmal einer Fliege etwas zu leide und doch kam er wiederholt ins Zuchthaus, bloß wegen seiner entsetzlichen Faulheit. Er schien sich das Lessingsche Wort: „Laßt uns faul in allen Sachen, nur nicht faul zur Faulheit sein“ als Wahlspruch genommen zu haben. Er mochte sich tatsächlich nicht hüten und wenn er es dennoch tat, dann nur, um etwas aufzunehmen, das ihm nicht gehörte. Und wegen dieser üblen Angewohnheit kam er erst ins Gefängnis, dann ins Zuchthaus. Das war seiner Frau ganz recht, dann brauchte sie ihn nicht zu ernähren, was sie sonst durch Biddeeren-pflücken, Kränzgebunden, Austragen von Zeitungen, Reinmachen usw. tat. Jeden

Sonntag ging sie in Krischan Müllers „Volkschule“ in der Paaschburg zu Tanz, wo sie als leichtfüßige Galopptänzerin von einem Arm in den andern flog und nach jedem Tanz an der Tonbank ein „Nordlicht“ sich hinter den Slip gab. Reizend gelb, naiv-schmutzig, ein Gummigürtel mit blankgeputztem Messingverschluß, und Lastingschuhe an den Füßen, war sie in meinen Augen immer das Urbild der aus der dänischen Königsgeschichte bekannten „Stiefellett-Cathrin“. Ihr Seelenfreund war der brustkrante Zigarrenmacher Peter, dem nur, wie sie sich überzeugt hielt, durch Hundefett zu helfen sei. Aber woher solches nehmen? In der Apotheke, sagte sie, hätten sie in allen Krufen dasselbe Schweineschmalz, nur mit anderen Aufschriften. Nein, sie wollte es von einem richtigen Hund haben. Der bei Zimmermeister Peter Mohr in der Paaschburg wohngaste Husarenoffizier hatte einen fetten Hund. Wenn sie den kriegen könnte! Sie hatte ihn, wenn er mittags mit seinem Herrn vom Essen bei Frau Siebel im „Friedrichsbrunn“ kam, schon mehrmals in der Ritterstraße abgefangen und bis in den Gang gehütet, aber nie ins Haus hinein kriegen können. Da hatte er dann jedesmal aus seiner fetten Kehle gequiekt und war auf den Pfiff seines Herrn diesem nachgewadelt. Wenn nun ihr Mann aus dem Zuchthaus kam, sollte der einen Hund besorgen. Er bekäme sonst nichts zu essen!

Das ließ sich leichter befehlen, als ausführen. Paul kam zurück. Um des lieben Friedens, aber auch des Essens halber, stellte er einen fetten Hund in Aussicht. Er verband sich zu diesem Zweck mit seinem moral-verwandten Kollegen Gule, um Kapitän Lehmanns Karro in der Fischerstraße abzuketten und abzuschächten. Gule brachte eine Hündin mit und mit dieser begaben sie sich spät Abends auf Lehmanns Hofplatz. Während Karro mit der Hündin eine Unterhaltung anknüpfte, ketteten sie ihn los, begaben sich mit ihm auf den Münsterdorfer Deich und schlachteten ihn dort regelrecht ab. Fell und Fett nahm Paul vorweg an sich und das übrige teilten sie sich zur Hälfte. Sie haben den andern Tag friische Suppe davon gekocht, den Rest in Essig gelegt und noch volle 8 Tage mittags zu Pellkartoffeln und abends zu Bratkartoffeln Sauerbraten gegessen.

Das Fell brachte Paul zu Gerber Johann Becker in der Feldschmiede zum Gerben. Der Zigarrenmacher aber kurierte sich mit echtem Hundefett.

Nun wollte es der Zufall, daß nach einigen Wochen Kapitän Lehmann bei Gerber Becker kommt und da in der Lohgrube das Fell seines Karro liegen sieht. „Johann“, sagte Lehmann, „wo kommst Du hi min Karro?“ Nun, die Personalbeschreibung desjenigen, der das Fell gebracht und die Anzeige von Lehmann führten die Polizei alsbald auf die Spur von Paul, der vorgeladen, kräftig leugnete, zuletzt aber, in die Enge getrieben, sich zu folgendem Bekenntnis bequeme:

„S wo, werd ich Hunde mördern! Die Sache ist vielmehr so: Mein Kommerant Gule und ich gehen eines Abends bei Mondschein längs dem Münsterdorfer Deich, da wir Mondscheinlandschaften lieben, und sehen uns voraus einen Hund laufen, der um den Hals ein langes Tau hatte, das er mit sich schleppte. Ich sage, Gule, sag' ich, der Hund hängt sich noch an seinem Tau auf. Eben habe ich das gesagt, wickelt sich das Tau um einen Diebstahl, der Hund kommt zu Fall, purzelt den Deich hinunter und hängt sich auf. Ich sage Gule, sag' ich, wenn die Polizei von diesem Todesfall erfährt, bringt sie uns dazu in Beziehung, da wir beide ja nicht mehr ganz unbestraft sind. Laßt uns den Köter in die Stör werfen. Aber den Kopf, meinte Gule, könnten wir ihm doch ausziehen. Als wir das getan, meinte Gule, es sei doch schade um das schöne Fleisch und Fett, das könnten wir doch mitnehmen, und was dann noch nachbleibe, ins Wasser werfen. So

ist die Sache. Wenn Lehmann sein Fell wiederholen will, braucht er Johann Beder ja nur den Gerberlohn zu zahlen". Die Verwendung des Fleisches als Suppenfleisch und Sauerbraten gab er, wenn auch nicht in Worten, doch dadurch pantomimisch zu, daß er in Erinnerung an die fetten Mahlzeiten unbewußt genießerisch mit der Zunge um die Rippen leckte.

Paul spazierte wieder ins Zuchthaus. Seine Frau aber ging den folgenden Sonntag in die „Volkshalle“ und tanzte Galopp.

## II.

Nummer II, mag er Grün heißen, war im Hauptberuf Einbrecher, im Nebenberuf Produkthändler. Sein halbes Leben brachte er in Absägen im Zuchthaus zu; man konnte wohl sagen, daß dasselbe sein natürlicher Aufenthalt war. Und merkwürdig, sowie die Zuchthausstore sich hinter ihm schlossen, wurde er „moralisch“, indem er nie Anlaß zu Klagen gab, willig und gut die ihm übertragene Arbeit über das verlangte Maß hinaus verrichtete, sodaß er bei seiner Entlassung stets ein nettes Ueberverdienst-Guthaben ausbezahlt erhielt. Beim Meister im Webesaal, wo er arbeitete, fand er sich daher gut, repräsentierte er dort gewissermaßen die Aristokratie unter seinen Kollegen. Wenn er einmal wieder abtransportiert werden sollte nach Rendsburg, ließ er sich noch bei mir vorführen, um seinen Schein für sein stehendes Gewerbe des Produkthandels abzuliefern und ihn gleich aufs neue für seine Rückkehr zu bestellen. Als ich einmal sagte, er werde sicher im Zuchthaus sterben und einen Schein nicht mehr brauchen, entgegnete er stolz: „Auf Ehre nicht, Herr Sekretär!“ Zur Bekräftigung bot er mir seine Rechte an. Ich habe der Versuchung widerstanden, mir seine Ehre verpfänden zu lassen und sie ihn ruhig mit nach Rendsburg nehmen lassen.

Als er wiederkam, besuchte er alsbald mich wegen des Gewerbebescheines und klagte mir bei der Gelegenheit, wie schlecht in den letzten Jahren die Menschen geworden seien: „Sie wissen ja, Herr Sekretär, wie fleißig ich in Rendsburg bin, weil ich immer eine schöne Summe Ueberverdienst mitbringe. Das können die andern nicht haben. Der eine läuft bei mir im Arbeitsjaal vorbei, verfehlt mir einen Knuff mit dem Ellbogen in die linke Seite und sagt Schuft, du sollst nicht überarbeiten; dann kommt ein anderer und knufft mich in die rechte Seite mit den Worten, Lump, du sollst nicht überarbeiten!“ Seinen Ueberverdienst, der hieher zur Auszahlung geschickt wurde, verwandte er als Betriebskapital in seinem Handel.

Lange dauerte es nicht, da konnte er wieder der Versuchung nicht widerstehen, von andern gestohlenen Metall aufzukaufen und in seinem Keller zu zertrümmern. Es mußte nichts, er mußte wieder nach Rendsburg, schon über 60 Jahre alt. Sein einziger Trost war: „Ich krieg's da gut, Herr Sekretär, der Meister kennt mich, ich konn bei's Weben, was er mir schon versprochen hat, wenn ich wiederkäme!“

Sobiel ich erinnere, ist dies sein letzter Aufenthalt in Rendsburg gewesen. Er schien sich dann mehr der Ausbildung seiner drei Söhne im Stehlen und Einbrechen zu widmen. Den jüngsten, 15jährigen, eben konfirmiert, ließ er, während er selber im Hinterhalt lag, seinen ersten Versuch in der Umgegend von Krempe machen. Da hatte er ihm die Aufgabe gestellt und durchgesprochen, aus einem Schornstein Räucherwaren zu holen. Der Versuch mißlang. Der Junge kam wegen seiner Jugend mit wenig Gefängnis davon. Der zweite aber, der mittlere, erwies sich als gelehriger Schüler, der seiner Meister noch übertraf.

Es war im Winter, als morgens früh die Anzeige kam, bei Schankwirt Baasch in der Ritterstraße sei unterm Bett heraus eine eisenbeschlagene Geldkiste gestohlen worden.

Die Feststellung ergab folgendes: Der alte Baasch hatte unter seinem Bett eine eisenbeschlagene Holzkiste stehen, in der sich Papiere und Geld befanden. Großvater Baasch pflegte morgens, wenn seine Frau aufstand, um in der Küche Kaffee zu kochen, seinen kleinen Enkel zu sich ins Bett zu nehmen, wo sie sich im Dunkeln so schön etwas erzählen konnten. Wenn da jemand in der Stube herumtschlarrte, war es Großmutter Baasch, die da im Dunkeln Bescheid wußte und nur etwas holen wollte; ein anderer hatte da nichts zu tun. Als es hell wird und Baasch aufsteht, fehlt die Geldkiste, die noch den Abend vorher da gestanden hatte. Sie mußte, während Frau Baasch Kaffee kochte und ihr Mann sich im Dunkeln mit dem Enkel unterhielt, unterm Bett herausgeholt sein. Der Dieb mußte den schlarenden Gang von Großmutter Baasch nachgesehen und genau Bescheid gewußt haben.

Wer war der Dieb? Alle Einlogierer, die im letzten Jahr bei Baasch gewohnt hatten, wurden durchgenommen. Von ihnen konnte nur der junge Grün in Betracht kommen, der nun auf der Burg logierte. Nach der Besichtigung und Besprechung im Hause, kam der Garten an die Reihe. Da gewahrte man nun im friischen Schnee der letzten Nacht deutliche Spuren von Männerstiefeln, die durch den Garten von Zimmermeister Peter Mohr, längs der Baaschburg und nach Könnau's Holzplatz (auf dem jetzt das Vhzeim steht) führten. Auf dem Holzplatz lag viel Klustholz. Mit einem solchen Kloben war die Geldkiste zertrümmert worden, die nun in Trümmern da herumlag. Vorher war bereits dafür gesorgt worden, die Fußspuren im Baasch'schen Garten durch übergestülpte Kisten zu erhalten.

Nun handelte es sich darum, Grün ausfindig zu machen. Er wurde gestiefelt in seinem Logis auf der Burg arbeitslos angetroffen und veranlaßt, seine Stiefel auszuziehen, selber aber sich einstweilen in Haft zu begeben. Die mit den Stiefeln gemachten neuen Spuren glichen genau den vorhandenen und in die vorhandenen paßten genau die Stiefel. Die Nägeleindrücke in den Fußspuren entsprachen den Nägeln unter den Stiefelabsätzen.

Kein Zweifel, Grün war der Dieb. Aber es war doch ausgeschlossen, daß der in diesen Stiefeln sich in der Schlafstube hätte bewegen können! Uebermalige Besichtigung vor Baasch's Hintertür ergab nach den zahlreichen Fußspuren das selbst, daß der Dieb vor der Hintertür sich erst seiner Stiefel entledigt, Schuhe angezogen und beim Herauskommen die Schuhe wieder mit den Stiefeln vertauscht habe. Hatte Grün Schuhe? Ja, die wurden auch gefunden, gestrichelte Schuhe von seiner Braut.

Leugnen nützte nichts mehr. Der Versuch, sein Alibi nachzuweisen (daß er zurzeit des Diebstahls anderswo gewesen), mißglückte auch. Es blieb also mit Rücksicht auf die vielen Vorstrafen nur noch das Zuchthaus übrig.

Als der Transporteur, der Grün nach Rendsburg bringen mußte, zurückkam, sagte derselbe, er solle mich von Grün grüßen und sagen, so dumm sei er nicht gewesen, den Diebstahl auf Stiefeln auszuführen, er habe ihn in Schuhen ausgeführt.

Nun, anderes hatte ich auch nicht vor der Strafkammer als Vermutung ausgesprochen. Das hatte Grün in der Verhandlung nur nicht auseinandergehalten.

## III.

Nummer III war geborener Izehoe. Er hielt sich meistens in einer Wirtschafft in der Hamburger Talstraße auf und kam zuweilen hierher, um die Gelegenheit zu Einbrüchen auszukundschaften und nach einigen Tagen mit Genossen zur Ausführung zu schreiten.

An einem Sonnabend im Sommer kam er mit dem letzten Zuge von Hamburg hier an und nächtigte bis zum Montag im Walde. Am Montag morgen saß er in der Jarrenschen Herberge im Sandberg beim Frühstück und war anscheinend in die vor ihm liegende Zeitung vertieft, während er tatsächlich auf seine Umgebung und namentlich auf einen Landmann achtete, der einen Grog trank und dem Herbergswirt Jarren erzählte, es wolle nicht mehr so, wie vor 20 Jahren. Lange Touren könne er nicht mehr machen und steigen erst recht nicht. Nachts müsse er mitunter stundenlang husien, weil ihm die Luft so knapp werde; dann stehe er oft um 4 Uhr auf und wandere umher; das sei nicht schön für einen alten Mann. Der Fremde aus der Hamburger Talstraße legte seine Zeitung weg, bezahlte seine Beche und frug den Wirt Jarren, ob da wohl Fahrgelegenheit nach dem Lockstedter Lager wäre. Ja, da könne er ja schon mit dem Bauern fahren, der da am andern Tische saß und eben seinen Grog bezahlte. Der Bauer war damit einverstanden und der Fremde fuhr mit. Schon beim Lübschen Brunnen entwickelte sich ein lebhaftes Zwiegespräch. „Sie scheinen es mit der Luft zu haben?“ — „Ja, sehr, das ist eine schlimme Sache.“ — „Dann können Sie sicher auch nicht weit laufen?“ — „Ach, nein, das Laufen wird mir sauer.“ — „Beim Treppensteigen müssen Sie sicher pusten?“ — „Ach, du lieber Gott, das kann ich schon lange nicht mehr!“ — „Können Sie ruhig durchschlafen?“ — „Nein, ich liege oft stundenlang wach.“ — „Müssen Sie nachts aufstehen und umherwandern?“ — „Das ist gerade so, wie Sie sagen; sind Sie vielleicht ein Doktor?“ — „Ja, ich bin Dr. Reiz. Ich wohne in Hamburg. Komme einen Tag in der Woche aufs Land, um meine zahlreichen Kunden zu besuchen.“ — „Herr Doktor, Sie haben mich gleich richtig beurteilt. Zu Ihnen habe ich Vertrauen. Können Sie mir nicht etwas geben, das hilft?“ — „Ja, das könnte ich wohl, aber ohne genaue Untersuchung verschreibe ich nichts, wie einige Aerzte tun.“ — „Herr Doktor, wollen Sie mich mal untersuchen?“ — „Nun ja, ich nehme eigentlich keine Patienten mehr an; aber hier auf der Chaussee kann ich Sie nicht untersuchen.“ — „Herr Doktor, das tut ja auch nicht nötig, wir kommen gleich in eine Wirtschafft, wenn Sie es dann da wollen?“ — Das wollte der Doktor. Beide tranken ein Glas Bier und veranlaßten die Wirtin, während der Untersuchung die Gaststube zu verlassen. Der Landmann mußte sich entkleiden und mit dem Rücken gegen die Tonbank sitzen. Dr. Reiz klopfte den Leidenden hinten und vorn, oben und unten, ließ ihn husten, tief atmen, die Zunge ausstecken, die Augen zumachen und Ohren zuhalten.

„Ich danke Ihnen, ich kann mir jetzt ein Urteil bilden. Medizin hilft hier nichts. Sie müssen inhalieren und zwar reines Quellwasser.“ — „Herr Doktor, wenn es hilft, tue ich ja alles mögliche. Darf ich dabei essen?“ — „Ja, Sie können dabei essen und trinken, was Sie wollen. Ich schicke Ihnen einen Apparat zum Inhalieren, sobald ich heute nachmittag zurückkomme.“ — „Und meine Schuldigkeit, Herr Doktor?“ — „Na, ich untersuche sonst nicht unter 20 Mark, aber geben Sie mir 15 Mark, der Apparat kostet auch 15 Mark.“ — „So, nun muß ich mich aber eilen. Den Erfolg werden Sie bald spüren und Sie werden noch an mich denken. Adieu!“

Als „Dr. Reiz“ nachmittags auf seiner Rückreise nach Hamburg durch Izehoe kam, kaufte er bei dem Bandagisten Lampe, der damals noch neben dem alten Propstenhause in einem nun längst abgebrochenen Hause wohnte, einen billigen Inhalationsapparat für wenige Mark und ließ diesen dem Landmann hinaus-schicken. Der Landmann wußte mit dem Ding nichts anzufangen und brachte den Apparat den nächsten Montag mit zur Stadt in der Hoffnung, bei Herbergswirt Jarren den Dr. Reiz zu treffen. Inzwischen war aus der Wirtschafft, in welcher die Untersuchung stattgefunden, die Anzeige gekommen, daß am Montage vorher die Kasse in der Tonbank erbrochen und um 15 bis 20 Mark beraubt worden war. Es waren in der Gaststube nur der Landmann und Dr. Reiz gewesen. Der Landmann hatte zudem Augen und Ohren zuhalten müssen, auch mit dem Rücken gegen die Tonbank gelehnt. Was Dr. Reiz währenddessen gemacht, konnte er somit nicht sagen.

Es dauerte lange, bis die hiesige Polizei den Gauner in Hamburg ermittelte. Da derselbe seine Einbrüche von Hamburg aus meistens auf dem Lande, nie in Izehoe ausführte, sind wir mit demselben nie direkt befaßt gewesen.

### Die gräfliche Malzmühle in der Breiten Straße

Es gibt nur noch wenige Personen in Izehoe, die diese Mühle im Betrieb kannten, denn 1850 machte ihr letzter Pächter, Edmann, Konkurs und die Mühle ging ein. Wie alt sie eigentlich war, ist nicht zu sagen. Sie wird 1481 zuerst erwähnt, hatte damals aber schon lange bestanden. Sie gehörte dem Landesherren, denn nur dieser durfte Mühlen bauen und betreiben lassen; das war sein Vorrecht. Der Landesherr verpachtete die Mühlen und hatte aus ihnen eine schöne Einnahme.

Als am 24. April 1524 der dänische König Friedrich I. dem Johann Ranzau auf Breitenburg alle Einkünfte aus der Stadt und dem Kirchspiel Izehoe für seine großen Verdienste zum Lehen gab, kam an Johann Ranzau auch die Malzmühle in der Breitenstraße, und zwar in den beiden Häusern, wo nun Herr Pohlmann sein Fischgeschäft hat und nebenan ein Klempnerladen ist. In dem Klempnerhause (wo lange Jahre der alte Meister Brauns wohnte) lief das große Wasserrad um, während in dem anderen Hause (wo etwa 50 Jahre Schuster Witt wohnte) der Mühlenpächter seine Wohnung hatte.

Graf Ranzau auf Breitenburg besaß aber auch noch die Wassermühle zu Winseldorf, die Windmühle auf Nordoe und die Windmühle auf dem Cortansberg. Früher sagte man Crojansberg. Das Kloster hatte eine Wassermühle in Sude.

Die Sache war nun aber früher nicht wie heute, daß einer sich Mühle und Müller wählen konnte; er war vielmehr gezwungen, auf einer bestimmten Mühle schrotten und mahlen zu lassen.

Alle Brauer in Izehoe, etwa 40, gehörten zur Mühle in der Breitenstraße; alle Bäcker hier selbst nach Winseldorf; die übrigen Einwohner nach dem Cortansberg und nach Nordoe und alle klösterlichen Einwohner nach Sude. Wer schrotten oder mahlen lassen wollte, mußte dem zuständigen Müller Bescheid sagen, daß er das Mahlkorn abhole oder warten, bis der Pächter seinen Wagen durch die Stadt fahren und fragen ließ, ob es was zu mahlen gäbe. Der Fuhrmann be-

kam dann für jede Tonne 1 Schilling Fuhrlohn. Es war nicht zulässig, das Mahlgut hinzutragen oder auf Schiebkarre und Plodwagen hinzufahren; denn dann hätte man ja den Fuhrmann um seinen Lohn gebracht. Der Müller aber durfte „matten“, d. h. als Mahllohn von jeder Tonne Korn 2 Kannen für sich nehmen, das ist der 32. Teil einer Tonne, denn diese hatte 64 Kannen.

Nichts empfindet der Mensch lästiger, als Zwang, und so ist es zu verstehen, daß die Zwangsbestimmungen fortwährend übertreten wurden und es zu Klagen und Bestrafungen kam. Wenn ein Bäcker den Suder Müller gut kannte und dieser vielleicht sein Schwager war, so war es doch menschlich, wenn der Bäcker in Sude und nicht in Winfeldorf mahlen ließ. Wenn der Brauer und der Coriansberger Müller Schulkameraden und vielleicht in demselben Kartenkub waren, war es doch wiederum verzeihlich, wenn der Coriansberger Müller sagte: „Ich hole immer mein Bier von dir, nun könntest du doch auch bei mir mahlen lassen; ich schicke meinen Fuhrmann vor!“ und der Bäcker dann nicht in der Breitenstraße, sondern auf dem Coriansberg schrotten ließ.

Aber solche Mogelei kam schneller zur Anzeige, als man dachte. Der etne Müller achtete wie ein Schießhund auf seinen Kollegen. Wenn ein Müllertwagen durch die Stadt fuhr, mußten Klein-Peter und dessen Schwester Antje sich hinterher schleichen und sehen, wo er Mehl ablad und Korn wieder mitnahm. Der gräflich Rankausche Oberinspektor zu Osterhof schickte auch Aufpaffer aus, die ihm ihre Beobachtungen mitteilen mußten. Dann berichtete er seinem Herrn nach Breitenburg und der Graf schickte eine Beschwerdebeschrift an den Magistrat oder gar an den König in Kopenhagen.

Und der König Friedrich III. schrieb 1651 aus Anlaß einer solchen Beschwerde an den Magistrat:

„Graf zu Rankau berichtet uns, daß Bürger und Einwohner unserer Stadt Itzehoe mit ihrem Korn an fremde, benachbarte Mühlen ausfahren und benachbarte Müller sich erlauben, mit Rähnen, Pferden und Wagen in die Stadt Itzehoe zu fahren mit Anbietung minderer Matten, als dem alten Herkommen nach gebräuchlich, um Bürger und Einwohner mit ihrem Mahlkorn an sich zu locken.“

Der König befiehlt dann dem Magistrat, in solchen Fällen einfach Korn, Rähne, Pferde und Wagen wegzunehmen.

Da für Beförderung des Kornes zur Mühle für jede Tonne 1 Schilling = 12 Pfennige an das Mühlenfuhrwerk zu zahlen waren, mogelten Bäcker, Brauer, Bürger in der Weise, daß sie in einen Sack bedeutend mehr als etne Tonne schütteten und so in vielleicht 6 Säcke 7 Tonnen Korn taten, aber dem Fuhrmann nur sechs Schillinge zahlten. Wenn man vielleicht staunt, daß man (um einen Schilling zu sparen) sich solcher Mogelei schuldig machen mochte, so sei daran erinnert, daß 1 Schilling einen großen Kaufwert hatte in einer Zeit, in der der tägliche Arbeitslohn 7 bis 8 Pfennige, der Kaufpreis für ein Huhn 1 Schilling, für 20 Eier 1 Schilling und ein Schaf 10 Schillinge betrug.

Der Müller merkte beim Abladen der schweren sechs Säcke ja sofort, daß darin mehr denn sechs Tonnen Korn waren und begnügte sich nun nicht, um seinen Schaden nachzukommen, mit der Matte von 2 Kannen, sondern nahm gleich vier aus jedem Sack. So zog der Zwang auf beiden Seiten die gegenseitige Betrügerei groß. Um derselben Einhalt zu tun, ergingen 1734 und 1735 von Glückstadt je ein strenges Regierungsurteil: Der Müller der gräflichen Malzmühle soll sich geeichte Maße anschaffen, mit diesen das gebrachte Korn

nachmessen und von jeder so nachgemessenen Tonne 2 Kannen Matte nehmen. Ferner: Die Brauer sind verpflichtet, sich des Müllers Wagen und Pferde zu bedienen, um ihr Korn nach der Mühle zu bringen, und sollen für jede Tonne 1 Schilling Fuhrlohn zahlen. In jedem Sack darf nur 1 Tonne oder 1½ Tonnen Korn sein, und zwar eine „gestrichene“ Tonne, d. h. wenn man die Tonne gefüllt hatte, mußte man sie mit einem Stoß abstreifen, damit es kein Uebermaß gab. Wenn einer nun doch Uebermaß zur Mühle brachte und dabei abgefaßt wurde, mußte er die Uebermaße für das Armenhaus hergeben und außerdem Strafe zahlen.

Den 17. Mai 1782 kam einmal wieder ein Beschwerdebrief von Breitenburg an den hiesigen Magistrat. Der Graf teilte mit, der in Itzehoe wohnhafte Brauer Matthias Mohr habe nicht in der Breitenstraße, sondern in Sude schrotten lassen. Der Suder Müller treibe es so arg, daß er am hellen Tage das Korn aus Itzehoe hole und Mehl und Schrot zurückbringe. Die Nordoer Mühle lasse ihr Fuhrwerk schon gar nicht mehr zur Stadt fahren, weil es nichts nütze. Er, der Graf, könne sich ja mit Beschwerde an den König wenden, aber er wolle gern nachbarliche Freundschaft mit der Stadt aufrechterhalten. Der Magistrat solle doch einmal eine fühlbare Bestrafung eintreten lassen. Sein Oberinspektor Zimmermann auf Osterhof habe gemeldet, daß dieser Matthias Mohr schon zweimal in Sude habe schrotten lassen.

Einmal wurde der Branntweimbrenner Wage auf frischer Tat ertappt. Er hatte zu Edmann, dem Pächter der Malzmühle in der Breitenstraße geschickt, daß derselbe nachmittags Korn abholen solle. Als Edmann kommt, fährt gerade der Suder Mühlenwagen mit drei Sack Korn von Wage weg, sodas Edmann nur noch einen Sack mitbekommt. Natürlich Anzeige beim Oberinspektor auf Osterhof und eine gräfliche Beschwerdebeschrift an den Magistrat! Wage wird auf den 22. März 1793 aufs Rathaus geladen, um vernommen zu werden. Interessant ist, wie er sich herausgeredet: am 3. März sei ein Orkan gewesen und die Coriansberger Mühle umgeweht; der Steindamm von der Delftorbrücke an sei überschwemmt gewesen von den Störfluten, so daß man auch nicht nach der Nordoer Mühle kommen konnte. Nun hätte er sich an Edmann gewandt, wenn auch ungern, denn es hätten ihm bei Edmann mitunter 7 Pfund am Sack gefehlt; „zufällig“ sei nun der Suder Wagen da vorbeigefahren, dem sein Knecht ohne sein Wissen drei Sack Korn mitgegeben habe, was nicht geschehen wäre, wenn Edmann rechtzeitig gekommen wäre. Er gäbe zu, für seine Leute verantwortlich zu sein; man möge die Sache aber diesmal auf sich beruhen lassen.

Am 15. Mai 1816 schreibt der Graf an den Magistrat, daß der Itzehoer Brauer Diener von dem klostertlichen Einwohner Bruhn 2 Tonnen Schrot gekauft, den Mühlenzwang umgangen und somit die Malzmühle geschädigt habe. Diener solle in Strafe genommen und angehalten werden, die der Malzmühle entzogene Matte zu ersetzen, auch das Fuhrgeld zu zahlen und die entstandenen Kosten zu tragen.

So gingen die Denunziationen, Beschwerden, Bestrafungen, Verärgerungen und Anfeindungen von Jahr zu Jahr fort und bewiesen je länger, desto mehr, wie unzeitgemäß der Mühlenzwang geworden.

Im Jahre 1850 geriet der Mühlenpächter Edmann in Konkurs. Das Mühlengewese mit seinen Gerechtsamen wurde im Ratsweinteller öffentlich verkauft. Der Lohgerber Pflaum erwarb das Gewese für 25 Mark Courant. Der Kaufpreis war deswegen so niedrig, weil auf dem Grundstück ein an Breitenburg

zu zahlender Ranon von 215 Mark Courant ruhte. Geheimrat von de Vos wurde am 28. Mai 1868 Besitznachfolger von Pflaum. Der Herr Geheimrat wollte den Wasserlauf für seine Zuckerraffinerie verwenden und leitete denselben durch die Stör in die Fabrik hinein. Die Wasserfrage wurde dann später auf andere Weise gelöst. Da der Mühlenbetrieb die Reinigung des Mühlengrabens hinter den Häusern an der Breitenburgerstraße nötig machte, übertrug Breitenburg diese Reinigungspflicht auf den Herrn Geheimrat, der diese Verpflichtung auf seinen Besitz Westerhof grundbuchamtlich eintragen lassen mußte.

Da nun Westerhof durch Schenkung des Herrn Kommerzienrats von de Vos auf die Stadt übergegangen ist, muß diese nun auch für Reinigung des Grabens sorgen.

Der Herr Geheimrat hatte 8375 Mark Courant für das Grundstück gezahlt. Das Grundstück wurde dann 1870 wieder verkauft. Da, wo der Radkasten gelaufen, richtete sich Klempnermeister Brauns ein, der andere Teil ging an den Werkmeister auf der Feldmannschen Fabrik, Iffel, und dann an den Schuhmachermeister Witt über; heute besitzt es der Fischhändler Adolf Pohlmann.

#### Woher bekam die Malzmühle ihr Wasser?

Einmal aus dem Mühlengraben, der vor der Ritterstraße über den Breitenburgerweg, an der Bleiche entlang, unter Hallbergs Haus und unter der Breitenstraße durch auf das Wasserrad lief. Vor der Ritterstraße war eine Kettenbrücke und der Wasserlauf unter der Breitenstraße war auch mit Brettern abgedeckt, die vom Magistrat jedesmal auf ihre Sicherheit untersucht wurden, wenn der dänische König in Itzehoe zu Besuch kam, damit derselbe doch nicht mit seinem Wagen da durchbrach.

Weiter kam ein Wasserlauf die Stiftsstraße herunter, ganz vom Holzlamp her, durch die Hohestraße, durch das heutige Grundstück von Herrn Gorzky und bei Drogist Bud in die Stiftsstraße einmündend. Wo die Stiftsstraße in die Breitenburgerstraße einmündet, war wieder eine kleine Brücke, auch stand da das kleine Haus des Uhrmachers Knoop. Der Bach lief unter der Küche dieses Hauses durch. Der Mieter Harms hob in seiner Küche einen Holzdedel hoch und schöpfte sich fein Wasser mit einem Eimer heraus. Dann floß das Wasser in den Mühlengraben.

Der dritte Zufluß kam längs der Breitenstraße. Das Wasser kam den Sandberg herunter aus den Quellen am Wunderberg, durch Gastwirt Offes Wiese und aus der St. Jürgenstraße. An Kerns Ecke (heute „Steinburg“ genannt) war eine kleine Brücke. Die Breitenstraße war auf beiden Seiten von den Häusern nach der Mitte etwas schräge gebückt, so daß in der Mitte ein Bach lief bis zur Malzmühle.

Ein Hauptzufluß kam aber aus dem klösterlichen Feldschmiedeteich (wo nun die Helenenstraße ist). Graf Rankau hatte das überschüssige Wasser dieses Teiches für jährlich vier Tonnen Roggen für seine Mühle erworben. Es floß durch den Mühlengraben hinter der Feldschmiede. Der Graf leitete es quer durch Prinzeß Garten, beim jetzigen Hamburger Engroslager über die Straße, über Girschbergs Grundstück hinweg, in die Bekstraße, durch die Gärten des jetzigen Katasteramtes und Goldschmied Spliedt, wieder über die Bekstraße und so in den Bach inmitten der Breitenstraße. Vor dem Laden von Plath und Timmann war eine kleine Brücke. Bach und Graben waren meistens voll Schlamm und Unrat. Im Jahre 1795 wohnte der Amtmann Christian Friedrich von Schilden auf Prinzeßhof. Ihm war der alte Wasserlauf in seinem

Park sehr zuwider und ließ ihn ohne weiteres zuwerfen, ohne die Zustimmung des Grafen einzuholen. Das wurde auf Breitenburg zwar ungern gesehen, gab aber zu ernststen Zwistigkeiten keinen Anlaß, weil von Schilden in zweiter Ehe mit einer Gräfin zu Rankau-Breitenburg verheiratet war.

Nun lag das andere Grabenende ohne Wasser da, aus dem bei Regengüssen der Schlamm in die Bekstraße und die Breitenstraße floß. Da wurde im Frühjahr 1815 Detlef Heinrich Rötger Bürgermeister. Auf des Magistrats Antrag willigte Breitenburg in Beseitigung des Schmutzgrabens, wenn es keine Kosten davon habe und der Magistrat beim Kloster die Aufhebung der Roggenlieferung für den Wasserbezug aus dem Feldschmiedeteich bewirke. Das wird geschehen sein. Der Graben verschwand.

Der längst unzeitgemäß gewordene Mühlenzwang wurde durch das dänische Gesetz vom 10. Mai 1854 den 1. Juli desselben Jahres aufgehoben. Neue Zwangsmühlen durften nicht errichtet werden. Es konnte jedermann mahlen lassen, bei wem er wollte. Die Besitzer oder Pächter der Zwangsmühlen wurden entschädigt. Der jährliche Reinertrag des Mühlenbetriebes wurde aufgehoben des Zwangsrechtes wurde abgeschätzt und der Unterschied mit dem wahren Betrage vergütet. Für das Herzogtum Holstein durfte die Ablösungssumme höchstens 822 000 Reichstaler betragen. Es wurden zu diesem Betrage Schuldscheine ausgestellt, welche das Herzogtum Holstein einzulösen hatte.

An der Stelle, wo ehemals die gräfliche Malzmühle sich befand, stehen noch wie früher zwei Häuser. In dem einen befindet sich der hübsche Laden des Klempnermeisters Dethlefs und in dem anderen ein Zigarrenladen und das Fischgeschäft des Herrn Adolf Pohlmann, des Hausbesizers. Das Haus hat eine neue, architektonisch schöne Front, zwei hübsche Läden und als Sinnbild des Fischgeschäfts auf der Giebelspitze einen großen vergoldeten Sturmpfeifenbesen, der sich dreht, sodaß man immer sehen kann, woher der Wind weht. Und das ist unter Umständen unendlich viel wert.

## Frühere Straßenbeleuchtung und die alte Gasanstalt in Itzehoe

Wir wollen unsere Glücksgasföhen noch einmal wieder anziehen und uns in denselben flugs 135 Jahre zurückbegeben vor die Rathhaustür, wo wir an derselben folgende Bekanntmachung lesen:

„Signatum, Itzehoe, den 24ten September 1791.

Bürgermeister und Rath dieser Stadt laßen hierdurch bekanntmachen, wasgestalt sie nebst Cämmerey-Bürgern und Aeltermännern gewilligt seyn:

Die Anzündung der drey respective bey der Langen- und Delfthors-Brücke, wie auch im Sandberge befindlichen Lampen, während des bevorstehenden Winters, an dunkeln Abenden, an welchen kein Mondschein ist, imgleichen die dabey erforderliche Aufsicht, nicht weniger den zum Brennen solcher Lampen nötigen Trahn und Docht an den Mindestfordernden am nächstfolgenden Freytag, als den 30ten hujus auf dem hiesigen Rathhause Morgens um 10 Uhr zu verdingen. Es können daher Diejenigen, so zu übernehmen Reigung haben, dem gedachten Tage und Orte zur bestimmten Zeit sich einfinden, die Conditiones vernehmen und dabey ihr Bestes beobachten.“

Eine Zeitung gab es damals hier noch nicht, in der man die Bekanntmachung hätte erlassen können, und da auf Angebote von auswärts, namentlich aus Hamburg und Altona, schwerlich zu rechnen war, unterließ man es auch, eine diesbezügliche Bekanntmachung im „Altonaer Merkur“ zu erlassen.

Es gab also 1791 schon drei Lampen oder „Lanternen“ hier, aber nur im Lübschen Anteil. Die anderen drei Kommunen, nämlich die Klosterliche, die Breitenburger und die Burg-Kommune hatten überhaupt keine öffentliche Beleuchtung. Man war um die Zeit an dunklen Abenden überhaupt auf Handlaternen, eine „Lüch“, angewiesen, die man mitnahm, wenn man irgendwo Karten spielen wollte (Boston, L'hombre, Quodrilie), und namentlich, wenn Klosterdiener Klosterdamen aus der Gesellschaft nach Hause geleiteten.

Den benötigten Lampentran kaufte man hier am Orte, von der Kompagne der Grönlandfahrer, die ihre Tranbrennerei am Störbeich hatte, da wo nun die abgebrannte Füllschersche Getreidemühle steht.

Es war nicht ungefährlich, im Dunkeln ohne Handlaterne sich auszukennen, obgleich man vor Autos, Rad- und Motorfahrern sich nicht zu bangen brauchte, weil es die nicht gab.

Gar schlimm war es im Winter 1814, als am 5. Januar Glückstadt kapituliert hatte und Itzehoe so viel Einquartierung bekam, daß manche Häuser 40, 50, ja 100 Mann aufnehmen mußten, die Pferde aber auf offener Straße lagen. Nun kam hinzu, daß man sich namentlich mit den Russen nicht verständigen konnte, die Futter für die Pferde und für die Mannschaften „Buttki“, am liebsten orhoptweise, verlangten. Die beiden juristischen Magistratsmitglieder Bürgermeister Löhmann und Sekretär Kohls, beide dem Trunk ergeben, wurden von der Regierung abgesetzt. Es war im Magistrat eigentlich nur der geschäftsgewandte Senator Carsten Meyer, der mit den Russen zu verhandeln verstand; aber russisch verstand er nicht. Er bat dann den in der Weststraße wohnhaften Romanschriftsteller Dr. Johann Gottwert Müller, der gut französisch sprach, ihm beizustehen. Eines Abends hatten sie wieder mit einem höheren russischen Offizier in der Weinstube von Daniel Hermann Kern (heute „Steinburg“) stundenlang über Leistungen an die Russen verhandelt und nach ihrer Ueberzeugung gut abgeschnitten.

Aus Freude darüber spendierte Senator Meyer eine Flasche Wein nach der anderen. Unser Russe offenbarte dabei ein mächtiges Fassungsvermögen. Spät, sehr spät, trennten sie sich. Während der Russe seiner inneren Erleuchtung vertraute und sich mutig in das Dunkel der Nacht stürzte, bangte dem Senator um die Sicherheit seines wertvollen, unersetzlichen Johann Gottwert Müller und duldete nicht, daß der allein nach Hause ginge, zumal beide die Wahrheit des schönen Spruches in den Gliedern fühlten: „Si k est du beim Wetne, tragen dich sechs Beine; stehst du auf, ei, ei, tragen dich nur zwei!“

Sie hatten einander ein und kamen nach entsetzlichem Kampf mit dem Schwerpunkt bei der Langen Brücke an, wo die Tranlampe Nr. 2 brannte. Senator Meyer duldete aber nicht, daß Müller den gefährlichen Weg allein zurück mache und kehrte wieder bis zur Tranlampe Nr. 3 an Kerns Ecke mit um. Müller wollte nicht undankbar sein und brachte Meyer wieder bis zur Tranlampe Nr. 2. Wie oft sie das wiederholt hatten, konnten sie den andern Tag nicht mehr erinnern. Jeder fand sich in seinem Bett wieder, ohne zu wissen, wie er hinein gekommen war.

Der freundliche Leser wolle meine Entgleisung entschuldigen. Eigentlich wollte ich ja über Straßenbeleuchtung schreiben. Nun soll es auch weitergehen.

Im Winter 1824/25 gab es hier, aber immer nur im Lübschen Anteil, schon 28 Laternen, für die die Stadt den Tran lieferte und 40 Reichstaler für Reinhalten und Anstecken zahlte. Im folgenden Winter übernahm Schrt Neimers das Anzünden und lieferte auch die erforderlichen 8 Zentner Tran für 5 Reichstaler den Zentner. Die Straßenbeleuchtung kam in dem Jahre der Lübschen Stadt auf 104 Taler Kurant zu stehen.

Erst unter der Polizeiverwaltung des Barons von Eggers (1830—35) wurde die Straßenbeleuchtung aus einem Kammerer- zu einem Polizeieinstituten, d. h. die Polizei übernahm die Aufsicht und die Kosten wurden nicht einseitig von der Stadt, sondern von allen vier Kommunen durch Vermittlung der Polizeikasse bestritten.

Es kamen zu den vorhandenen 28 noch 21 Laternen hinzu, die entweder auf Pfählen standen oder an eisernen Armen an Häusern befestigt wurden. Das Geschäft des Anzündens und Auslöschens besorgten die Nachtwächter, nur ore Bedienung der Lampe am Hagedorn (Kerns Ecke) versah ein Klemptner.

Obgleich jetzt 49 Laternen brannten, war die Beleuchtung doch sehr mangelhaft: schmale, nicht gepugte Scheiben; viel Scheibenbruch; Anlauf und Widerstreben der Wächter, ihr schlecht bezahltes Geschäft mit Sorgfalt zu verrichten.

Man setzte sich mit Friedrichstadt und Rendsburg in Verbindung, wo Oel-lampen brennen sollten, und ließ in den Jahren 1839 und 1840 probeweise eine solche hier brennen.

Der Versuch gefiel, und so wurden von 1841 bis 1848 die neuen Lampen mit einem Kostenaufwand von 1200 Talern eingeführt.

Das benötigte Oel wurde jährlich verdungen und der Bedarf eines jeden Abends den Anzändern beim Kaufmann zugewogen. Das Geschäft des Anzündens wurde den Wächtern abgenommen und eigenen Arbeitsleuten, später einem Klemptner übertragen für jährlich 150 Mark.

Eine Beleuchtung fand nur in den sechs Wintermonaten Oktober bis März statt. An den dunklen Septem- und Aprilabenden versah sich jedermann mit einer „Lüch“. Der Wunsch öffentlicher Teilnahme und bürgerlicher Mitwirkung führte dazu, daß seitens des Magistrats ein rechtlicher und zuverlässiger Bürger in der Person des Malers Stoß gewonnen wurde, der eine Art Mitaufsicht des Beleuchtungswesens übernahm, Mängel anzeigte, von Wünschen des Publikums Notiz nahm und auf Verbesserungen bedacht war.

Derartig ohne Entgelt gemeinnützig wirkende Bürger hat die Stadt, gottlob, von jeher gehabt.

Im alten Rom, nebenbei bemerkt, deckten die unentgeltlichen Dienstleistungen wesentliche Bedürfnisse der Gesellschaft und des Staates; der Zustand beider verblühte Jahrhunderte lang auf der Voraussetzung, daß diese Dienstleistungen jederzeit in genügender Menge ohne Entgelt mit Sicherheit zu haben seien.

Einen Riesenschritt machte man im Beleuchtungswesen, als 1857 die Gasanstalt errichtet wurde.

Die Vertreter der vier Kommunen schlossen mit der Gasanstalt einen Vertrag zwecks Straßenbeleuchtung durch Gaslicht. Wer hat nicht den ersten Gasinspektor Schöff gekannt und bei lebhafter Unterhaltung mit ihm nicht etne Priße erhalten? Herr Schöff hatte vielerlei schöngeistige Interessen. Er schnitt Bilder aus illustrierten Zeitschriften für seine Sammlung aus, war ein wertvolles und beliebtes Mitglied der Liedertafel, komponierte, dirigierte und schätzte die schönsten Schiffe. Als 1881 hier das Kaisermanöver stattfand und Prinz

Heinrich beim Verbitter Grafen Revenlow auf dem Klosterhof wohnte, entwarf und baute Herr Schöff ein mehrere Meter langes Schiff, das von ihm kunstgerecht aufgetakelt auf dem Klostersee sich schaukelte. Prinz Heinrich soll sich über diese sinnige Ehrung aufrichtig gefreut haben.

Der Dienstbetrieb des Herrn Schöff war nicht umfangreich. Und namentlich in den letzten Jahren, als die Uebernahme der Anstalt auf die Stadt immer näher rückte, wurden nur noch die allernotwendigsten Verbesserungen vorgenommen.

Da kam 1882 Bürgermeister Steinbrück aus Frankfurt an der Oder, der ostpreussische, leidenschaftlich fleißige Beamte.

Das erste war, daß Herr Schöff einen Assistenten, den aus den großen Berliner Verhältnissen entnommenen Herrn Schulz bekam. Herr Schöff wurde alsbald pensioniert und Direktor Schulz sein Nachfolger. Was sich sofort und weiter im Laufe der Jahre aus dem Betriebe machen ließ, ist dann geschehen bis zu Herrn Schulz Tode. Aber alles hat ein Ende, auch eine Gasanstalt.

Und so hat denn die einsichtsvolle Stadtverwaltung nicht gesäumt, vor 1¼ Jahren mit dem Bau einer neuen Gasanstalt zu beginnen, die, wie der Augenschein lehrt, sich als moderner Industriebau darstellt, dessen technische Organisation sich durch eine Vollkommenheit auszeichnet, die allen, die daran mitarbeiteten, zur Ehre gereicht.

Aber die neue Gasanstalt allein kann's nicht machen, alles hängt, wie im Leben überhaupt, so namentlich in technischen Betrieben, von den Persönlichkeiten ab, die zur Leitung berufen sind.

Und in dieser Beziehung kann die Stadt Vertrauen haben zu ihrem Gasdirektor Lorenz und seinem Stellvertreter Gasmeister Ehold, die ihren Ehrgeiz darein setzen, das neue Werk so nutzbringend zu verwalten, wie nur möglich.

### Carl Friedrich Hofes Bettelgang nach Breitenberg

Der geehrte Leser kennt Carl Friedrich Hofe, denn ich habe, als ich in meinen Glücksaloschen Spaziergänge durch die Feldschmiede machte, ihn als Tischler, Instrumentenmacher und Instrumentenstimmer vorgestellt.

Hofe war arm, bettelarm und kannte die Not in ihrer elementarsten Form, wenn nämlich der Himmel den Hunger größer werden läßt als die Kartoffeln.

Gleichwohl hatte Hofe nicht den trostigen, murrstinnigen Gesichtsausdruck der gedrückten Armut und des Mangels; denn es fehlte ihm das Standesbewußtsein der Armut. Auch wußte er, daß es keine systematisch gerechte Verteilung des Besitzes geben könne, so wenig als man systematisch das Wetter machen könne. „Alles ist relativ im Leben“; eine Wahrheit, die Hofe fühlte, und die heute von Professor Einstein epochemachend neu verkündet wird.

Wenn Hofe in die Lage kam, einmal Betteln zu müssen, dann tat er es mit Humor, wie ehemals Schauspieler und Handwerksburschen, und nur diese, mit Humor Betteln konnten.

Wir wollen Hofe einmal auf solchem Bettelgange begleiten und zu dessen richtigem Verständnis nur folgendes vorweg bemerken:

Zu den Zeiten der Groß- und Urgroßeltern wurden Bettler Pracher genannt, die man durch Prachervögte abfangen ließ. Hier in Itzehoe kamen die Pracher dann in den Turm der früheren Nikolaikapelle, die am Markt stand und 1875 abgebrochen wurde.

Für die Pracher wurden in manchen Häusern die abgeschweerten, rot oder gelb aussehenden Schillinge aufbewahrt, die ebensowenig Geldwert hatten wie der Hosentopf im Klingbeutel.

Einmal machte Hofe einen Bettelgang nach dem nahen Breitenberg, wo er einem Prachervogt in die Hände fiel, der ihm eine drastische Kapuzinerpredigt hielt, die jedoch nicht ernst gemeint, sondern nur darauf berechnet war, Eindruck auf die Umgebung zu machen. In Wahrheit ließ er Hofe mit guten Ratschlägen laufen. Hofe kommt dann über die Fähr in Breitenberg nach Darmböl und weiter nach Winseldorf, wo ehemals ein Stein gestanden haben soll mit der Inschrift, daß es von hier 100 Meilen bis Rom sei. Wenn es einen solchen Stein dort gegeben hat, dann stammte er sicherlich von dem gelehrten Gettrich Rankau.

Herr Färbereibesitzer August Junge in Kellinghusen besitzt eine schöne Sammlung selbstgefertigter Photographien von zahlreichen Rankau-Steinen, in der der erwähnte 100-Meilen-Stein jedoch nicht enthalten ist.

Als Hofe seinen Bettelgang nach Breitenberg beendet hatte, beschrieb er denselben wie folgt:

„Dat güng mi eenmal garni got,  
Harr nix to biten, fen Stüd Brot,  
Ken Arbeit un verdeen kun't nix,  
Denn min Aledasch weer nicht mehr fix;  
Harr nix to braden, nix to kafen  
Un dach: wat schaft du eenmal maken?  
Schaft du mal hin na'n Buern gahn?  
De ward vielich din Not verstahtn.

„Jä morgens los to rechter Tied,  
Hin na een Döörp, von hier nich wit.  
Dar güng de Sat of ers ganz got;  
Jä kreeg manch schön Stüd Botterbrot  
Un Melk; — de weer bald söt, bald sur,  
Wi dat so liggt in de Natur.  
Of geef dat Schillings, geel un rot,  
Un id weer ut de grötste Act.

„So güng dat bet nat letzte Hus,  
Dar beet den Pracher atwer de Lus;  
Denn az id dar um' Schilling bee  
Un lies de Stubendör güng apen,  
De grimmige Prachervogt dor seet.  
Jä dach, mi harr de Slag hier drapen!

„De Prachervogt, de keem herut  
Un tree mi ganz dicht vör de Snut:  
„Segg He mi mal, wat deit He hier?  
Gett He nich sowat von Papier,  
Worut man see'n un klof warrn kann,  
Wat He denn is, min Iewer Mann?“

„Jä heff wull sowat von Papier,  
Dat heff id atwers blot nich hier;  
Güt morgen güng id ut de Stadt

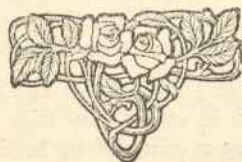
Un dach, id eet mi hier mal satt;  
Hüt abend gah id werrer hin,  
Wo id hüt morgen herkam bin!"

"Ja, He will schön wat wies mi maken,  
He meent, id heff de Dumt nich raken?  
He is een Slöpendriver erster Art,  
Dat seeg id all an Sinen Bart;  
Keen Nock hett He mehr övern Liew,  
Un Geld viellich so'n Schillinge fief,  
De He hier in dit Dörp hett kregen,  
De keem Em wull nich ungelegen?  
De Biig, de is ja ganz terreeten,  
Hett He wull lang in Doorn seeten?  
De Schoh, de sünd mit Tran nich smeert,  
De hobbt de Sinn ja ganz verteert.  
Lein Jahr hett He in' Lann' rumstreefen,  
Dat kann id an Sin Blünn biveeken!"

Id hör dat ganz gebüll an  
Un dach, dat is ja'n groben Mann.  
(Un dochen weer he 'n christlich Geld  
Op disse arge, böse Welt.)  
Denn as wi eben ut Dörp rut weern,  
Do kreeg id'n anner Snack to hörn.  
He seggt: "Id mag dat ja nich doon  
Un denk, dat ward mi Gott bilohn,  
Un He schall of min Gutheit ehrn.  
Süh, dissen Weg kann He sid scheeren  
Un liefut lanf na de Stör rangahn,  
Dor liggt op anner Siet een Kahn,  
Dor mut He denn den Fährmann ropen  
Un kann sid güntsiet 'n Lütten kopen!"

Id weer mi nu nich wenig froh  
Un güng nat lewe Barmbel to,  
Bun dar na'n Winselbörper Boom,  
Do weer't noch 100 Mil bun Rom.  
Hier mak id 'n beeten Tabaksdamp  
Un got een Lütten op de Lamp.

Des Abends keem id in de Stadt,  
Id weer wull möd, doch weer id satt!  
Dat weer een gode Bedelfahrt,  
Bi Gott nich flech in ehrer Art!"



## Inhalts - Verzeichnis

Abzug des dänischen Militärs . . .	136	Hansen, Postmeister . . . . .	68
Anna . . . . .	159	Harbou, von . . . . .	88
Apotheken . . . . .	167	Heesch . . . . .	97
August, Des Hauptmanns . . . . .	201	Hehlmann . . . . .	34
Bälle im Rathaus . . . . .	112	Hein's Gasthof . . . . .	23
Berg, vom, Apotheker . . . . .	77	Heusler . . . . .	22
Besuch, Hoher . . . . .	100	Herzleidend . . . . .	206
Biel, Familie . . . . .	90	Hirschberg . . . . .	13, 97
Bleiche . . . . .	43	Hofe . . . . .	25, 222
Bofel, Franz . . . . .	14	Holzcamp . . . . .	10, 39
Breite Straße . . . . .	5	Hotel du Nord . . . . .	170
Breitenburger Straße . . . . .	43	Honig-Sievers . . . . .	181
Brammviensgang . . . . .	76	Jägermann . . . . .	8, 24, 83
Burg, Die . . . . .	105	Kaisermanöver . . . . .	12, 138
Carstens, Heinrich, Bäckermeister . . . . .	77	Kapellenstraße . . . . .	80
Charlottenhöf . . . . .	45	Katasteramt . . . . .	85
Charlottenberg . . . . .	45	Karl der Große . . . . .	105
Cordts, Zündholzfabrikant . . . . .	23	Kabale und Liebe . . . . .	193
Christine und ich . . . . .	206	Kern, Weinändler . . . . .	31
Deputation, Zeehoer . . . . .	203	Kirchhof . . . . .	10
Dohrn . . . . .	110	Kirchenstraße . . . . .	9
Drescher . . . . .	77	Klosterhof, Hinterm . . . . .	35
Dragoner . . . . .	64	Kleeblatt, Lieberliches . . . . .	197
Düring, Gustav . . . . .	168	Kohl, Kaufmann . . . . .	9
Eggers, Gerd . . . . .	187	Konsumanstalt, Alfen'sche . . . . .	72
Eiken, Dr. . . . .	7	Kriegsschiffbau . . . . .	127
Eichthal . . . . .	45	Leefenshöf . . . . .	47
1100-Jahr-Feier . . . . .	110	Leefen, von . . . . .	47
Emmig . . . . .	19	Luisenheim . . . . .	180
Emma . . . . .	142	Lübcher Brunnen . . . . .	45
Engelhardt, Postmeister . . . . .	70	Lübches Recht . . . . .	106
Fald, Dr. . . . .	21	Löhmann, Bürgermeister . . . . .	7
Fehrs'sche Schule . . . . .	43	Löck, Georg . . . . .	136, 183, 185
Feldschmieder Teich . . . . .	49	Louise, Prinzess . . . . .	11
Freudenthal . . . . .	45	Malzmühle . . . . .	6, 215
Friedrichsbrunn . . . . .	174	Mayland, Frau . . . . .	17
Gasanstalt, Alte . . . . .	219	Mahncke, Bäckermeister . . . . .	82
Geerd mit 'n Steert . . . . .	42	Maas, Bäckermeister . . . . .	80
Gerberhof, Der . . . . .	94	Martens, Claus . . . . .	79, 131
Gerichtsbarkeit . . . . .	122	Markgraf auf Drage . . . . .	104
Grünthal . . . . .	45	Mehrstedt, Herbergswirt . . . . .	71
Grönlandsfahrer . . . . .	148	Meinert, Johannes . . . . .	37
Grawebl . . . . .	34	Meyn, Gebrüder . . . . .	148
Grunert, Ferdinand . . . . .	30	Moltke, Graf . . . . .	37

Mund, Kirstine . . . . .	129	Siebt's Keller . . . . .	174
Müller, Johann Gottwert . . . . .	8	Sloot, van der . . . . .	76
Neumerdenkmal . . . . .	142	Schmiedling, Apotheker . . . . .	80
Nikolaitapelle und Turm . . . . .	82, 84, 222	Schack, Weinhändler . . . . .	35
Ochsenmarktskamp . . . . .	40, 151	Scharmer, Böttchermeister . . . . .	41
Offe, Gastwirt . . . . .	34	Schönfeldt, Peter Samuel . . . . .	131, 185
Osterhöfer Teich . . . . .	33, 44	Schäff, Gasinspektor . . . . .	221
Ottens, Johann Matthias . . . . .	38	Straßenbeleuchtung . . . . .	5, 219
Papengasse . . . . .	9	Straßenreinigung . . . . .	6
Baaschburg . . . . .	26	Stoß, Malermeister . . . . .	6
Pfaffenstraße . . . . .	9	Stintsteg . . . . .	76
Pflasterung . . . . .	7	Stadt Hamburg . . . . .	73
Pflueg, Bürgermeister . . . . .	63	St. Jürgenstraße . . . . .	39
Pfingsten, Buchdruckereibesitzer . . . . .	185	Stiftstraße . . . . .	42
Plamböck . . . . .	32	Stampfmühle . . . . .	44
Boel, Bürgermeister . . . . .	131, 179	Stumpfe Ecke . . . . .	88
Polizeiverwaltung . . . . .	119	Steinbrück, Bürgermeister . . . . .	110
Polizeiliche Erinnerungen . . . . .	210	Stemann, Bürgermeister . . . . .	110
Posthaus, Das alte und neue . . . . .	20	Stadtfoch . . . . .	113
Qualen, von, Josias . . . . .	22	Stadtmusikus . . . . .	114
Ranzau, Detlef . . . . .	10	Ständehaus . . . . .	116
Ranzau, Johann . . . . .	28	Stör, Die . . . . .	144
Ravelain, Das . . . . .	42	Standesamtliche Erinnerungen . . . . .	153
Rathaus . . . . .	108	<b>Rhode. Timm . . . . .</b>	<b>84</b>
Reimers, Gehrt . . . . .	6	<b>Verßmann, Propst . . . . .</b>	<b>12, 32</b>
Reinecke, Tante . . . . .	17, 207	<b>Boßkathe . . . . .</b>	<b>45</b>
Reventlou, Kurt . . . . .	23	<b>Wasserwerk, Bürgerliches . . . . .</b>	<b>41</b>
Reichenstraße . . . . .	63	<b>Wasserverhältnisse, Frühere . . . . .</b>	<b>96</b>
Redoute . . . . .	42	<b>Walmühlen . . . . .</b>	<b>44</b>
Rennbahn . . . . .	97	<b>Wallberg, Pseifenfabrikant . . . . .</b>	<b>18</b>
Rötger, Statsrat . . . . .	5, 98, 131	<b>Walfischfang . . . . .</b>	<b>148</b>
Rüter, Rektor . . . . .	176	<b>Westerhof . . . . .</b>	<b>45</b>
Sand - Jonas . . . . .	31	<b>Weinberg . . . . .</b>	<b>45</b>
Sandberg . . . . .	31	<b>Wilhelm I. von Hessen . . . . .</b>	<b>12</b>
Salzstraße . . . . .	78	<b>Zentralhotel . . . . .</b>	<b>170</b>
Seiß, Dr. . . . .	178	<b>Zimmermann, Heinr., Töpfermstr. . . . .</b>	<b>182</b>
Sigg, Peter . . . . .	131		

Gemeinsames Archiv Kreis Steinburg/Stadt Itzehoe

Gemeinsames Archiv Kreis Steinburg/Stadt Itzehoe